هكذا من الأهل

Dienstag, 30. September 1986 - D ✱✱✱

Axel Springer Verlag AG, Postf. 10 08 64, 4300 Essen 1, Tel. 0 20 54 / 10 11 Wichtige Telefon-Nummern der WELT: Zentralredaktion Bonn (02 28) 304-1 Anzeigenannahme Kettwig (0 20 54) 10 15 24 / Vertriebsabteilung Hamburg (040) 347-1 – Pflichtblatt an allen deutschen Wertpapierbörsen

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Nr. 227 - 40.W.- Preis 1,20 DM - 1 H 7109 A

Belgien 38,00 bfr, Frankreich 7,00 F, Griechenland 150 Dr, Großbritannien 65 p, Italien 1500 L, Jugoslawien 600,00 Din, Luxemburg 28,00 lfr, Niederlande 2,20 hfl, Norwegen 8,50 nkr, Österreich 14 öS, Portugal 150 Esc, Schweden 8,00 skr, Schweiz 2,00 sfr, Spanien 170 Pts, Kanarische Inseln 185 Pts, Türkei 750 TL.

Heute in der WELT

WELT DES BUCHES



Das beherrschende Ereignis des Buchherbstes 1986, Solschenizyns großes Werk „November Sechzehn", führt die Liste der Rezensionen an. Auf 30 Sonderseiten stellt die WELT Neuerscheinungen der Buchproduktion vor. Gabriele Wohmann schreibt über John Updike, Robbe-Grillet über Claude Simon, Tournier über Marguerite Yourcenar, Luft über Dürrenmatt, Holthusen über Meckel und Bracher über die neue Adenauer-Biographie von Schwarz. Dazu ein Interview mit Astrid Lindgren und ein Porträt der größten Buchhandlung der Welt. Der Leitartikel zum Buchherbst auf Seite 2.

Martin Walsers nächste Projekte

Am liebsten wäre er Lyriker, sagt Martin Walser, der als Erzähler internationalen Ruf genießt, im zweiten Teil seines WELT-Gesprächs. Wohin orientiert sich künftig sein Schaffen? *Was denkt er über seine nächsten Buchprojekte? Ein* Problem, dem er viel Zeit, lesend und nachdenkend, widmet: „Wie erzählen wir die deutsche Geschichte?" Seite 7

POLITIK

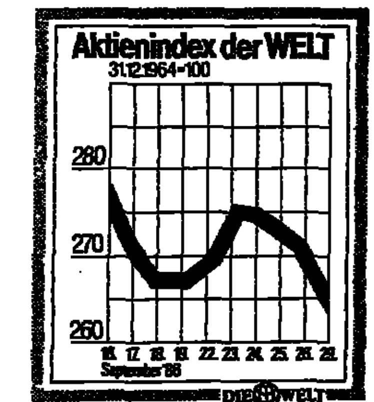
Pressefreiheit: Besorgt über eine zunehmende Beschränkung der Pressefreiheit in aller Welt hat sich der Bundesverband deutscher Zeitungsverleger geäußert. „Erschreckende Beispiele" seien das Verbot der nicaraguanischen Zeitung „La Prensa" und Maßnahmen gegen Zeitungen und Journalisten in Südafrika. (S. 4)

Revirement: Die UdSSR hat ihren Botschafter in Syrien ausgewechselt. Zum Nachfolger von Felix Fedotow wurde nach Angaben der Nachrichtenagentur Tass Alexander Dsachonow bestimmt. Seit Gorbatschow im März 1985 Parteichef wurde, hat die Sowjetunion in mehr als 30 Ländern die Botschafter ausgetauscht.

WIRTSCHAFT

Bundesfinanzen: In den ersten acht Monaten gingen die Ausgaben des Bundes im Vergleich zum Vorjahr um 0,5 Prozent auf 174,4 Milliarden Mark zurück. (S. 11)

Börse: Mit Schwächeneigung begann der Aktienmarkt die neue Woche. Auch die Renten lagen schwächer. WELT-Aktienindex 266,71 (271,63). BHF-Rentenindex 106,812 (106,935). BHF-Performance-Index 106,927 (107,050). Dollar-Mittelkurs 2,0272 (2,0413) Mark. Goldpreis je Feinunze 427,00 (433,00) Dollar.



KULTUR

Denkmäler: Von ihnen wird eine Sprache verlangt, die ohne Dolmetscher verständlich ist. Die Gestaltungsmittel der zeitgenössischen Kunst sind für diese Sprache durchaus geeignet. – Politische Denkmalkultur im modernen Israel. (S. 23)

Helmut Qualtinger: Der österreichische Schauspieler und Kabarettist („Der Herr Karl"), der sich nie richtig einordnen ließ, ist im Alter von 56 Jahren gestorben. Er war an Gelbsucht erkrankt. Im Sommer hatte er einen Herzinfarkt erlitten. (S. 22)

SPORT

Fußball: Der Nationalspieler Matthias Herget will nun doch seine Karriere bei Bayer 05 Uerdingen fortsetzen. Der 30 Jahre alte Libero wird bei seinem Verein einen neuen Zwei-Jahres-Vertrag unterschreiben. (S. 8)

Tennis: Der Amerikaner John McEnroe gewann innerhalb von acht Tagen nun schon das zweite Grand-Prix-Turnier. In San Francisco besiegte er seinen Landsmann Jimmy Connors in zwei Sätzen klar mit 7:6 und 6:3. (S. 8)

AUS ALLER WELT

Disney-World: Ein einst subtropischer „Hinterhof" in Zentral-Florida ist rasch zu einer internationalen „Spielwiese" und einer Attraktion geworden. Mickymaus hat die Region um Orlando völlig verändert. Doch das alles ist nur ein Beginn, denn Größeres ist noch geplant. (S. 24)

Wer ist wer? Die Frage wird in der neuen deutschen Ausgabe auf 1566 Seiten mit Kurzbiographien von 40 000 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport beantwortet. In das Nachschlagewerk sind rund 3000 Biographien von Frauen aufgenommen worden. (S. 24)

Daniloff reist aus Moskau ab. Ist der Weg zum Gipfel frei?

„Ich gehe eher mit Kummer als im Zorn" / Treffen Shultz–Schewardnadse

DW. Moskau/Washington

Die Affäre um den in Moskau der Spionage beschuldigten Journalisten Nicholas Daniloff ist beendet: Gestern nachmittag bestieg der Korrespondent in der sowjetischen Hauptstadt eine Lufthansamaschine nach Frankfurt am Main. Der Fall Daniloff galt als eines der entscheidendsten Hindernisse auf dem Weg zu einem zweiten amerikanisch-sowjetischen Gipfeltreffen. US-Außenminister George Shultz und sein sowjetischer Kollege Schewardnadse haben sich in den vergangenen Tagen in New York bei insgesamt vier Treffen um eine Beilegung der Angelegenheit bemüht. Zuletzt hatten die beiden am Sonntag abend fast drei Stunden miteinander konferiert.

Der Journalist, der seit dem 30. August unter Spionageanklage in Moskau *festgehalten wurde, berichtete, er* sei erst am Nachmittag von seiner bevorstehenden Ausreise unterrichtet worden. Die sowjetischen Behörden *hätten ihm seinen Paß mit einem* Ausreisevisum sowie seinen weiterhin gültigen Presseausweis zurückgegeben.

Wichtig für die USA war es, daß nicht der Eindruck entsteht, Daniloff sei durch einen Austausch gegen den in New York der Spionage angeklagten sowjetischen UNO-Mitarbeiter Gennadi Sacharow freigekommen. Nach Meinung der USA wurde dem unschuldigen Daniloff vom KGB eine Falle gestellt, während Sacharow ein Spion sei.

Das Arrangement zwischen Washington und Moskau könnte nach den in den vergangenen Tagen bekannt gewordenen Informationen so aussehen, daß Sacharow demnächst gegen mehrere sowjetische Dissidenten ausgetauscht wird. Auf diese Weise wäre jede direkte Verbindung der Fälle Daniloff und Sacharow vermieden.

Wie das Problem um die von Washington verfügte Ausweisung von 25 Mitarbeitern der sowjetischen UNO-Mission in New York gelöst werden könnte, war zunächst noch unklar. Sowjetische Regierungsvertreter hat*ten in den vergangenen Tagen mehr*fach betont, diese „völlig ungerechtfetigte" Ausweisung sei für sie ebenso schwerwiegend wie für die USA der Fall Daniloff. Der US-Senat hatte noch am Wochenende dafür plädiert, ein geplantes Gipfeltreffen zwischen Präsident Ronald Reagan und dem sowjetischen Parteichef Michail Gorbatschow abzusagen, falls Daniloff nicht ausreisen könne.

Die Behörden in Moskau hatten angegeben, der Journalist sei verhaftet worden, als er Geheimmaterial über *die Stationierung sowjetischer Trup*pen in Afghanistan habe entgegennehmen wollen. Der amerikanische Präsident Ronald Reagan und Au*ßenminister George Shultz erklärten* hingegen wiederholt, Daniloff sei kein Spion.

Die amerikanischen Behörden beschuldigten hingegen die sowjetische Geheimpolizei KGB, Daniloff als Vergeltung für die Festnahme Gennadi Sacharows verhaftet zu haben, der der ukrainischen UNO-Mission in New York angehört, aber keinen Diplomatenstatus hat. Der UNO-Angestellte war am 23. August festgenommen worden, als er von einem Doppelagenten Pläne für ein Flugzeugtriebwerk kaufen wollte.

DER KOMMENTAR

Auch zwei Lager

PETER RUGE

An diesem Wochenende beherrschte Frankreich die Frage: Wie würde sich die Cohabitation von Sozialisten und Bürgerlichen in der Staatsführung auf die Parlamentsnachwahlen im Departement Haute-Garonne auswirken? Die Antwort der Wähler muß als Zeichen verstanden werden. Mehr als ein Drittel enthielt sich der Stimme, die Urnengänger aber haben das gegenwärtige Kräfteverhältnis der gaullistisch-liberalen Mehrheit und der oppositionellen Linken bestätigt.

Das ist ungewöhnlich, da sich das Wählerverhalten eigentlich immer an den Sachleistungen einer Regierung zu orientieren *pflegt und daher die erste Gele*genheit – nach sechs Monaten Amtszeit der Regierung Chirac – nutzt, um Enttäuschung über die Nichterfüllung zu hoher Erwartungen auszudrücken. Insofern kann die Regierungsmannschaft der Bürgerlichen in Paris befriedigt über dieses Votum in Haute-Garonne sein.

Die aber doch recht deutliche Absage an Kommunisten und die rechtsextreme Nationale Front läßt freilich noch eine andere Antwort zu, die über den Rang dieser Departementswahl hinausreicht: Frankreich scheint auf dem Weg zum Zweiparteienstaat.

Die Neigung zum Dualismus ist ein Charakterzug der Franzosen, der eine *Grundauffassung des po*litischen Handelns reflektiert: Jede Politik lasse letztlich immer zwei Möglichkeiten zu. Dieser Dualismus durchzieht ihre Geschichte: Katholiken – Protestanten, Königstreue – Demokraten, Konservative – Linke.

Eine Polarisierung der Parteivielfalt der V. Republik in zwei klare Fronten ginge aber einher mit dem Verlust einer politischen Mitte in Frankreich. Das bedeutet, daß die Sozialisten weiter nach links abdriften und die Bürgerlichen bald die rechten Flügel erreichen. Die Wiedereinführung des Mehrheitswahlrechtes, die noch von François Mitterrand durch Blockade der künftigen Wahlkreiseinteilung behindert wird, dürfte diese Entwicklung verstärken – sie entspricht aber dem französischen Wählerwillen.

Kohl hofft auf gemeinsames Programm

Biedenkopf führt den Alleingang der CSU auf den bayerischen Wahlkampf zurück

GÜNTHER BADING, Bonn

Der CDU-Vorsitzende Helmut Kohl will die Absicht der bayerischen Schwesterpartei CSU „respektieren", in einem eigenen Wahlprogramm „in *einigen Punkten unterschiedliche* Akzente zu setzen". Vor dem Bundesvorstand der CDU sagte Kohl gestern in Bonn, es bleibe aber das Ziel der *CDU*, zu einer gemeinsamen Fassung des Wahlprogramms zu kommen. Nach der bayerischen Landtagswahl am 12. Oktober solle noch einmal mit der CSU über dieses Thema gesprochen werden. Der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß hatte in einem Interview mit der „Welt am Sonntag" angekündigt, daß die CSU sich nicht am gemeinsamen Wahlprogramm mit der CDU beteiligen werde.

In der Bundesvorstandssitzung hatte Kohl darum gebeten, das Für und Wider eines gemeinsamen Wahlprogramms „nicht auszudiskutieren". Der CDU-Vorsitzende verwies auch darauf, daß in der Geschichte beider Unionsparteien getrennte Wahlprogramme bis 1969 die Regel gewesen seien. Danach sei es immer wieder schwierig gewesen, zu gemeinsamen Entwürfen zu kommen, wenngleich auch beide Parteien in allen Grundfragen übereinstimmten.

CDU-Generalsekretär Heiner Geißler erinnerte an die Entstehungsgeschichte des vom „kleinen Parteitag" *der CDU gebilligten gemeinsamen* Programmentwurfs. Er habe mit einer CSU-Kommission unter Führung seines Generalsekretärs-Kollegen Gerold *Tandler die Abstimmungsarbeit* geleistet. In einer der Sitzungen habe man auch handschriftliche Änderungen, die der CSU-Vorsitzende Strauß in den Entwurf hineingeschrieben hatte, weitgehend berücksichtigt. Auch das jetzt von CSU-Seite als einer der Gründe für eine eigene Programmaussage genannte Problem der Steuerpolitik sei zwischen den Finanzministern Stoltenberg (CDU) und Streibl (CSU) ausgeräumt worden. Der nordrhein-westfälische CDU-Vorsitzende Kurt Biedenkopf führte den Alleingang der CSU auf Profilsuche im bayerischen Landtagswahlkampf zurück.

Der Leiter der Bayerischen Staatskanzlei, Edmund Stoiber, nannte als Bereiche für eine eigene Akzentset*zung der CSU trotz „85prozentiger* Übereinstimmung der Programmatik" beider Unionsparteien die Europapolitik, die Außenpolitik mit den Schwerpunkten Mittelamerika, Afrika und Verhältnis zum Osten sowie die Bereiche Innere Sicherheit, Asylgesetzgebung, Landwirtschaft, Steuerpolitik und Vollzug des Abtreibungsparagraphen 218.

In der Außenpolitik tauche vieles von dem, was die Union als Oppositionspartei formuliert habe, heute nicht mehr auf. Wenn man die Rede von Außenminister Genscher vor der UNO-Vollversammlung lese, „dann könnte er diese Rede genauso gut gehalten haben in der sozial-liberalen Koalition". Stoiber weiter: „Wenn wir jetzt Positionen zugunsten eines Kompromisses aufgeben, dann haben wir Schwierigkeiten bei den Koalitionsverhandlungen."

Wirtschaftsgipfel: Rom für Juni 1987

DW. Rom

Die italienische Regierung hat den anderen sechs wichtigsten westlichen Industrienationen den 7. bis 9. Juni *als Termin für den nächsten Wirt*schaftsgipfel vorgeschlagen, der 1987 in Venedig stattfinden wird. Neben Italien nehmen an diesen jährlich stattfindenden Treffen der Staats- und Regierungschefs die USA, Frankreich, Großbritannien, Japan, die Bundesrepublik und Kanada teil. In diesem Jahr hatte der westliche Weltwirtschaftsgipfel in Tokio stattgefunden.

Kartellamt läßt NH-Verkauf zu

DW. Berlin

Das Bundeskartellamt in Berlin hat gegen den Verkauf des Wohnungsbaukonzerns Neue Heimat an den Berliner Brotfabrikanten Schiesser keine Einwände. Die Behörde teilte gestern in Berlin mit, aus der Anmeldung der Übernahme und den vorgelegten Kaufverträgen hätten sich keine Hinweise dafür ergeben, daß Schiessers Unternehmen, „Die Neue Gesellschaft mbH für Vermögensbildung", den Gewerkschaftskonzern als Treuhänder für Dritte erwerbe.

Seite 4: Aktenherausgabe angeordnet

Chirac triumphiert bei Senatswahlen

Sozialisten auch im Departement erfolglos / Schwere Verluste für Kommunisten

pr./DW. Paris

Frankreichs Regierungsparteien, die neogaullistische Sammlungsbewegung für die Republik (RPR) von Premierminister Jacques Chirac und die liberale Union für die Demokratie (UDF), haben sowohl bei den Nachwahlen für die Nationalversammlung in einem Departement als auch bei den Teilwahlen zum Senat die Linke geschlagen. Im Senat, der zweiten Kammer des Parlaments, konnten sie ihre Mehrheit sogar zu einer Zwei-*Drittel-Mehrheit* ausbauen.

Bei den Nachwahlen im Departement Haute-Garonne hatten die Sozialisten (SP) ihren Ersten Parteisekretär Lionel Jospin ins Rennen geschickt. Sechs Monate nach den Parlamentswahlen, die den Regierungswechsel herbeigeführt hatten, war es ihr taktisches Ziel, die Wähler zu einem Urteil über die Arbeit der Koalition von RPR und UDF in Paris zu bewegen. Deshalb das ungewöhnliche Aufgebot in diesem kleinen Departement – ein Kräftemessen, auf das sich auch die Bürgerlichen einließen: Jacques Chirac stellte sich an die Seite des auf der gemeinsamen Liste von RPR und UDF kandidierenden Bürgermeisters von Toulouse, Dominique Baudis. Gewählt wurde noch nach dem alten Verfahren, im Proporz.

Die Resultate entsprechen den Ergebnissen vom 16. März: 4 Sitze für die Bürgerlichen, 4 für die Sozialisten. Allerdings legte die Regierungsmajorität um 2,8 Prozent zu, die Sozialisten verloren 0,5 Prozent. Die beiden Flügelparteien, die Kommunisten (KPF) und die Nationale Front (FN) wurden mit 6,3 Prozent bzw. 6,9 Prozent weiter zurückgedrängt.

Bei den Teilwahlen zum Senat gewann die RPR 18 Mandate hinzu und ist nun mit 78 Sitzen erstmals stärkste Partei. Die KPF büßte neun von 24 Sitzen ein. Um eine Fraktion bilden zu können, ist sie jetzt auf den Vertreter einer Liste der Vereinigten Linken aus dem Übersee-Departement Guadeloupe angewiesen. Die Sozialistische Partei verlor fünf von 69 Mandaten. Die Bewegung der Linken Radikalen mußte zwei ihrer 13 Sitze abgeben. Die UDF (Giscardisten) verbesserte sich um einen auf 152 Sitze.

Am deutlichsten wurde der Rechtsruck in Paris. Elf der zwölf Senatorensitze gingen an die Bürgerlichen. Die Sozialisten stellen den einzigen linken Senator. Die Kommunisten entsenden erstmals seit Kriegsende weder einen Abgeordneten noch einen Senator aus Paris in eine der Kammern. Dagegen wurde Admiral Philippe de Gaulle, der Sohn von General Charles de Gaulle, in den Senat gewählt. Er hatte sich bisher aus der aktiven Politik herausgehalten.

Im Gegensatz zu den Abgeordneten der Nationalversammlung werden die nunmehr 319 (bisher 317) Senatoren indirekt durch ein Wahlmännergremium aus den Mandatsträgern (Abgeordnete, Regionalräte und Vertreter der Gemeinderäte) der 52 Departements gewählt. Alle drei Jahre wird über etwa ein Drittel der Senatssitze entschieden; diesmal waren es 120 Mandate. Die Amtszeit eines Senators dauert neun Jahre.

Hu Yaobang reist nach Polen

DW. Peking

Mit dem Treffen zwischen dem polnischen Parteichef Jaruzelski und dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas, Hu Yaobang, hat die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei gestern nach 25jähriger Unterbrechung die Beziehungen zur KP Chinas wieder aufgenommen. Aus ideologischen Gründen herrschte *zwischen den beiden Staaten lange* Eiszeit. Nach einer Meldung von „Neues China" nahm Hu eine Einladung nach Polen an.

Egert will zurücktreten

D.D. Berlin

Der Vorsitzende der Berliner SPD, Jürgen Egert, hat gestern nach nur 15monatiger Amtszeit seinen Rücktritt angekündigt. Wie SPD-Sprecher Wiegreffe mitteilte, sind „allein ge*sundheitliche Gründe*" für den Entschluß ausschlaggebend. Als Nachfolger für Egert, der dem linken Flügel angehört, sind der frühere Bause*nator Harry Ristock und der ehemali*ge Stadtrat von Charlottenburg, Erhardt Körting, im Gespräch.

Seite 10: Wird Ristock SPD-Chef?

Özals Partei verliert Stimmen

DW. Ankara

Die „Vaterlandspartei" des türkischen Ministerpräsidenten Turgut Özal hat bei Nachwahlen sechs der elf zu vergebenden Parlamentsmandate erhalten. Allerdings schrumpfte ihr Stimmenanteil von 44,3 Prozent im Jahre 1983 auf 32 Prozent. In vielen Zeitungen wurde deshalb Süleyman Demirel, der die konservative „Partei des rechten Weges" inoffiziell führt, als Wahlsieger gefeiert. Seine Partei (24 Prozent) erhielt 4 Sitze.

Seiten 2 und 5: Weitere Beiträge

Illegaler Handel mit West-Computern

DW. Warschau

Mindestens zehn Studenten und Dozenten der polnischen Universität Krakau müssen sich wegen Handels mit westlichen Computern demnächst vor Gericht verantworten. Sie erwarben in West-Berlin mit Devisen Computer, die sie ohne Wissen der Steuerbehörden mit großem Gewinn an polnische Unternehmen weiterverkauften. Zwischen Oktober 1985 und Februar 1986 machte die Gruppe angeblich umgerechnet 1,5 Millionen Mark Umsatz.

Rau: Polen nicht abschieben

DW. Bonn

Gegen eine Änderung der Praxis, *Polen abzuschieben, hat sich SPD-*Kanzlerkandidat Rau ausgesprochen. Einige Bundesländer – unter anderen Baden-Württemberg und Schleswig-*Holstein – hatten* bei der *Asyl-Runde* im Bundeskanzleramt entsprechende Überlegungen angestellt (WELT v. 27./28.9.).

Rau erklärte, er stimme der Auffassung zu, daß bei Polen und Ungarn nicht generell von politischer Verfol*gung gesprochen werden könne*. Es sei jedoch interessant, daß es die jetzige Bundesregierung sei, die zu dieser Auffassung komme. Das sich jetzt abzeichnende Abrücken der Union von der Asyl-Praxis bei Polen, die seinerzeit mit der dortigen Menschenrechtslage begründet worden war, hatten nach dem Treffen beim Bundeskanzler auch SPD-Vorsitzende Brandt und SPD-Fraktionschef Vogel „mit Erstaunen" registriert.

Brokdorf geht bald ans Netz

HH, Bonn

Das Kernkraftwerk Brokdorf wird *voraussichtlich in Kürze ans Netz ge*hen. Es ist die erste Inbetriebnahme eines Atomreaktors seit der Katastrophe in Tschernobyl. Umweltminister *Walter Wallmann (CDU) wird heute* seine entsprechende Empfehlung an die Landesregierung in Kiel als der zuständigen Genehmigungsbehörde bekanntgeben. Wallmanns bundesaufsichtliche Stellungnahme stützt sich auf das Votum der Reaktorsicherheitskommission, das dem Vernehmen nach positiv ausgefallen ist.

Der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Uwe Barschel (CDU) hatte Ende Mai dieses Jahres für alle in Schleswig-Holstein gelegenen Kernkraftwerke diese abermalige Prüfung durch die Reaktorsicherheitskommission im Lichte von Tschernobyl gefordert. Barschel wollte nach der Empfehlung Wallmanns *seine Entscheidung „zügig treffen"*.

Wallmann-Papier wird verabschiedet

HH, Bonn

Das Bundeskabinett wird heute den Entwurf von Umweltminister Wallmann für ein „Gesetz zur Überwachung der Radioaktivität in der Umwelt" verabschieden. Zur Abkürzung der Beratungsfristen wird der Entwurf am Donnerstag als Fraktionsinitiative von Union und FDP im Bundestag eingebracht. Das Gesetz schafft bundeseinheitliche Regelungen zur Radioaktivitätsüberwachung, auf deren Grundlage bei einem kerntechnischen Unfall oder einem Ereig*nis mit ähnlichen radiologischen* Auswirkungen bundeseinheitliche Schutzmaßnahmen getroffen werden können. In Wallmanns Referentenentwurf wurden die Kosten für den Ausbau der Meßkapazitäten auf 200 Millionen Mark geschätzt (WELT v. 23. 9). Diese Zahl ist aus der Kabinettsvorlage verschwunden, da sie noch nicht belegt werden konnte. Das soll in den parlamentarischen Beratungen nachgeholt werden.

„Prawda" beklagt Engpaß in der Stromversorgung

Verschwendung vergrößert Rückstand im Energie-Programm

DW. Moskau

Die Sowjetbürger verbrauchen zu viel Energie, während die Stromversorgung in einem Engpaß steckt. Mit dieser Feststellung hat die „Prawda" eine Kampagne zum Energiesparen gestartet. Für die gegenwärtigen Versorgungsschwierigkeiten macht die Parteizeitung neben der Katastrophe von Tschernobyl die zu geringe Leistung der Kernkraftwerke Kalinin, Zaporoschie und Rowno sowie den für Kraftwerke zu niedrigen Wasserstand zahlreicher Flüsse verantwortlich.

Hinzu kämen Verzögerungen beim Energie-Programm, das für die ersten neun Monate dieses Jahres die Inbetriebnahme von 28 Kraftwerken mit einer Gesamtkapazität von 6500 Megawatt vorgesehen hatte. Bisher sei aber erst ein Teil der Kraftwerke mit einer Leistung von zusammen 3500 Megawatt fertiggestellt worden. „Wie in den vorangegangenen Jahren werden die Arbeiten nun im vierten Quartal beschleunigt werden müssen, was sich negativ auf ihre Qualität auswirkt", rügte die „Prawda". Für die Verzögerungen seien die „schlechte Organisation auf den Baustellen" sowie *Mängel bei der Lieferung von* Baumaterial, vor allem Stahl und Zement, verantwortlich.

Die Zeitung forderte eindringlich zum Energiesparen auf. Beispielsweise könnten die Arbeitszeiten geändert werden, um die vorhandenen Kapazitäten nachts besser auszunutzen. Auch sei zu überlegen, ob nicht in einigen Gebieten das arbeitsfreie Wochenende verlegt werden könnte.

Insgesamt werde viel zu viel Energie verschwendet, heißt es. Dies gelte für die Verwaltung und die Eisenbahn ebenso wie für Privathaushalte und soziale Dienste.

Bereits in der Vergangenheit hatten Einblendungen im Fernsehen die Bürger ermahnt, das Licht in unbenutzten Räumen auszuschalten. Strom ist für sowjetische Haushalte verhältnismäßig billig, und deshalb wird damit ziemlich großzügig umgegangen. Es gibt zum Beispiel keine Zeitschalter, und in vielen Wohnblocks brennt das Licht im Treppenhaus die ganze Nacht.

G

DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Syrien bloßgestellt

Von Jürgen Liminski

Es war ein Putschversuch, als die von dem ehemaligen Milizführer Hobeika angeführten fünfhundert Schiiten, Syrer und Christen unter dem Feuerschutz der syrischen und schiitischen Artillerie in West-Beirut in das Christengebiet eindrangen. Die Radiostation „Stimme Libanons", das militärische Hauptquartier der Forces Libanaises (antisyrische und prowestliche christliche Milizen) lagen griffbereit. Wäre der Handstreich gelungen, wäre der Weg zum nahen Präsidentenpalast in Baabda frei gewesen.

Präsident Gemayel sah die Gefahr und ließ die Armee eingreifen. Allerdings erst, als die Kämpfe fast schon beendet waren. Mit Grund: Er konnte sich auf die an der Demarkationslinie stationierte fünfte Brigade seiner Armee nicht mehr verlassen, da diese die feindlichen Milizen passieren ließ. Bis die zehnte Brigade zur Stelle war, war die Schlacht schon entschieden. Sie forderte mehr als sechzig Tote.

Der Waffengang ist für alle Beteiligten lehrreich. Gemayel hat gesehen, daß er auf die Forces Libanaises angewiesen ist. Diese wiederum haben erkannt, daß sie in der gegenwärtigen Lage an der Levante mit demokratischer Toleranz nicht weit kommen. Sie müssen die prosyrischen Aktivisten aus der christlichen Region verbannen, wenn sie künftig vor Attentaten und Heckenschützen einigermaßen sicher sein wollen.

Die Syrer, Drahtzieher des Putschversuchs, werden über die Brauchbarkeit ihrer Verbündeten (Amal-Miliz, Hobeika) nachdenken. Für sie ist der gescheiterte Versuch aber auch eine diplomatische Ohrfeige. In Frankreich glaubt keiner mehr an die Unschuld des syrischen Regimes in Sachen Terrorismus und Diplomatie, nachdem das Fernsehen einen Amal-Kämpfer präsentierte, der enttäuscht erzählte, daß die Syrer ihnen leichtes Spiel und fette Beute versprochen hatten. Die Reaktion auf diesen TV-Streifen folgte auf dem Fuß. Gestern wurde ein französischer Fernsehjournalist in Beirut entführt.

Gedanken wird man sich auch in Moskau machen. Wie unbescholten und effektiv ist der Partner in Damaskus noch? Vielleicht wird der sowjetische Botschafter in Beirut den Chef der Forces Libanaises wieder einmal zum Dinner einladen.

Andersrum in der Türkei

Von Evangelos Antonaros

Über die Türken schrieb der Engländer Davis Hotham in seinem Standardwerk „The Turks", sie pflegten in ungewöhnlichen Situationen das Gegenteil des Erwarteten zu tun. Bei der demokratisch fragwürdigen Parlamentswahl von 1983 entschieden sie sich für den Außenseiter Özal, den sich das Militär ganz bestimmt als Regierungschef am wenigsten wünschte. Bei den Nachwahlen vom letzten Sonntag wandten sich viele türkische Wähler von Özal ab und gaben ihre Stimme dem vom Militär zum Nichtstun verurteilten früheren Ministerpräsidenten Demirel.

An der Parlamentsarithmetik ändert dieses Ergebnis kaum etwas. Es ging ja nur um elf Mandate. Dennoch ist der Vorgang hochbedeutsam. Nicht nur muß sich Özal jetzt den Vorwurf gefallen lassen, daß seine solide Parlamentsmehrheit nicht mehr repräsentativ ist. Wichtiger noch ist, daß mehr als sechzig Prozent aller Stimmen an Gruppen gingen, die Querverbindungen zu den Parteien vor dem Putsch im Jahre 1980 haben.

Dadurch ist der Versuch der Militärs gescheitert, mit der alten Politikergarde abzurechnen und ein neues Parteienspektrum zu schaffen. Die Protagonisten der chaotischen Situation von 1980, mit Demirel an der Spitze, sind offenbar nicht niederzuringen. Selbst der Rechtsextremist Oberst Türkesch, dessen berüchtigte „Graue Wölfe" auch in der Bundesrepublik nicht unbekannt sind, feiert die knapp fünf Prozent der Stimmen für eine von ihm diskret unterstützte Partei.

Von einem Rückfall in die Situation vor dem Putsch der Generäle kann zwar noch nicht die Rede sein, obwohl der Eindruck vorherrscht, daß die Politiker in den letzten sechs Jahren nicht viel dazugelernt haben. Dennoch gibt es frappierende Ähnlichkeiten: Das Wahlergebnis vom Sonntag, in Prozentzahlen ausgedrückt, zeigt konkret, daß die Türkei instabiler geworden ist. Würden nämlich morgen Wahlen stattfinden, so würde keine der drei über der Zehnprozent-Sperrklausel liegenden Parteien allein regieren können. Die Bildung einer Koalition wäre daher notwendig. Doch gerade am Zustandekommen von brüchigen Bündnissen ging die türkische Demokratie 1980 zugrunde.

Von Lydien bis Libyen

Von Hans-Jürgen Mahnke

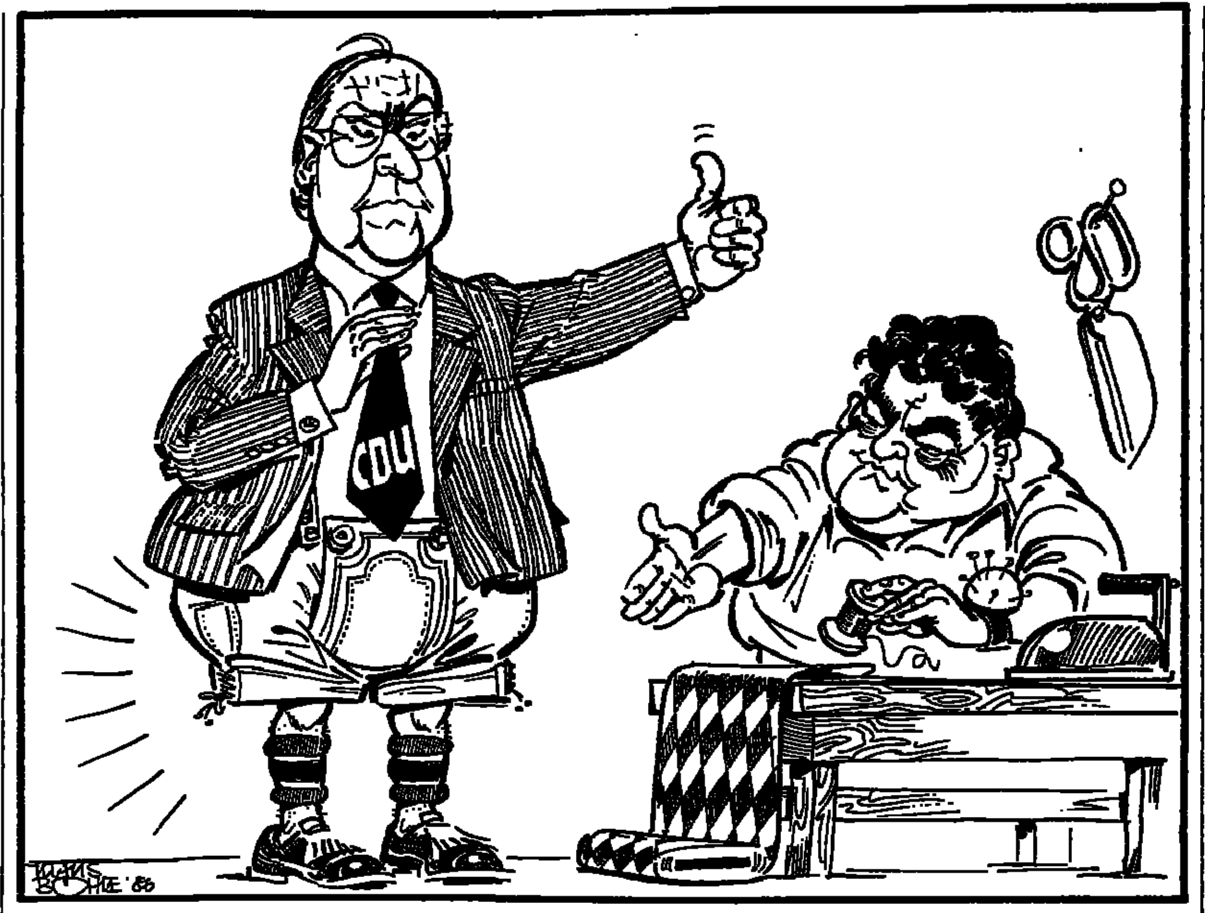
Vorwärts, wir müssen zurück – am besten gleich in die Steinzeit. Der Revolutionsführer Khadhafi handelte nach der alten Landser-Parole, als er jetzt stolz verkündete, in Libyen solle das Geld als Zahlungsmittel abgeschafft und ein Tauschgeschäft-System eingeführt werden.

Wie das nun genau aussehen soll, sagte er zwar nicht. Aber der „Fortschritt" wird kommen. Immerhin hat er bereits 1981 die Lebensmittel- und Kramläden abgeschafft und dafür staatseigene Supermärkte eröffnet. Jetzt soll nach Angaben der amtlichen Agentur Jana „der Gebrauch des Geldes" enden, es soll künftig nur noch Berechnungseinheit sein.

Geld ist, um die handlich-verkürzte Deutung in Meyers Enzyklopädischem Lexikon heranzuziehen, „eine unentbehrliche Einrichtung des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in arbeitsteiligen Gesellschaften". Geld gibt es in irgendeiner Form seit dem Altertum; es gab sogenanntes Primitivgeld wie Muscheln, Nahrungsmittel oder Zahngeld. Die alten Ägypter berechneten Gebrauchsgüter in Deben (etwa 91 Gramm) Kupfer, die Azteken hatten, bevor die Spanier kamen und ihr Gold zu Acht-Real prägten, goldgefüllte Federkiele, Kakaobohnen und Tücher als „Geld". Im siebenten Jahrhundert „erfanden" die Lydier in Kleinasien die gestempelte Münze. Ihr König Krösus wurde ein Inbegriff des Reichtums. Das hat ihn, könnte Khadhafi antworten, auch nicht vor den persischen Imperialisten bewahrt.

Daß die Sowjets, die nach der Oktober-Revolution auch nichts vom Geld wissen wollten, sich die Sache inzwischen anders überlegt haben, könnte der südliche Revolutionsführer als Rückfall in die Frühformen des Kapitalismus abtun. Wo die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, ist die unentbehrliche Einrichtung entbehrlich. Dann benötigt auch niemand ein gesetzliches Zahlungsmittel, um seine Steuern zu bezahlen, die sind abgeschafft.

Für Fiat und einige Banken wird die Sache jetzt ernst: Wie sollen sie die Beteiligung des Wüstenstaates an dem Autokonzern zurückzahlen? Mit Kamelen und juwelenbesetzten Dolchen? Aladdin, hilf!



Modischer Akzent KLAUS BÖHLE

Die neue Offenheit

Von Alfred Starkmann

Seit die Troika zerfallen ist – durch den Tod von Böll, das Nirwana von Grass in Kalkutta und die nun spürbare Distanz von Siegfried Lenz –, hat das literarische Klima in der Bundesrepublik Deutschland sich entscheidend geändert. Martin Walser, der heute kreativste und fleißigste, hatte ohnehin nie die Troika zur Quadriga erweitern wollen. Nicht nur spielen die Schriftsteller keine Rolle mehr im Wahlkampf. Geändert hat sich das Klima auch insofern, als zur Mitte dieses Jahres kein Augur mehr wie früher die Frage stellen konnte: Was bescheren die drei uns zur Buchmesse?

Es pflegte ein gewisser Gradmesser zu sein, weil die neuen Werke der „übrigen" schon mit einem leichten Hauch der Zweitklassigkeit umgeben waren. Nicht im Sinn von literarischer Qualität, sondern von Erfolgsträchtigkeit auf den Bestseller-Listen und von Redestoff auf den Empfängen, die nach wie vor auf dieser internationalen Veranstaltung in Frankfurt am Main Legion sind.

Das veränderte Schema spiegelt auch eine Wandlung, wenn nicht *eine Wende des Geistes. Die* Wandlung deshalb, weil viele Belletristen, die bislang unter dem Schatten der Troika litten, endlich zu gebührendem Recht kommen. Von Peter Handke etwa oder Thomas Bernhard kann man das weniger behaupten, weil sie immer unter dem Rubrum der Exzentrizität liefen; aber Autoren und Autorinnen wie Gerhard Roth, Margarete Hannsmann, Christoph Meckel oder gar Debütanten wie Flurin Spescha werden diesmal freier in ihren Konturen wahrgenommen – von mehr Lesern als zur Zeit der Dominanten.

Das wäre sozusagen der technisch bedingte Wandel. Es deutet sich aber auch eine Wende in thematischer Hinsicht an, wenn Geschichtliches noch mehr als in den Jahren zuvor gepflegt und Zeithistorisches in sehr differenzierter Weise aufgearbeitet wird. Die einst von Grass und Böll inspirierte VS-Gewerkschaftsseligkeit, dann die Ausklammerung bestimmter, von SPD-Ostpolitik tabuisierter Themen scheinen durchbrochen. Die literarische Szene und ihre kritische Rezeption bieten sich offener dar. Das hatte sich bereits bei der jüngsten VS-Tagung in Berlin angedeutet.

In der politischen Literatur setzt unter anderen der bedeutsame Adenauer-Band von Hans-Peter Schwarze neue Akzente. Karl Dietrich Bracher schreibt dazu: „Diese Biographie ... gibt uns einen Schlüssel zum Verständnis der deutschen historischen Entscheidungen vor und nach 1949."

Hier wird aufgrund von vielen Zeitgenossen noch bewußten Tatsachen ohne überbordendes Schuldgefühl geurteilt. Dies kann zwar bei der Monumentalität von Schwarzes Arbeit keine direkte Frucht der viel jüngeren Auseinandersetzung zwischen Nolte und Habermas und dem anschließenden Historikerstreit sein. Aber es zeigt, daß der Wind objektiver weht.

Hellmut Diwald unterstreicht die „Wende", wenn er die „Deutsche Geschichte" des verdienstvollen Gerhard Herm zum Anlaß für ähnliche Anmerkungen nimmt. Diwald beklagt mit dem Autor, daß „wir Deutschen alles tun, um die liberalen Seiten unserer Vergangenheit einzuschwärzen – wie gut bekäme es unserem politischen Klima, wenn etwa in den sowjetischen Geschichtsbüchern daran erinnert würde, daß auch Städte wie Minsk oder Kiew eingangs des 17. Jahrhunderts das deutsche Stadtrecht übernahmen". – Und schließlich die Ausländer: Zu Zeiten der Troika wurden sie ebenfalls im unmittelbaren Messe-Umkreis auf zweiter Ebene gehandelt. Jetzt geschieht es, daß Alexander Solschenizyns gewaltiger „November Sechzehn" zum beherrschenden Werk des Buchherbstes 1986 avanciert. Der Amerikaner John Updike, der Franzose Claude Simon, der Brasilianer Autran Dourado – um nur einige Namen zu nennen – werden uns so sichtbar, wie sie es verdienen.



Mehr Buchmesse, weniger Beckmesser: Frankfurt FOTO: PEITSCH

Es war gewiß der reine Zufall, daß die Messeleitung für dieses Jahr (was sie nur alle zwei Jahre tut) als Hauptthema „Indien – Wandel in Tradition" gewählt hat. Zufall insofern, als man bei der Festlegung des Themas noch gar nicht wissen konnte, daß die Dinge sich hierzulande zu einer neuen Offenheit entwickeln würden; für Indien, aber auch für Wandel in Tradition.

Daß rund fünfzig US-Verlage abgesagt haben, weil einer der Ausstellungstage mit einem hohen jüdischen Feiertag zusammenfällt, will man bei der Frankfurter Messeleitung nicht recht wahrhaben; daran sei „wahrscheinlich" der schwache Dollarkurs eher schuld oder die allgemeine Terroristenangst in den USA. Dies allerdings muß bezweifeln, wer in New York rechtzeitig mit Agenten und Verlegern gesprochen hat.

Bei alledem wird, das versteht sich von selbst, der Kommerz nicht zu kurz kommen. An den Ständen der Verlage, wiederum mehr als je zuvor, wird man verhandeln über Rechte zur Übersetzung und zu auszugsweisem Abdruck in den Printmedien, über die Verwertung in Film, Fernsehen und Funk. Dabei werden alte Feindschaften erneuert und Freundschaften geschlossen, die vielleicht bis zum nächsten Jahr halten.

Man wird essen und trinken und reden und Verträge abschließen. Denn das war schon immer so. Die Offenheit nach innen und zur Welt hin, das scheinen die neuen Merkmale des Bücherfestivals 1986. Man darf sicher sein, daß ein wenig von dieser Atmosphäre bis in seine letzten Treffen dringt.

IM GESPRÄCH H.-J. Mann

See-Mann aus dem Süden

Von Rüdiger Moniac

Hans-Joachim Mann, dem jetzigen Befehlshaber der Flotte in Glücksburg an der Ostsee, fällt die reizvolle wie gleichzeitig schwierige Aufgabe zu, vom 1. Oktober an als Nachfolger von Dieter Wellershoff, der zum Generalinspekteur avanciert, das Amt des Inspekteurs der Marine zu übernehmen. Der einundfünfzigjährige Vizeadmiral, ein Bruder des früheren Staatssekretärs im Bundesverteidigungsministerium, Siegfried Mann, trägt damit zwar „nur" die Verantwortung für die kleinste Teilstreitkraft der Bundeswehr. Doch bei wachsenden Anforderungen an die Truppe allgemein durch schrumpfendes Personalpotential und immer teurer werdende Technik muß der Admiral höllisch darauf achten, daß die bislang vielgerühmte „Ausgewogenheit" im Ausrüstungsstand der Marine in den kommenden Jahren erhalten bleibt.

Dabei hindert jeden Marineinspekteur das in weiten Kreisen der Bevölkerung, auch in denen, die wirtschaftliche oder politische Verantwortung tragen, fehlende Verständnis für seestrategische Fragen. Denn daß zum Beispiel die „Vorneverteidigung" der NATO ganz wesentlich vom Nachschub „hinten" über den Nordatlantik abhängt, zählt zu den Einsichten, die die Marine immer neu um sich herum erschließen muß. Als Befehlshaber der Flotte war Mann für die Operationen der Marineeinheiten verantwortlich, soweit sie unter nationaler Verantwortung liefen. Damit hatte der Admiral noch, wenn auch nicht direkt und unmittelbar, den Kontakt zu den Soldaten auf den Schiffen, Booten und Flugzeugen der Marine.

Das wird nun alles anders. Und man kann den Seeoffizier verstehen, wenn er bedauert, künftig nur noch „von fern" als Planer die Truppe sehen zu können. Der gebürtige Stuttgarter sagt zwar, er sei durch den Dienst in der Marine zum „leidenschaftlichen Schleswig-Holsteiner" geworden; idiomatisch ist an ihm dennoch das Süddeutsche unverkennbar. Nach dem Abitur bewarb er sich 1956 bei der Bundeswehr. Er hat in der Marine die üblichen Ausbildungsstationen durchlaufen; sein spezielles Fachgebiet war dabei die Flugsicherung.



Begann mit der Flugsicherung: Neuer Marine-Inspekteur Mann FOTO: DIE WELT

Der Admiral gilt als Teamarbeiter. Zwar zögert er nicht mit der Entscheidung, wenn alle Gedanken und Vorschläge beisammen sind, aber es macht ihn als Vorgesetzten beliebt, daß er jedem im Team Raum läßt. Mit dieser Einstellung fällt es ihm auch leicht, die Verantwortlichen in der Marine an den Grundsatz vom „Staatsbürger in Uniform" zu mahnen und alles zu tun, damit die Wehrpflichtigen begreifen, wie wichtig ihr Dienst ist.

DIE MEINUNG DER ANDEREN

SÜDKURIER

Er kommentiert zu den Währungs-Tagungen in Washington:

Bundesfinanzminister Stoltenberg und Bundesbankpräsident Pöhl haben in ihren Gesprächen mit den amerikanischen Partnern – so mit Baker und Volcker – doch mit einigem Erfolg auf die positiven Wirkungen der Bonner Stabilitätspolitik hingewiesen. Eine wirtschaftspolitische Konfrontation zwischen Washington auf der einen, Bonn und Tokio auf der anderen Seite wegen der starken Ungleichgewichte im Handel wurde fürs erste vermieden.

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Sie rücken eine innerdeutsche Hoffnung zurecht:

Am Wochenende flüchtete ein DDR-Grenzsoldat in der Nähe des Brandenburger Tores unbemerkt nach Westberlin. Vor ein paar Tagen schon schwammen drei junge Ostberliner in den Westteil der Stadt und erzählten hier, die Grenzwächter hätten sie gesehen, aber nicht geschossen. Meldungen dieser Art häuften sich in den letzten Wochen. Hat die DDR den Schießbefehl aufgehoben oder modifiziert? ... Es gibt keine Information, die darauf hindeutet.

NRZ NEUE RUHR ZEITUNG

Die Essener Zeitung registriert einen Klotz am Rau-Bein:

Der DGB (ist) zum Klotz am Bein des Kandidaten der SPD geworden. Da wird nicht mehr säuberlich getrennt zwischen der Skrupellosigkeit einiger Gewerkschaftsfunktionäre und der resignierenden Betroffenheit der Sozialdemokratie ... Es sind gerade die Betriebsräte, in der Regel die „Treuesten der Treuen", die enttäuscht und verbittert über „die da oben" sind ... Eine Antwort hat (Rau) nicht, wenn überall und immer wieder gefragt wird, warum die nordrhein-westfälische Regierung 43 000 Wohnungen für fast zwei Milliarden Mark von den Gewerkschaften kaufen wollte, aber ein cleverer Berliner 190 000 Wohnungen für „lau" bekommt.

Mannheimer MORGEN

Er kann Strauß nicht verstehen:

Ausfluß seiner Unruhe vor der Landtagswahl ist eine gesteigerte Profilierungssucht. Die Absage an ein gemeinsames Wahlprogramm mit der CDU für die Bundestagswahl – angeblich wegen früherer schlechter Erfahrungen – läßt sich kaum mehr nachvollziehen, da man sich über die strittigen Fragen bereits einig war. Sie wirkt deshalb panikartig. Die Fuchtel, die Strauß gegen Genscher und die FDP schwingt, auch gegen Helmut Kohl, der dem liberalen Außenminister nicht in den Arm fallen will, sie paßt ins Bild. Strauß stellt sich den bayerischen Wählern als trutziger Bannerträger einer durchgängigen konservativen Politik wider Kanzler und Vizekanzler dar.

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG

Das Heidelberger Blatt schreibt nach dem Grünen-Parteitag:

Was ... in Nürnberg beigesteuert wurde, ist nur ein neuer taktischer Winkelzug, um die eigene Unfähigkeit zur praktischen Politik zu verschleiern und die SPD mit dem Thema auf Trab zu halten: das elitäre Grün auf dem gedanklichen Weg zu einer „anderen Republik". Das müßte niemanden ernsthaft beunruhigen. Nur wird die Protestpartei ein zählender politischer Faktor bleiben. Mit anderen Worten: SPD und Grüne addieren sich zwar nicht als Regierungsgespann, aber als Gegengewicht zu einer Koalition, die an den Rand ihrer Mehrheit geriete.

Zweimal David macht noch keinen Goliath

Die Atom-Ablehnung der Liberalen verdirbt der Allianz die Aussichten / Von Reiner Gatermann

Jetzt, zur Halbzeit der jährlichen britischen Parteikongreß-Saison, ist bereits eine wichtige, vielleicht sogar entscheidende Weiche für die spätestens Anfang 1988 anstehende Parlamentswahl gefallen. Die sozialdemokratisch-liberale „Allianz", bisher als dritte Kraft zwischen Tories und Labour fester Bestandteil jeden politischen Kalküls, ist durch einen fatalen Mißgriff ihres liberalen Partners in eine zweifelhafte Position geraten. Jetzt scheint es kaum noch möglich, das Vertrauen jener mindestens dreißig Prozent der Wählerschaft zu gewinnen, die erforderlich sind, um im kommenden Parlament das Zünglein an der Waage ausmachen zu können.

Durch den Zusatz, daß der britische Beitrag zur europäischen Verteidigung „nicht nuklear" sein müsse, hat eine Mehrheit von nur 27 Delegierten bei rund 1300 abgegebenen Stimmen dem bisher unter größten Mühen aufgebauten Einheitsbild der Allianz einen tiefen, wahrscheinlich auf Jahre nicht zu heilenden Riß versetzt. Die Bemerkung des Liberalen-Führers David Steel in seiner glänzenden Abschlußrede, daß ein Wahlsieg „vorübergehend und unnötig riskiert" worden sei, muß als Understatement bewertet werden.

Die Allianz hatte Erfolge bei kommunalen und regionalen Wahlen; wäre es den beiden Partnern gelungen, ihre (getrennt veranstalteten) Kongresse hinter einer einheitlichen Verteidigungspolitik zu sammeln, wäre ihr Vertrauenskonto beim Wähler ganz bestimmt erheblich aufgewertet worden.

Daß dies nicht erreicht wurde, zeigt, daß der Verschmelzungsprozeß, von den beiden Davids (Steel von den Liberalen und Owen von den Sozialdemokraten) intensiv und zielstrebig betrieben, wahrscheinlich von einem Großteil des Fußvolkes noch nicht in seinem vollen Umfang registriert und verarbeitet worden ist. Dies trifft vor allem für die Liberalen zu, die – in ihrer heutigen Form vor genau fünfzig Jahren gegründet – bis heute offenbar noch nicht „erwachsen" sind. Diese Partei war nie in der Position, Regierungsmacht beanspruchen zu können. Ihre Liberalität kam in erster Linie darin zum Ausdruck, daß sich unter ihrem Dach hauptsächlich politische und ideologische Grüppchen und Cliquen sammelten, die bei den beiden „alten" Parteien keine Heimstatt fanden.

Daraus erklärt sich der lockere organisatorische Aufbau der Partei. Erst jetzt in Eastbourne wurde beschlossen, daß die Parteikreisverbände künftig der Zentrale ihre genaue Mitgliederzahl melden müssen. Als Delegierter kann jeder zum Parteitag gehen, der Zeit hat und die rund 105 Mark Eintragungsgebühr aufbringt. „Delegiert" wird hier nicht viel.

Ideologisch steht die Partei in dem Ruf, die Hausmacht der Kernenergie- und Kernwaffengegner zu sein. Sie bietet auch gern skurrilen Ideen eine Diskussionsplattform. Keine andere Partei produziert so viel Bedrucktes über ein dermaßen breites Spektrum.

Ein Wandel trat erst vor fünf Jahren ein, als sich die „Viererbande", bestehend aus Roy Jenkins, David Owen, Shirley Williams und Bill Rodgers, von der Labour Party lossagte, die Sozialdemokratische Partei (SDP) gründete und wenig später die Allianz mit den Liberalen einging. Von da an mußte sich die Steel-Partei größere Disziplin auferlegen und so etwas wie Strategie und Taktik entwickeln. Daß es hier noch erhebliche Mängel gibt, erwies in der vorigen Woche die verteidigungspolitische Debatte. Die meisten Redner taten so, als ob die Kleingarten-Welt der Liberalen das Spiegelbild des Globus sei.

David Steel glaubte, seine Partei habe bereits vor zehn Jahren, als er ihre Führung übernahm, ihre Angewohnheit abgelegt, „in der Ecke zu sitzen und dort ihre Politik zu polieren, damit sie hübsch und rein in eine ideale Welt paßt". Nur sieht die Wirklichkeit ganz anders aus. Wie Steel sagte: „Ich bin an einer Politik ohne Prinzipien nicht interessiert, aber mich reizen auch kaum Prinzipien ohne Macht."

Die Sozialdemokraten schufen sich einen neuen politischen Stil, aber sie leugnen ihr Streben nach Macht nicht. Sie sind eine politische Partei, während die Liberalen sich noch gern in der Rolle des Diskussionsklubs gefallen.

Das liegt nicht nur daran, daß die SDP erst fünf Jahre alt ist und einen hochambitiösen, zielbewußten Führer hat; ihre Anhängerschaft scheint auch durch große Disziplin, politisches Engagement und eine Mischung aus mutigem Reformwillen und nüchternem Blick für Realitäten geeigneter für das Erreichen des höchsten Zieles zu sein, im neuen Parlament zur ausschlaggebenden Kraft zu werden.

Die SDP hat neues politisches Potential entwickelt; immerhin gehörten über 60 Prozent ihrer Mitglieder bisher keiner Partei an. Um aber an die Macht zu gelangen, setzt sie auf die Zusammenarbeit mit den Liberalen. Doch wenn auch David Steel sich von der Abstimmungsniederlage nicht beeinflussen lassen will – statutenmäßig ist er an sie nicht gebunden –, wissen beide Partner, daß das Ziel in die Ferne gerückt ist.

Zwischen Zinsen und Schulden etwas Kaviar und Kultur

Offiziell geht es um die Weltkonjunktur, Zinsen, Defizite und Schulden, doch die Tagung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank in Washington wird immer mehr auch zu einem gesellschaftlichen Ereignis.

Von HORST-A. SIEBERT

Es gibt verschiedene Formen des Wettbewerbs. Normalerweise gilt er als Gewähr dafür, daß die Verbraucher mit besseren Erzeugnissen zu niedrigsten Preisen beliefert werden. Aber zu registrieren sind auch Leistungskämpfe im Überbieten – zum Beispiel, wenn sich Damen mit immer wertvollerem Schmuck behängen, um die Konkurrenz auszustechen.

Vor allem letzteres wird zur Zeit in der amerikanischen Hauptstadt praktiziert, wo seit Freitag die Finanzminister und Notenbankchefs der großen Industrienationen beraten und heute offiziell mit einer Ansprache von US-Präsident Ronald Reagan die Jahrestagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank beginnt. Es ist die Woche der Cocktails, Partys sowie großen und kleinen Essen.

Geschätzt wird, daß rund 10 000 Personen nach Washington geeilt sind, um dabeizusein, wie über Weltkonjunktur, Zinsen, Defizite oder Schuldenkrise geredet wird. Etwa 2500 gehören den Delegationen aus 151 Mitgliedstaaten an, 900 sind Wirtschaftsjournalisten, und der große Rest besteht hauptsächlich aus Bankiers und anderen Beobachtern. In ihren Hotelzimmern fanden sie schon bei der Ankunft stoßweise Einladungen vor, die mit dem Frühstück beginnen und mit Imbissen um Mitternacht enden. Kulturelles wird ebenfalls geboten.

In nur kurzer Zeit ist dieser Jahrmarkt der Eitelkeiten eskaliert. Früher dominierte das Gespräch in den Gängen des Sheraton-Hotels oder man lud ein zu einem schnellen Steak. Heute sind Abendessen, die 200 Dollar je Gast kosten, eher üblich. Gereicht werden dort Kaviar auf Blinis, gedünsteter Lachs und Ente in Limonensauce. Die Speisenkarten sind so ganz unamerikanisch; das meiste, was auf den Tisch kommt, hat französischen Touch. Aus deutscher Küche werden besonders Nachtische angeboten.

Ein Dinner für mehr als 50 000 Dollar

Für diese Art Ringelpiez steht in Washington eine kräftig gewachsene Industrie bereit: die Hotels, die Caterers, die Party-Planer sowie die Limousinen- und Busgesellschaften. Niemand weiß, wie häufig zum Lunch oder Nachmittagstee gebeten wird. Aber die Schätzungen gehen *bis zu 700, wobei der Aufwand* stark schwankt. So kann ein Dinner durchaus mehr als 50 000 Dollar verschlingen. Vermutlich übersteigt der Gesamtumsatz der Branche in dieser Woche zehn Millionen Dollar.

Da Washington keine königlichen Paläste kennt, finden die Empfänge und Essen auch in Museen, Gemäldegalerien und an historischen Plätzen statt. Mit dem Glas in der Hand lehnen die Geladenen an den Marmorsäulen der National Gallery of Art oder speisen im Woodrow-Wilson-House. Deutlich festzustellen ist ein Trend weg von den Hotels in die Nobelstuben Georgetowns, wo Henry Kissinger wohnt und John F. Kennedy *seine Senatorenjahre verbrachte.* Deutsche Banken entdeckten die Attraktionen des alten Stadtteils und stellen auch Busse für den Transport bereit.

Das Wandern ist des Müllers Lust

Begehrt sind Einladungen der Commerzbank, die von den deutschen Geldinstituten diesmal wieder den Reigen eröffnete, und zwar am Freitag mit schon traditionellen Begegnungen mit hohen Beamten der Reagan-Administration und der US-Notenbank. Nach Informationen aus erster Hand über amerikanische Exportkontrollen für strategisch wichtige High-Tech-Güter saßen die Angereisten nachmittags im Konferenzraum des Federal Reserve Board, wo sonst die Gouverneure über Zinsen und Geldmenge beraten. Gesprächspartner war Paul Volckers Stellvertreter Manuel Johnson. Das Abendessen ließ die Commerzbank bei einer Kreuzfahrt auf dem Potomac mit dem *Mississippi-Dampfer „Cherry Blossom"* servieren.

Die Westdeutsche Landesbank Girozentrale lud ins stilvolle Pardoe-House in Georgetowns Q-Straße. Nicht weit davon entfernt, bittet heute abend die Dresdner Bank zum Dinner. Der Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes, Helmut Geiger, empfing seine Gäste im Four-Season-Hotel, wo Gerhard Stoltenberg und Karl Otto Pöhl wohnen.

Etwas Besonderes bot Sonntag abend auch die Deutsche Bank. Sie präsentierte im Terrassen-Theater des Kennedy-Center den Windsbacher Knabenchor, der Bach, Schütz und deutsche Volkslieder sang. Natürlich schmetterte er „Kein schöner Land" und „Das Wandern ist des Müllers Lust", was die Amerikaner so gerne hören. Anschließend wurde zum kalten Buffet gebeten. Schnell vergessen war der Riesenempfang des IWF und der Weltbank mit nahezu 6000 Gästen im Sheraton Washington Hotel.

Die Sängerknaben, direkt aus Norwegen eingeflogen, wo sie die Staatsvisite des deutschen Bundespräsidenten verschönt hatten, sorgten für eine Bombenstimmung. Aufgekratzt drückte Henry Kissinger, an einem mit Schinken belegten Brötchen nagend, ausnahmsweise auch Journalistenhände. Auch andere große Namen waren in Washingtons Kulturtempel geeilt, um nach dem Ohrenschmaus Austern von der Chesapeake Bay und Hummerzangen aus Alaska zu testen. Verdrängt wurde die Schuldenkrise – ein Thema, das aus der Sicht der Banker bisher zu kurz gekommen ist.





Schlüsselfiguren im chilenischen Drama: Luftwaffen-Kommandeur General Fernando Matthei, Präsident General Augusto Pinochet, Polizeichef General Rodolfo Stange

FOTOS: CAMERA PRESS

„Wir tun das, was wir für richtig halten"

Sie haben manches gemeinsam – nicht nur die deutschen Vorfahren, auch politische Vorstellungen. Man sagt ihnen nach, daß sie zurück zur Demokratie in Chile wollen. Doch Kritisches über Pinochet ist den beiden Junta-Mitgliedern Fernando Matthei und Rodolfo Stange nicht zu entlocken.

Von WERNER THOMAS

Die zwei Männer verbinden viele Gemeinsamkeiten. Sie sprechen fließend Deutsch, ihre Vorfahren waren aus Hessen und Hamburg eingewandert. Sie wurden im Süden Chiles als Söhne lutheranischer Familien geboren, der eine in Osorno, der andere in Puerto Montt. Ihre Freundschaft reicht zurück in die Jugendzeit. Damals wählten beide eine militärische Laufbahn, die schließlich ganz nach oben führte.

General Fernando Matthei (61), Kommandeur der Luftwaffe, und General Rodolfo Stange (60), Chef der Carabinero-Polizei, spielen eine Schlüsselrolle in dem chilenischen Drama. „Wir kennen die große Verantwortung", sagt Matthei. „Wir werden das Land nicht enttäuschen", versichert Stange.

Sie gehören der Junta an, dem legislativen Gremium der Militärregierung, in deren Händen das Schicksal Augusto Pinochets liegen kann. Der Marine-Befehlshaber José Toribio Merino und der Armee-General Julio Canessa sind die anderen Mitglieder. *Während Canessa immer die Positionen* Pinochets vertritt, soll der kränkelnde, von einem Diabetes- und Leberleiden geschwächte Admiral in der kritischen Demokratisierungsfrage zu den Ansichten Mattheis und Stanges tendieren.

Wir treffen die deutschstämmigen Junta-Vertreter nach *zwei ereignisreichen* Wochen. Der Attentatsversuch *auf Präsident Pinochet, der Belage*rungszustand und die Ermordung von vier linksgerichteten Personen, unter ihnen der Journalist José Carrasco, durch bisher unbekannte Killer-Kommandos hatten Chile wieder in die Schlagzeilen gerückt. Die Festnahme der Deutsch-Chilenin Beatrix Gudrun Brinkman erregte in der Bundesrepublik zusätzliches Aufsehen. Sie wird beschuldigt, mit der KP und der kommunistischen Guerrilla-Gruppe „Frente Manuel Rodriguez" zusammengearbeitet zu haben.

Fernando Matthei empfängt uns im 19. Stock des Regierungsgebäudes Diego Portales. Sein Dienstzimmer eröffnet einen schönen Blick auf den Berg San Cristobal, der mit einer Christus-Figur auf dem Gipfel Santiago beherrscht. Der Luftwaffen-Chef *ist ein hagerer,* energischer Mann. Er läuft während des Gesprächs oft auf und ab, wirkt rastlos. General Stange, den wir einen Tag später im Hauptquartier der Carabineros gegenüber dem Präsidenten-Palast La Moneda sprechen, macht dagegen einen ruhigen, fast schon lässigen Eindruck. Er *lächelt leicht. Der hochgewachsene* Polizei-Kommandeur, ein Meter neunzig groß, klagt jedoch über die Arbeitsbelastung: „Das geht an die Gesundheit."

Kritik an den „lieben Politikern"

Matthei vertritt die Meinung, daß das Ausland die erregte Chile-Diskus*sion falsch führe.* „Eine wichtige Frage wird kaum berücksichtigt: Warum regieren wir Militärs?" Die Militärs würden regieren, weil die „lieben Politiker" Anfang der siebziger Jahre versagt hätten. „Ein politisches Vakuum war entstanden, das die Marxisten nützen wollten. Allende hat uns *nicht belogen. Er hat uns immer* erklärt, daß er eine irreversible Revolu*tion plane, eine Revolution nach ku*banischem Vorbild."

Auch Stange blickt zurück, wenn er an die Zukunft denkt. „Wir werden alles tun, um eine Wiederholung der Vergangenheit zu verhindern." Die drei Volksfrontjahre (1970 bis 1973) lasteten noch „wie ein Trauma" auf dem Offizierskorps.

In den ersten drei Monaten des kommenden Jahres möchte die Junta die politischen Parteien wieder legalisieren, aber die Marxisten bleiben verboten. „Wir können uns eine KP genausowenig leisten wie die Deutschen eine Nazi-Partei", erläutert Matthei.

Ein tiefes Mißtrauen herrscht nach wie vor gegenüber den Christdemokraten, die beide Kommandeure verantwortlich machen für „den Zusammenbruch des demokratischen Systems". Matthei: „Viele chilenische Christdemokraten sind sozialistisch ausgerichtet." Stange wundert sich: „Haben sie nicht gelernt aus den bitteren Erfahrungen?"

Der christdemokratische Führer Gabriel Valdes verurteilte gerade die Gewaltanwendung der marxistischen Linken und versicherte, seine Partei habe alle Kontakte zur KP gebrochen. Dennoch bleibt Valdes ein rotes Tuch für die Militärs. Sowohl Matthei als auch Stange lassen durchblicken, daß sie *diesem Mann nicht zur Macht* verhelfen wollen.

Wann erfolgt der Machtwechsel? „Wir halten uns an die Verfassung", betont Matthei. Danach muß die Junta bis Dezember 1988 einen Präsidentschafts-Kandidaten nominieren, den das Volk per Referendum akzep*tieren oder ablehnen kann.* Wird er abgelehnt, finden offene Präsidentschafts-Wahlen statt. In Santiago kursieren Gerüchte, daß Matthei und Stange ein Ende der Pinochet-Ära wünschen, Merino denke ähnlich. Die beiden Generale wollen diese delikate Thematik nicht kommentieren. „*Die Entscheidung über den Präsi*dentschafts-Kandidaten steht noch aus", *sagt Matthei. Hätte Pinochet* Interesse? „Ich weiß nicht, was Pinochet will."

Er weiß allerdings, daß die laufende Amtsperiode des Präsidenten bis *zum 11. März 1989 dauert und daß die* Junta den General so lange unterstützen wird. „Wir haben einen Eid auf diese Verfassung geleistet."

Spekulationen um einen Übergangs-Präsidenten

Fernando Matthei und Rodolfo Stange genießen ein hohes Ansehen bei der Bevölkerung. Selbst christdemokratische Funktionäre betrachten die beiden Generale als Garanten für eine Rückkehr zur Demokratie.

Matthei scheint über den größeren politischen Einfluß zu verfügen. Er fungiert als stellvertretender Junta-Vorsitzender. Wenn Admiral Merino ausscheiden würde, wäre er der Vor*sitzende. Schon fällt sein Name* im Zusammenhang mit Spekulationen über eine Verfassungsänderung und einen Übergangs-Präsidenten nach dem 11. März 1989.

Stange mußte sich dagegen seit seiner Berufung zum Polizeichef im August vergangenen Jahres hauptsächlich um die Carabineros kümmern. Die Polizei-Organisation mit dem besten Ruf in Lateinamerika lief Gefahr, in Verruf zu geraten. Sie wurde sogar mit der brutalen Ermordung von drei *kommunistischen Oppositions-Poli*tikern in Verbindung gebracht (die Täter hatten ihren Opfern die Kehle aufgeschlitzt). Der Verdacht bestätigte sich nicht, 14 festgenommene Beamte sind wieder frei. Stange verfügte jedoch umfangreiche organisatorische und personelle Veränderungen. „Unser Image ist wieder besser", berichtet er. „Das sehe ich daran, daß mir die Leute winken, wenn sie mich im Auto erkennen." Der General fährt einen kugelsicheren BMW.

Der Kampf gegen zwei marxistische Untergrund-Bewegungen, die in den letzten fünf Jahren 48 Carabineros getötet haben, beschäftigt Stange ständig. Trotz des Attentats-Versuchs gegen Pinochet, trotz der Bombenanschläge, trotz der riesigen Waffenfunde, 80 Tonnen insgesamt, bleibt der Polizeichef gelassen: „Wir kontrollieren die Situation. Wir kennen heute unsere Feinde besser als 1983", zu Beginn der Protestwelle. Er befürchtet keinen blutigen Krieg wie in Uruguay oder Argentinien während der sechziger und siebziger Jahre.

Die beiden befreundeten Junta-Vertreter, die miteinander deutsch sprechen, stehen fast täglich in telefonischem Kontakt und treffen sich jeden Dienstag bei den Junta-Sitzungen. Sie kennen die scharfe Chile-Kritik des *Auslandes. Sie* reden viel darüber. Stange war seit drei Jahren nicht mehr in der Bundesrepublik, er meidet das Land seiner Vorfahren. „In Chile fühle ich mich wohler", bekennt er lächelnd. Als Matthei vor einigen Monaten mit einem wichtigen Bonner Politiker in Frankfurt konfe*rierte, mußte die Unterhaltung auf* Wunsch seines Gesprächspartners geheim bleiben.

Matthei liest regelmäßig die deutsche Presse und beklagt „die ober*flächliche und einseitige* Berichterstattung", der auch die Bonner Politiker zum Opfer gefallen seien. Er entgegnet: „Wir tragen die Verantwortung für Chile, nicht Herr Genscher." Der Außenminister, den Matthei „persönlich schätzt", könne ihn nicht beeinflussen. Stange urteilt ähnlich: „*Wir tun das, was wir für richtig hal*ten."

Wir fragen Fernando Matthei, ob ihn die ausländischen Attacken gegen das Militärregime belasten. „Ärgern schon, belasten nicht." Der Flieger-General erinnert an ein Albers-Lied: „Wie heißt es das? Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern."

Im luftigen Turmrestaurant über München äugt die Bayern-FDP gebannt gen Bonn

In knapp zwei Wochen, am 12. Oktober, entscheiden 8,5 Millionen wahlberechtigte Bayern über die künftige Sitzverteilung im bayerischen Landtag, dem in der abgelaufenen Legislaturperiode nur CSU (133 Mandate) und SPD (71 Mandate) angehörten. Nun bewerben sich 15 Parteien, neun davon in allen Wahlkreisen. Doch dem wegen der späten Sommerferien nur kurzen Wahlkampf fehlt die zündende Motivation: Eine Koalitionsfrage stellt sich nicht, da der CSU auch nach 30 Jahren Regierungszeit die absolute Mehrheit sicher ist und die SPD kaum mehr als ein Drittel der Wähler hinter sich bringen kann. Mit dem Einzug der Grünen ins Münchner Maximilianeum wird allgemein gerechnet, während die FDP vor einer Zitterpartie steht.

PETER SCHMALZ, München

Bis in die Wolken habe man sich hinauf begeben, erläutert Bundesjustizminister Hans Engelhard im Drehrestaurant des Olympiaturms 189 Meter über Münchner Grund, bemüht sich jedoch sogleich, möglichen Mißdeutungen vorzubeugen, weshalb ausgerechnet Bayerns Liberale nach ihrer Wahlschlappe von vor vier Jahren mit kläglichen 3,5 Prozent diesmal so hoch hinaus wollen und ihren zentralen Wahlkongreß über den Köpfen der drunten flanierenden Spaziergänger abhalten: Man sei nicht hierher gekommen, sagte der Minister, um auf andere herabzublicken, sondern um deutlich zu machen, „daß wir einen klaren Überblick haben".

Das ist schön gesagt und entspricht weitgehend dem, was seine Vorredner bereits bewiesen: Den Blick weit über Bayern hinaus. Da schwelgte Hans-Dietrich Genscher, soeben aus New York in den bayerischen Wahlkampf direkt eingeflogen, in der Kontinuität seiner Außenpolitik, Martin Bangemann wußte nur Positives über seine Bonner Wirtschaftspolitik zu berichten und Manfred Brunner, der 38jährige Chef der weiß-blauen Liberalen, lobte seinen Parteifreund Engelhard für dessen Beharrlichkeit in der Asylfrage. Bayerns FDP hat auch im Landtagswahlkampf Bonn im Blick.

Wo sonst soll sie auch hinschauen, nachdem sie bislang kein landespolitisches Argument präsentieren konnte, das geeignet wäre, größere Wählerscharen für die Liberalen zu mobilisieren. Voller Neid gedenkt man der Parteifreunde in Niedersachsen, die sich als Albrechts Retter erweisen konnten, doch Albrecht-Kollege Strauß braucht auch künftig keine FDP-Stimmen. Selbst Brunner bescheinigt der CSU, sie werde ein „sagenhaftes" Ergebnis bekommen. Und eine Koalition mit den Sozialdemokraten wäre erstens dem jungen Rechtsanwalt, der im Münchner Stadtrat die Wende zur



Union schon lange vor Genscher einleitete, politisch zuwider und zweitens abseits jeder mathematischen Logik. „Die Frage, ob die SPD 30 oder 35 Prozent kriegt, ist doch etwas für politische Liebhaber, ich widme ihr im Wahlkampf keine Minute", lautete der einzige Satz mit dem sich Brunner über die politische Bedeutung mit den bayerischen Sozialdemokraten ausläßt.

Dieser Mangel an landespolitischen Argumenten brachte Bayerns FDP auf den Bonner Trip. Von dieser Wahl, so Brunner, gehe doch ein einziges bundespolitisches Signal aus: „Entweder kann Strauß sagen: ‚Schaut her, man muß mit der FDP nur rotzig genug umgehen und sie ständig vor sich her prügeln, dann kommt sie nicht ins Parlament. Lerne von mir, Helmut Kohl.' Oder die FDP kann sagen: ‚Wir haben uns selbst unter härtesten inhaltlichen Kontroversen gegenüber einer übermächtigen CSU ohne Koalitionsfrage behauptet'." Bei dieser Konzeption wird jede Strauß-Attacke gegen Genscher als willkommene Wahlhilfe entgegengenommen.

Genscher selbst präsentiert sich den Bayern siegessicher feixend wie einer, der die Sitzplatzreservierung fürs nächste Kabinett schon in der Tasche hat. Im „Franziskaner" im Münchner Nobelviertel Harlaching, wo der liberale Landtagskandidat Dietrich Freiherr von Gumppenberg dem ehemaligen Münchner CSU-Oberbürgermeister Erich Kiesl die Rückkehr ins Parlament erschweren will, springt Genscher vor 300 Zuhörern (was bei FDP-Veranstaltungen als beachtlich viel gilt, wo doch manchmal Sicherheitsbeamte und Reporter einen stattlichen Anteil der Anwesenden ausmachen) behend und das Treppchen mißachtend aufs Podium und beteuert, er komme immer wieder gerne in dieses schöne Bayernland. Das sei so schön, da könne er gar nicht verstehen, „daß es vereinzelt Bayern gibt, die nach Bonn wollen".

Dankbar nimmt er die „Wahlunterstützung" durch die Neue Heimat auf: „Als ich gehört habe, daß ein Bäcker die Neue Heimat für eine Mark gekauft hat, da habe ich zu meiner Frau gesagt: Ein Glück, daß der nur eine Mark hatte, hätte er zwei Mark gehabt, dann hätte er den DGB gleich mitgekauft".

Wie teuer sich die FDP bei dieser Wahl machen kann, steht jedoch noch in den Sternen. Die 3,5 Prozent vom Oktober 1983 werden als Wendeopfer angesehen, als Strafe für den Wechsel der Koalition in Bonn. Aber das Klassenziel von mindestens fünf Prozent ist noch nicht erreicht, jüngste Umfragen signalisieren 4,8 Prozent. Brunner fordert seine Partei auf, „Millimeterarbeit" zu leisten, um daraus 5,2 Prozent zu machen. Und selbst Hildegard Hamm-Brücher, mit Brunner politisch über Kreuz, wirbt mit Farbplakaten. „Wenns um die Rückkehr in den Landtag geht, dann bin ich natürlich dabei", sagt die streitbare Liberale, die sich im Januar wieder für den Bundestag bewirbt. Sie hat darin Erfahrung: Vor 16 Jahren brachte sie die FDP schon einmal zurück ins bayerische Parlament. Ihr Assistent hieß damals Manfred Brunner.

Kommunisten loben die ‚Veränderung' in der SPD

DKP-Vorstandsmitglied begrüßt ein rot-grünes Bündnis

GÜNTHER BADING, Bonn

Nach Ansicht der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) wäre es „unter den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen das beste, wenn es zu einer SPD-geführten Regierung käme, die in irgendeiner Form mit den Grünen kooperiert". Diese Auffassung hat auf der 3. Tagung des DKP-Parteivorstandes am Wochenende in Düsseldorf die stellvertretende Vorsitzende Ellen Weber in einem Grundsatzreferat vertreten.

Sie griff damit die Äußerungen des DKP-Vorsitzenden Herbert Mies auf, der am 13. September auf dem Bundeswahlkongreß seiner Partei sich dafür ausgesprochen hatte, daß die Kommunisten bei der Bundestagswahl am 25. Januar 1987 mit ihrer Erststimme die pro-kommunistische Friedensliste wählen und ihre Zweitstimme entweder der SPD oder den Grünen geben sollten. Mies: „Wir halten beide gegenwärtig für wählbar."

In der Sitzung am Wochenende in Düsseldorf befaßte sich seine Stellvertreterin Weber ausführlich mit der Entwicklung der SPD bis zu ihrem jüngsten Nürnberger Parteitag im August. „Für uns und für die politischen Prozesse in unserem Land ist es so wichtig wie nie zuvor, daß wir die positiven Veränderungen in der SPD zur Kenntnis nehmen".

Als „wichtigstes Ergebnis" des SPD-Parteitages von Nürnberg nannte die Kommunistenführerin, „daß er die positiven Veränderungen, die sich in der Politik der SPD, vor allem in der Friedens- und Sicherheitsfrage vollzogen haben, festgeschrieben hat". SPD-Kanzlerkandidat Rau habe die Parteitagsbeschlüsse auch „im wesentlichen" in sein „Regierungsprogramm" übernommen. Zwar gebe es noch „Inkonsequenzen und Halbheiten". So sei vermieden worden, „klipp und klar zu sagen, wann bei einer Regierung Rau die Raketen draußen wären". Dasselbe gelte für einen Termin, wann die „Sozialabbaumaßnahmen" der Regierung Kohl rückgängig gemacht sein würden. Insgesamt aber bestätige der Verlauf des Parteitags der Sozialdemokraten die kommunistische Auffassung, daß es richtig und notwendig sei, „ohne Wenn und Aber unsere Politik der Aktionseinheit der Arbeiterklasse, des Zusammenwirkens von Sozialdemokraten und Kommunisten fortzusetzen".

Zur Entwicklung bei den Grünen sagte die DKP-Funktionärin laut einer Pressemitteilung ihrer Partei, es sei gut, daß sich prominente Grüne in den jüngsten Tagen vermehrt für die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit der SPD nach der Bundestagswahl ausgesprochen hätten. Die Kommunistische Partei wolle mit ihrer Politik „des Zusammenwirkens der Kräfte links von der CDU auch dazu beitragen, solche Erkenntnisprozesse bei den Grünen und den Sozialdemokraten zu fördern".

Auf der DKP-Vorstandssitzung wurde auch dem sogenannten „außerparlamentarischen Kampf" große Bedeutung beigemessen. Als positive Beispiele wurden der Antikriegstag der Gewerkschaften, die Rockkonzerte gegen die Wiederaufarbeitungsanlage Wackersdorf und gegen das SDI-Programm, die Versammlung der „Ärzte gegen den Atomtod", die christlichen Friedenswochen ebenso angeführt wie „der Herbst mit seinen Streiks und anderen Arbeiteraktionen wie der Kampagne der Gewerkschaften für die 35-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich".

Verleger werfen den Sandinisten Willkür vor

dpa, Lübeck

Die deutschen Zeitungsverleger beobachten mit großer Besorgnis die „zunehmende Beschränkung der Pressefreiheit in aller Welt". In einer bei der Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) gestern in Lübeck-Travemünde verabschiedeten Resolution wird scharfe Kritik an dem Verbot der nicaraguanischen Tageszeitung „La Prensa" geübt. Als weiteres erschreckendes Beispiel der jüngsten Zeit werden die „im Zusammenhang mit dem Ausnahmezustand in Südafrika verhängten Maßnahmen gegen Zeitungen und Journalisten" genannt.

Als „jedem rechtsstaatlichen und humanitären Handeln widerstrebend" bezeichnen die Verleger das Verbot von „La Prensa", des „einzigen unabhängigen Nachrichtenmediums in Nicaragua". Es sei „ein Zeichen politischer Willkür" und stelle eine „eklatante Mißachtung von Bürgerrechten" dar, wenn „unbequeme Meinungen rigoros durch Verbote unterdrückt" würden. Die Zeitungsverleger erklärten sich solidarisch mit der Verlegerin und den 240 Mitarbeitern des Unternehmens und deren Familien, die vor schwere Existenzprobleme gestellt seien.

Engelhard greift Idee des Bundestages auf

AP, Bonn

22 Jahre nach einer entsprechenden einstimmigen Bitte des Deutschen Bundestages will Bundesjustizminister Hans Engelhard (FDP) den Gedanken einer Großen Strafverfahrenskommission aufgreifen. Eine solche Kommission aus hochrangigen Rechtspolitikern sowie Juristen aus Wissenschaft und Praxis soll Grundsatzfragen einer Gesamtreform des Strafverfahrensrechts klären. Der Plan sei zunächst mit den Bundesländern und den Verbänden zu erörtern. Das Justizministerium hat bereits mit den Vorarbeiten für die Einsetzung der Kommission begonnen.

Bonn bezuschußt Geomar-Projekt in Kiel

geo. Kiel

Die ersten Weichen für die Errichtung eines Instituts für geomarine Wissenschaften in Kiel sind jetzt gestellt. Nach Angaben des CDU-Bundestagsabgeordneten Dietrich Austermann wird das Forschungsministerium in Bonn im kommenden Jahr fünf bis zehn Millionen Mark für den Aufbau des Instituts zur Verfügung stellen. Das sogenannte Geomar-Projekt, für das sich auch die Länder Bremen und Niedersachsen interessiert hatten, soll dem Institut für Meereskunde in Kiel angegliedert werden. Die Mitarbeiter des Instituts sollen sich vor allem mit Forschungs- und Nutzungsmöglichkeiten des Meeres für die Wirtschaft befassen.

Das lange Zeit umstrittene Projekt war für die norddeutschen Länder zur Meßlatte für die Frage geworden, inwieweit die Bundesregierung bereit ist, dem norddeutschen Raum beim Aufbau einer Forschungslandschaft zu helfen. Auf der Grundlage der Ergebnisse einer Analyse des Prognos-Institutes (Basel) war Kiel als erste Präferenz für die Ansiedlung des Instituts genannt worden. Mit dem Kauf eines Grundstückes und dem Bereitstellen von 14 Planstellen hatte das Land sein Interesse an dem Vorhaben bekundet. In der Studie kommt aber auch zum Ausdruck, an der Aufgliederung der Meeresforschung mit wissenschaftlichen Einrichtungen in Bremerhaven, Hannover und Kiel festzuhalten.

Wie Austermann weiter mitteilte, verhandelt das Haus Riesenhuber zur Zeit mit Energieversorgungsunternehmen über den Aufbau eines großen Windkraftwerkes mit einer Leistung von bis zu 200 Megawatt. Bei einem Gespräch Mitte September sollen sich dabei Vertreter von Preußen Elektra, RWE und Bayern Werke bereiterklärt haben, Stromanteile aus den Energieträgern Wind und Sonne zu gewinnen. Der Norden soll sich dabei auf den Energieträger Wind konzentrieren. Als Voraussetzung wurde jedoch eine Unterstützung durch Bonn genannt. Der Christdemokrat schätzte die Investitonsquote auf rund eine Milliarde Mark. Seiner Meinung nach könnte sie wesentlich dazu beitragen, Arbeitsplätze auf den Werften zu sichern.

Ausschreitungen in Frankfurt

AP, Frankfurt

In der Nacht zum Montag hat es im Frankfurter Stadtteil Bockenheim entlang der nichteröffneten neuen U-Bahn-Linien U 6 und U 7 Ausschreitungen gegen Geschäfte, Banken und ein Polizeifahrzeug gegeben. Acht Personen im Alter zwischen 16 und 26 Jahren wurden festgenommen, darunter ein Türke aus Aachen und ein 16jähriger Engländer, der zur Zeit in Frankfurt wohnt. Sie werden beschuldigt, in einem Kaufhaus, einer Niederlassung der Bank für Gemeinwirtschaft und einer Filiale der Landesbausparkasse Scheiben eingeworfen zu haben. Außerdem warfen sie an einem Streifenwagen die Scheiben ein und zerbeulten die Karosserie mit Fußtritten.

Gericht ordnet Akten-Herausgabe der Holding an. DGB erhebt Beschwerde

Breit will vor Untersuchungsausschuß Neue Heimat aussagen / DAG kritisiert Verkauf

DIETHART GOOS, Bonn

Der gerichtliche Streit zwischen dem Untersuchungsausschuß Neue Heimat und der gewerkschaftseigenen Finanzgesellschaft BGAG als bisheriger Eigentümerin des Wohnungskonzerns spitzt sich zu. Nach mehrwöchiger Prüfung hatte das Frankfurter Amtsgericht gestern dem Antrag des Untersuchungsausschusses auf Beschlagnahme von BGAG-Akten stattgegeben. Doch die DGB-Finanzholding ließ sich nicht beeindrucken und legte Beschwerde beim Landgericht ein. Gleichzeitig wurde beantragt, den Vollzug der Beschlagnahme auszusetzen.

Für seine weitere Ermittlungstätigkeit benötigt der Untersuchungsausschuß dringend die Protokolle der BGAG-Aufsichtsratssitzungen. Die Finanzzentrale des Deutschen Gewerkschaftsbundes wurde 1974 gegründet und steuert seither das DGB-Imperium.

„Guter Wille reicht nicht"

Seit Juni war die BGAG nicht bereit, dem Ausschuß Akteneinsicht zu gewähren. In zwei Verwaltungsgerichtsverfahren unterlag sie mit ihrer Auffassung, der Untersuchungsausschuß sei nicht befugt, die DGB-Holding zu durchleuchten.

Mit Spannung wird die morgige öffentliche Beweiserhebung erwartet. Geladen ist Alfons Lappas, Vorstandsvorsitzender der BGAG. Bis gestern war nicht eindeutig klar, ob Lappas aussagen wird. Dagegen hat DGB-Chef Ernst Breit zugesagt, sich am Donnerstag vernehmen zu lassen. In der auf sieben Stunden festgelegten Zeugenbefragung geht es um die Rolle des DGB-Vorsitzenden beim Verkauf der Neuen Heimat an den Berliner Fabrikanten Horst Schiesser. Der Kaufvertrag wird heute um Mitternacht rechtsgültig.

Umstritten ist immer noch die Frage, ob die Bonner Parlamentarier die spektakuläre Transaktion der Neuen Heimat in ihre Untersuchungen einbeziehen können. Als der Ausschuß vom Bundestag Anfang Juni mit einem ausführlichen Arbeitsauftrag eingesetzt wurde, war die Zuspitzung der NH-Krise noch nicht voll erkennbar. Um neue gerichtliche Auseinandersetzungen auszuschließen, soll nun der Einsetzungsbeschluß auf bisherige und neue Eigentümer der Neuen Heimat ausgedehnt werden.

Für Johannes Gerster, Obmann der Koalition im Untersuchungsausschuß, stellt sich nach dem Verkauf mit aller Dringlichkeit die Frage, ob die Neue Heimat unter Schiesser lebensfähig ist. Gerster sagte gestern in einem WELT-Gespräch: „Der DGB steht auch nach dem Verkauf unter politisch-moralischem und rechlichem Zwang. Wer zehn Milliarden Mark öffentlicher Mittel für den sozialen Wohnungsbau der Neuen Heimat kassiert hat, hat sich zu verpflichten, daß diese Gelder nicht in dunklen Kanälen verschwinden." Der CDU-Politiker fügte hinzu: „Ohne diese Haftung sehe ich keine Zukunftschance der Neuen Heimat und keine Garantie für die Sozialbindung der 190 000 Wohnungen. Da reicht vielleicht vorhandener guter Wille des Herrn Schiesser nicht aus. Denn hier geht es um sehr viel Geld."

„Klarheit verschaffen"

Scharf rügte auch das FDP-Präsidium die Unternehmenspolitik des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Präsidiumsmitglied Manfred Brunner erklärte nach einer Sitzung in Landshut, was der DGB den Mietern der Neuen Heimat zumute, hätte ein privater Hauseigentümer nie zu tun gewagt. Josef Grünbeck, FDP-Mitglied im Untersuchungsausschuß, wird sich heute in einer Woche mit dem neuen NH-Eigentümer Schiesser treffen. Als Liberaler begrüße er die unternehmerische Initiative des Brotfabrikanten, sagte er der WELT.

Der Präsident des Deutschen Mieterbundes, der SPD-Bundestagsabgeordnete Gerhard Jahn, sagte, die Rechte der Mieter der Neuen Heimat seien „zum gegenwärtigen Zeitpunkt" sicher. Eindringlich empfahl Jahn zugleich jedem Mieter, sich jetzt Klarheit über seine Rechte zu verschaffen. Kritik übte der DAG-Vorstand an der Transaktion. Der DGB habe damit dem Gedanken der Gemeinwirtschaft und der deutschen Gewerkschaftsbewegung insgesamt Schaden zugefügt.

Gebremster Eifer in Niedersachsen

Kommunalwahlen: Erstmals Listenverbindungen CDU-FDP / Geringere Wahlbeteiligung befürchtet

MICHAEL JACH, Hannover

Noch kein Vierteljahr lag die Wahl zum Landesparlament zurück, da fanden Niedersachsens Stimmbürger schon die nächste Wahlbenachrichtigung in ihren Briefkästen: Am 5. Oktober wetteifern 74 000 Kandidaten von vier Landtags- und sieben Kleinparteien sowie 33 lokalen Wählergruppen um ihre Gunst für die 29 000 Mandate in den Kreistagen, Stadt-, Gemeinde- und Ortsräten des Landes. Exakt auf die Halbzeit zwischen Landtags- und Bundestagswahl datiert, fällt die Kommunalwahl mitten in die kurze Atempause der Parteien zwischen den beiden Kampfphasen. Entsprechend gebremst ist der Eifer der landespolitischen Matadore.

Allgemein wird kaum damit gerechnet, daß die Kommunalwahl-Beteiligung des Jahres 1981 von 76 Prozent wiederholt werden kann. Trotzdem rechnet sich jede der vier Landtagsparteien eine Bestätigung, wenn nicht sogar Kräftigung ihrer am 15. Juni errungenen Position aus. Dies würde für die geschwächte Regierungspartei CDU in den Kreis- und Ortsparlamenten einen gelinden Abstieg vom 49-Prozent-Sockel des Jahres 1981 bedeuten, folglich den Verlust einiger damals erst aus SPD-Hand eroberter Landrats- und Oberbürgermeistersessel. SPD-Landtagschef Gerhard Schröder jedenfalls erhofft sich eine Kraftspritze für das oppositionelle Muskelspiel. CDU-Chef Wilfried Hasselmann nennt vor allem die Universitätsstädte Göttingen und Oldenburg „gefährdet", hingegen könnten Osnabrück oder Braunschweig wohl verteidigt werden.

Als sicher gelten SPD-Gewinne im gesamten küstennahen Nordwesten des Landes. Ihr altes Hochburgen-Dreieck Ostfriesland, Oldenburg, Wesermarsch – das Heimatrevier des Landesvorsitzenden Johann Bruns – hatten sich die Sozialdemokraten bereits zur Landtagswahl zurückerobert. Ungeachtet der Zuversicht der SPD, ihr Juni-Resultat von 42,1 Prozent nochmals zu steigern und damit ihr kommunales Tief von 1981 (37,5 Prozent) vergessen zu machen, setzen die Christdemokraten auf das ihnen inzwischen wieder günstigere bundespolitische Klima. So gedenkt Hasselmann „auf jeden Fall besser als bei der Landtagswahl" (44,3 Prozent) abzuschneiden und manches „rote Rathaus zu verhindern". Dazu verhelfen sollen unter anderem erstmals eingegangene regionale Listenverbindungen mit dem Regierungspartner FDP – etwa im Raum Wolfsburg, Northeim, Delmenhorst oder Emsland – die nach dem Wahltag durch eine größere Anzahl von Sitze-Zählgemeinschaften ergänzt werden sollen. Solche Tandemfahrt mit der 6-Prozent-Partei (FDP-Durchschnitt 1981, bei der Landtagswahl bestätigt) wird zumal ermöglicht durch das Fehlen einer Fünf-Prozent-Hürde im hiesigen Gemeindewahlrecht. Diese niedersächsische Besonderheit bietet ebenso den Grünen die Chance, ihren Wähleranteil (am 15. Juni 7,1 Prozent, 1981 kommunal erst 2,8 Prozent) auch in den Gemeinden flächendeckend zur Geltung zu bringen. Die Zwischenprüfung des 5. Oktober wird Aufschluß darüber geben, ob die bei der Landtagswahl erstmals beobachtete Konzentration ihrer Wähler in Hochschulstädten samt Umland sich fortsetzt oder ob etwa die seinerzeit unerwarteten Verluste in ländlichen Gegenden, selbst im Kreis Lüchow-Dannenberg mit seinem Atomendlager, wettzumachen sind.

Dem Verzicht der Kommunalverfassung auf die Fünf-Prozent-Schwelle verdankte es 1981 die SPD in der Landeshauptstadt, daß trotz Verlustes der jahrzehntealten absoluten Mehrheit Oberbürgermeister Herbert Schmalstieg wiedergewählt werden konnte: Das einzige DKP-Mandat im hannoverschen Stadtrat verhinderte ein Patt zwischen CDU/FDP einerseits und SPD/Grün-Alternativer Bunter Liste (GABL) mit je 28 plus vier Sitzen. Erklärtes Wahlziel der SPD in Hannover ist folglich die Rückkehr zur Alleinregierung. Die CDU in Hannover würde es gern verhindern, doch kaum jemand traut es ihr zu: Seit Jahren verschleißt sich der CDU-Stadtverband dermaßen in internen Ränkespielen, daß die Hannoveraner dessen Plakat-Werbesprüchlein „Fakten statt Faxen" günstigenfalls als Selbstironie auslegen.

Warschau sucht breitere Gesprächsbasis in Bonn

Politisches Seminar der Konrad-Adenauer-Stiftung in Polen

JÜRGEN LIMINSKI, Bonn

Polen ist an einer intensiven Kontaktpflege mit der gegenwärtigen Bundesregierung sowie mit politischen Institutionen auf allen Ebenen „äußerst interessiert". Offenbar geht man in Warschau davon aus, daß die jetzige Bundesregierung auch nach den kommenden Bundestagswahlen die Geschäfte führen wird. Diesen Eindruck gewann der Leiter der politischen Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung, Klaus Weigelt, bei einem viertägigen Seminar mit dem Polnischen Institut für Internationale Angelegenheiten (PISM) in Warschau. Weigelt führte die achtköpfige Wissenschaftler-Delegation der Konrad-Adenauer-Stiftung, die sich aus Polen-Experten verschiedener Universitäten und Institute zusammensetzte. Es war das erste Mal, daß in Polen eine solche Konferenz mit der Konrad-Adenauer-Stiftung stattfand und es wird offensichtlich nicht das letzte Mal gewesen sein. Weitere Treffen würden stattfinden, sagte Weigelt zur WELT. Man habe in Polen „die Wende begriffen".

Im Vordergrund der sachlich offenen und freundschaftlichen Gespräche habe die „Sorge der Polen vor einer weiteren Vertiefung der Teilung Europas durch die unterschiedliche wirtschaftliche Entwicklung und vor allem durch die rasante technologische Revolution im Westen" gestanden. Die polnischen Gesprächspartner hätten immer wieder ihr „dringendes Interesse" betont, dieser Gefahr trotz der bestehenden Systemunterschiede „durch wirtschaftliche und finanzielle Kooperation" vorzubeugen. Dem besonderen Wunsch nach weiterer finanzieller Unterstützung sei von deutscher Seite entgegengehalten worden, daß „ohne realwirtschaftliche Veränderungen und wirkliche Reformen eine erfolgversprechende Wirtschaftsentwicklung in Polen nicht möglich" sei.

Für eine wirksame Reformpolitik sei der erforderliche nationale Konsens in Polen offenbar noch nicht vorhanden. Insbesondere die unteren Ebenen von Militär, Verwaltung und Partei widersetzten sich jeder Veränderung im Verwaltungsapparat der Wirtschaft, „weil sie negative Konsequenzen für ihre Besitzstände befürchten". Dieses Problem zeige sich beispielhaft in der Umweltpolitik, „über deren Notwendigkeit es noch keinerlei Gemeinsamkeit gibt". Trotz der „katastrophalen Situation im Bereich der Luft- und Wasserverschmutzung wird dem Umweltschutz national noch kein Vorrang eingeräumt." Beide Seiten seien sich darin einig gewesen, daß die Lösung der Umweltprobleme nur im internationalen Rahmen möglich sei.

Von polnischer Seite wurde „offen eingeräumt", daß man es in der Vergangenheit versäumt habe, das Gespräch mit allen parteinahen Stiftungen zu suchen. Das polnische Institut wurde von der Konrad-Adenauer-Stiftung offiziell zu einem Gegenbesuch für 1987 eingeladen.

Politik mit Panikmache. Grüner gaukelt Gau vor

CHRISTIAN GEYER, Bonn

Sie kamen in weißen Papiergewändern und entwarfen ein schwarzes Horror-Szenario: „Innerhalb des Kernkraftwerks Gundremmingen hat sich heute gegen vier Uhr ein kerntechnischer Unfall ereignet". So schrieben sie auf ihr Flugblatt und verteilten Hunderte davon unter der Bevölkerung von Donauwörth. „Bitte bewahren Sie Ruhe, es besteht kein Grund zur Beunruhigung", lasen die entsetzten Menschen auf dem Flugblatt weiter. „Schließen Sie Fenster und Türen. Stellen Sie Be- und Entlüftungsanlagen ab. Schließen Sie Haustiere sofort in Stall und Wohnung ein. Wechseln Sie ihre Kleidung und waschen Sie sich gründlich".

Panik macht sich breit. Gierig greifen die Leute nach den „Jodtabletten", die ihnen die Flugblattverteiler reichen. Dann stürzen sie in die Apotheken. Mit Taschentüchern vor der Nase verlangen sie weitere Tabletten. „Die Kinder zuerst, denkt an die Kinder!" ruft ein älterer Mann. „Mutti, muß ich jetzt sterben?", fragt ein weinender Junge seine Mutter. Die schaut ihn fassungslos an: „Ich weiß es nicht, Bert. Ich weiß es nicht!"

Viele erfuhren erst nach Stunden, daß es sich bei dem Horror-Szenario um ein makaberes Spiel mit der Angst handelte. Das Telefon im Kernkraftwerk Gundremmingen stand nicht mehr still. Anton Dachwald erinnert sich: „Mehr als hundert Anrufer meldeten sich. Einige waren völlig verstört. Wir konnten nur immer wieder sagen: Bei uns ist nichts passiert." Die Vision des Grauens entpuppte sich als Panikmache. Die angeblichen Jodtabletten waren aus Traubenzucker. Dachwald: „Erst hielt ich es für einen Lausbubenstreich. Bis ich wußte, wer dahinter steckt".

Dahinter steckt, so haben die Ermittlungen der Polizei ergeben, ein Grüner. Max Rohrer heißt er, Sozialpädagoge und Landtagskandidat der Grünen für die Bayern-Wahl am 12. Oktober. „Die Aktion sollte einfach mal zeigen, in welcher Gefahr wir uns hier im Schatten des Reaktors befinden", versucht Rohrer sich zu rechtfertigen. Wenn es in Gundremmingen zu einem Unfall käme, gehöre das 35 Kilometer entfernte Donauwörth zum Katastrophengebiet, sagt Rohrer zur WELT. „Was das heißt, wollte ich den Leuten endlich klar machen".

Max Rohrer – ein Zyniker aus Wahlkampf-Kalkül? Er verneint. Die Reaktion der Bevölkerung habe er sich nicht „im Traum" ausmalen können. „Nie hätte ich gedacht, daß das jemand ernst nimmt". Josef Grünbeck, FDP-Bundestagsabgeordneter aus dem benachbarten Dillingen, kann über die reklamierte Naivität nur den Kopf schütteln: „Herr Rohrer ist doch kein Säugling mehr".

DAG: NH-Verkauf rücksichtslos

DW. Hamburg

Die Deutsche Angestellten-Gewerkschaft (DAG) hat den Verkauf der Neuen Heimat an den Berliner Brotfabrikanten Schiesser verurteilt. Wie der DAG-Bundesvorstand gestern nach einer Sitzung in Hamburg erklärte, „stiehlt sich der DGB mit dem Verkauf aus der Verantwortung für ein Unternehmen", das unter seiner Aufsicht heruntergewirtschaftet worden sei. Die Mieter der Neuen Heimat würden ebenso wie die Beschäftigten einer „Sanierung" ausgesetzt, die in ihrer Rücksichtslosigkeit kaum noch zu übertreffen sei. Dieses Vorgehen des DGB sei nicht zu rechtfertigen, da er sich an seinen eigenen Maßstäben messen lassen müsse. Die DAG wandte sich aber gegen eine Pauschalverurteilung der deutschen Gewerkschaften wegen des NH-Verkaufs. Die DAG etwa sei in keiner Weise an der Neuen Heimat beteiligt.

Anschläge nehmen deutlich zu

dpa, Coburg

Die Zahl der Anschläge in der Bundesrepublik – vor allem aus Protest gegen die Kernenergie – ist seit dem Reaktorunfall im sowjetischen Tschernobyl Ende April dieses Jahres deutlich angestiegen. Darauf wies Bayerns Innenminister Karl Hillermeier (CSU) gestern vor dem CSU-Regionalarbeitskreis Polizei in Coburg hin. Das Bundeskriminalamt habe im ersten Halbjahr 1986 im Bundesgebiet 205 Anschläge – 27 Sprengstoff- und 178 Brandanschläge – registriert, bei denen eine politische Motivation erkannt worden oder in Betracht zu ziehen sei. Im Vergleichszeitraum des Vorjahres seien es „nur" 148 Attentate gewesen. Der Bau der atomaren Wiederaufarbeitungsanlage in Wackersdorf sei „Vorwand" für allein 72 Anschläge gewesen.

Wahlaufruf der bayerischen Bischöfe

AP, München

Vier Kriterien für die Stimmabgabe haben die bayerischen Bischöfe in einem Wahlaufruf zur Landtagswahl am 12. Oktober der Bevölkerung des Freistaats an die Hand gegeben. Der vom Erzbischöflichen Ordinariat in München gestern veröffentlichte Aufruf enthält keine Wahlempfehlung für eine bestimmte Partei. Statt dessen werden die bayerischen Wähler ausdrücklich vor Staatsverdrossenheit gewarnt. Als einzige konkrete politische Frage sprachen die Bischöfe den Schutz des ungeborenen Lebens an.

DIE WELT (USPS 603-590) is published daily except sundays and holidays. The subscription price for the USA is US-Dollar 370,00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DIE WELT, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

Türkei läßt Asylanten durch

Ankara verweigert sich der Kooperation mit Bonn / 600 Busse vor Bulgarien ein „Phantom"

E. ANTONAROS, **Ankara**

Die türkischen Behörden sind nicht bereit, zur Eindämmung des Asylantenstroms nach Deutschland mit Bonn zu kooperieren. Staatsminister Yilmaz, der Ministerpräsident Özal besonders nahesteht, bestätigte auf Anfrage der WELT, daß die türkische Regierung sämtliche Wünsche der Bundesregierung in dieser Richtung „leider" zurückgewiesen habe. Nach seinen Angaben soll Bonn die *türkische Regierung darum ersucht* haben, sämtliche iranischen und türkischen Staatsbürger an der Weiterreise über Ost-Berlin nach Deutschland zu hindern, sofern sie nicht im Besitz eines gültigen bundesdeutschen Sichtvermerks seien. Yilmaz: „Wir mußten nein sagen. Mit Iran haben wir ein Konsularabkommen, das wir einhalten wollen. Und unsere eigenen Bürger können wir nicht zwingen, ein deutsches Visum zu beantragen, zumal wir für die Abschaffung der Visumpflicht sind."

Mit Absicht?

Yilmaz sagte ferner, daß Ankara „nicht daran denkt", der „DDR"-Fluggesellschaft Interflug eventuelle Zusatzflüge zwischen Istanbul und Ost-Berlin zu verbieten. „Wir sind auf das Wohlwollen der DDR angewiesen. Die türkische Fluggesellschaft Turk Hava Yollari fliegt auch nach Ost-Berlin. Daher brauchen wir ständig Sonderflüge", sagte Yilmaz. Diplomatische Beobachter schließen allerdings nicht aus, daß die Türkei sich absichtlich sperrt – wegen der noch offenen Frage der Freizügigkeit.

Als „frei erfunden" bezeichneten türkische Regierungsvertreter und westliche Diplomaten in Istanbul und Ankara dagegen eine am Wochenende in Bonn verbreitete Meldung, wonach 600 Busse mit 27 000 vornehmlich iranischen Asylsuchenden sich von Istanbul aus auf den Weg nach Deutschland gemacht hätten *und an der bulgarischen Grenze auf*gehalten worden sein sollen. Yilmaz: „Diese Zahlen sind ein reines Phantasieprodukt."

Die Aufregung war offensichtlich durch ein verschlüsseltes Telegramm ausgelöst worden, das am Freitag *abend vom deutschen Generalkonsu*lat in Istanbul an das Auswärtige Amt geschickt, anschließend an den Innensenator in Berlin weitergeleitet wurde und auf falschen Informationen beruht. Darin hieß es unter anderem, daß 600 in Istanbul gecharterte Busse mit 27 000 Asylanten auf dem Weg nach Sofia und Warschau seien, um von dort mit den Fluggesellschaften Bulgariens und Polens nach Ost-Berlin und anschließend nach Deutschland zu gelangen. Das Generalkonsulat hatte sein Telegramm geschrieben, nachdem es „von zuverlässiger Seite" erfahren hatte, daß es „seit einigen Tagen" in Istanbul keine freien Busse mehr gebe. Der Verdacht liegt nahe, daß die Zahl der Busse mit ihrer Kapazität multipliziert wurde. Auf diese Art und Weise entstand die magische Zahl 27 000. In der deutschen Vertretung machte sich offenbar niemand die Mühe, die Identität der Personen zu ermitteln, die die Busse gemietet hatten. Sonst hätte man erfahren, daß zur Zeit zwei Kongresse mit mindestens 3000 Teilnehmern im Gange sind, für die Busse auch gechartert worden sind.

Amüsement über Bonn

Deutsche Diplomaten in Ankara bezeichneten die ganze Angelegenheit als „peinlich". In türkischen Zeitungsredaktionen löste die Falschmeldung Amüsement aus. „Panik ohne Grund in Bonn – die Phantom-Asylanten gibt es nicht", schrieb die konservative Tageszeitung „Tercüman" am Montag. (SAD)

Co.Bonn

Nach Mitteilung des Bonner Auswärtigen Amtes hat Bundesaußenminister Genscher am vergangenen Freitag von seinem bulgarischen Amtskollegen Mladenow in New York die Zusage erhalten, daß Bulgarien nur noch Personen mit einem Anschluß-Visum Transit gewähren werde. Genscher hatte darum gebeten, weil ein Ansturm vor allem iranischer Asylanten aus der Türkei über Bulgarien noch vor dem 1. Oktober befürchtet worden war. Tatsächlich hält man es in Bonn immer noch für möglich, daß eine größere Zahl von Asylsuchenden auf anderem Wege sozusagen in letzter Minute nach West-Berlin zu gelangen sucht.

Schafft die Schweiz die Armee ab?

Volksinitiative, die vor zehn Jahren undenkbar gewesen wäre / Wenig Aussicht auf Erfolg

ALFRED ZÄNKER, **Bern**

„Die Schweiz hat keine Armee. Bund, Kantone, Gemeinden und Privaten ist es untersagt, militärische Streitkräfte zu halten oder auszubilden. Die Schweiz entwickelt eine umfassende Friedenspolitik, welche die Selbstbestimmung des Volkes verstärkt und die Solidarität unter den Völkern fördert", so heißt es in einer von 113 000 Schweizern unterschriebenen neuen Volksinitiative.

Dieses Volksbegehren soll, falls es angenommen wird, innerhalb von zehn Jahren verwirklicht werden. *Doch würden alle Rekrutenschulen* sofort geschlossen, alle Wiederholungskurse eingestellt. Daß es dazu kommen wird, ist so gut wie ausgeschlossen. Denn der Vorschlag wird nur von der extremen Linken, den Jusos und ihren Mitläufern getragen und in Bern eher als ein „Toleranztest" betrachtet.

Aber allein die Tatsache, daß es überhaupt zu dieser Volksinitiative gekommen ist, schafft Unruhe. Sie zeigt deutlich genug, daß die pazifistischen und anarchistischen Kräfte – *zum* Teil *unter* Einflüssen aus der Bundesrepublik – an Boden gewonnen haben. Noch in den siebziger Jahren wäre eine Volksabstimmung über die Existenzberechtigung der Armee „undenkbar" gewesen, heißt es in Bern.

Schon 1983 hatten die gleichen linken Kreise eine ähnliche Initiative „für die Mitsprache des Volkes bei Militärausgaben" lanciert, in diesem Fall sogar mit Unterstützung der in der Regierung vertretenen Sozialdemokratischen Partei.

Dieses Rüstungsreferendum soll die Möglichkeit schaffen, militärische Investitionen zu blockieren. Freiwerdende Mittel sollen verbesserten Sozialleistungen zugute kommen.

Wer die Armee abschaffen wolle, könne auch gleich die Abschaffung der Schweiz fordern, kommentiert „Die Weltwoche" in Zürich. „Das trifft den Kern der Sache", meint Hans Rudolf Strasser, Sprecher des Militärdepartements, „die Armee ist ein integraler Bestandteil unseres Staates und unserer Gesellschaft, ein Faktor, der uns über Klassen-, Sprach- und Kulturgrenzen hinweg zusammenschweißt."

In der Milizarmee dienen junge Schweizer aus allen Bevölkerungsschichten, sie sehen sich in jährlichen Ergänzungskursen wieder, lernen sich verstehen und achten. Das mag zum Teil wohl auch die große soziale und politische Stabilität des Landes erklären.

Früher einmal hieß es, die Schweiz habe keine Armee, sie sei eine Armee. Das entspricht heute vielleicht noch dem Wunschdenken *einiger Militärs,* aber nicht der Wirklichkeit. Junge Schweizer wissen mit heißen patriotischen Reden wenig anzufangen. Die Armee ist längst nicht mehr tabu. Trotzdem: für die große Mehrzahl der Bürger sind bewaffnete Neutralität und Milizarmee immer noch *die* beste Garantie für die Unabhängigkeit des Landes.

Nach der jüngsten Meinungsumfrage des Militärdepartements ist das Ansehen der Armee in letzter Zeit zwar gesunken, vor allem in den deutschsprachigen Landesteilen, aber 57 Prozent der Befragten glauben immer noch, daß eine starke Verteidigung die Risiken eines Angriffs auf die Schweiz vermindert.

Die Zahl der Wehrdienstverweigerer hatte sich von 1980 bis 1984 mit 788 verdoppelt, ist 1985 aber auf 686 zurückgegangen. Dienstverweigerung wird in der Schweiz immer noch mit Gefängnis von sechs bis acht Monaten bestraft. Zwei Initiativen zur Einführung des Zivilersatzdienstes wurden abgelehnt.

Demirel ebnet den Weg für ein Comeback

E. A. **Ankara**

Der frühere konservative Ministerpräsident der Türkei, Süleyman Demirel, gegen den das Militär im September 1980 geputscht hatte, hat bei den innenpolitisch wichtigen Nachwahlen am Sonntag einen unerwarteten Triumph davongetragen: Völlig wider Erwarten hat die von ihm unterstützte „Partei des rechten Weges" 23,4 Prozent aller abgegebenen Stimmen und 4 der insgesamt 11 vakanten Parlamentssitze gewonnen. Dieses Ergebnis, das die meisten Beobachter in *Ankara* als *sensationell* bezeichnen, ebnet Demirel, der bis 1992 für kein politisches Amt kandidieren darf, den Weg für ein politisches Comeback.

Ansonsten gab es nur Verlierer: Die ebenfalls konservative „Mutterlandspartei" von Regierungschef Turgut Özal, die bei den Parlamentswahlen von 1983 nahezu 45 Prozent der Stimmen erhalten hatte, fiel diesmal auf 32,7 Prozent zurück und hat ihr Ziel verfehlt, mindestens 9 Sitze zu gewinnen. Nur 6 ihrer Kandidaten, darunter Außenminister *Halefoglu,* schafften den Einzug ins Parlament.

Katerstimmung herrschte am Montagmorgen auch bei den gespaltenen Sozialdemokraten: Die bisherige Hauptoppositionspartei, die sozialdemokratisch ausgerichtete SDPP, wurde überraschend mit einem Anteil von 22,7 Prozent auf Platz 3 verdrängt. Parteichef Inönü, der als einziger SDPP-Kandidat gewählt werden konnte, bezeichnet das Ergebnis als „enttäuschend". Noch schlechter schnitt die „demokratische Linkspartei" *von Ex-Premier Bülent Ecevit* und seiner Frau Rahsan ab, die mit nur 8,6 Prozent der Stimmen deutlich unter der 10-Prozent-Klausel blieb.

Das schlechte Wahlergebnis für die links von der Mitte angesiedelten Parteien ist weitgehend darauf zurückführen, *daß* Inönü und Ecevit keinen Wahlkampf gegen Özal führten, sondern sich von Anfang an gegenseitig das Feld streitig machten. Zyniker meinen sogar in Ankara, daß dieses Ergebnis praktisch das Ende der politischen Karriere von Ecevit bedeute, dessen Popularität bereits vor dem Militärputsch einen Tiefpunkt erreicht hatte.

Obwohl Özal die Bedeutung dieser Nachwahlen herunterzuspielen versucht, gibt man auf Regierungsseite freimütig zu, daß eine „völlig neue politische Situation entstanden" sei. Özals rechte Hand, Staatsminister Mesut Yilmaz, sagte in einem Gespräch mit der WELT, daß mit einer Verschärfung der Kritik durch Demirel zu rechnen sei. Tatsächlich verlangte der frühere Ministerpräsident bereits in der Wahlnacht die sofortige Aufhebung des Berufsverbots gegen die Expolitiker und die Abhaltung von vorgezogenen Wahlen. Dazu Yilmaz: „Wir denken nicht daran, darauf einzugehen. Wir bleiben bis 1988 im Amt." (SAD)

Manilas Verfassung – ein Kampf um Kompromisse

Passus über US-Basen und atomfreie Philippinen revidiert

JOCHEN HEHN, **Hongkong**

Nach 120 Tagen leidenschaftlich und erbittert geführter Debatten nimmt die neue philippinische Verfassung, die vierte seit 1935, ihre endgültige Form an.

Die Tatsache, daß die von Staatspräsidentin Corazon Aquino ernannten sieben Frauen und 41 Männer der Verfassungskommission (Concom) den Entwurf nicht schon zum vorgegebenen Termin – am 2. September – vorlegen konnten, zeigt, daß der Schöpfungsakt nicht ganz reibungslos verlief.

Die neue Verfassung ist ein hart erkämpfter Kompromiß. Im Anschluß an den jetzt für Mitte Oktober erwarteten Abschluß der Concom-Beratungen soll die Bevölkerung innerhalb von 60 Tagen über den Verfassungsentwurf abstimmen.

Die Concom war von Anfang an in zwei Lager gespalten. Einer konservativen Mehrheit von etwa 25 Mitgliedern stand eine entschlossene Minderheit gegenüber, die der neuen Verfassung *einen ausgeprägt nationalen* Stempel aufdrücken wollte. Kompromisse kamen immer dann nur unter größten Schwierigkeiten zustande, wenn Fragen der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit berührt wurden.

So geriet das Tauziehen zwischen den Konservativen und den „Nationalisten" vor allem bei der Debatte über die Höhe von ausländischen Be*teiligungen an philippinischen* Unternehmen und bei der Entscheidung über ausländische militärische Anlagen auf philippinischem Territorium zu einem kräftezehrenden Marathon.

Das Ringen um die Zukunft der US-Stützpunkte hat dabei nicht nur die Concom-*Mitglieder selbst und* die philippinische Regierung, sondern auch die Beobachter aus den Vereinigten Staaten durch ein Wechselbad der Gefühle geschickt.

Hatten Mitte Juli die „Nationalisten" noch dominiert und in einer *ersten Abstimmung* die *Schließung* der US-Stützpunkte (nach dem Auslaufen des Pachtvertrags im Jahre 1991) sowie die Proklamierung eines „neutralen, blockfreien und atomfreien" philippinischen Staates durchgesetzt, so wurde dieses Votum jetzt revidiert.

Die Radikallösung, die den Abzug des amerikanischen Militärs erzwungen und die Lagerung jeglichen nuklearen Materials untersagt hätte, ist zur großen Erleichterung Washingtons entschärft worden. Unter dem Vorbehalt, der Staat sei zu einer unabhängigen *Außenpolitik* verpflichtet, bleibt nun dem Staatsoberhaupt die Entscheidung über die Zukunft der US-Stützpunkte überlassen.

Die Konzession an die „Nationalisten" schlägt sich in der Bestimmung nieder, daß jedes militärische Abkommen mit *einer ausländischen* Macht vom Senat und – auf Verlangen der Mehrheit des Kongresses – noch durch ein Plebiszit abgesegnet werden muß. Zudem ist ein solcher Vertrag auch der parlamentarischen Zustimmung der ausländischen Vertragsnation unterworfen.

Washington kann mit dieser Regelung leben, ermöglicht sie doch – die Aushandlung eines neuen Pachtvertrags über das *Jahr 1991 hinaus.* Selbst atomar betriebene Schiffe der US-Pazifikflotte können danach die Marinebasis Subic Bay und andere philippinische Häfen anlaufen, denn auch das Verbot der Lagerung nuklearen Materials auf philippinischem *Territorium* wurde *auf eine Version* zurechtgestutzt, die Manila dazu verpflichtet, „in Übereinstimmung mit den nationalen Interessen" das Land „frei von Atomwaffen" zu halten.

Die „Nationalisten" mußten auch in einem anderen Punkt zurückstekken. *Ihr Versuch,* die höchstmögliche ausländische Beteiligung an philippinischen Unternehmen auf 30 Prozent zu drücken, wurde von der konservativen Mehrheit abgeblockt, die eine abschreckende Wirkung auf investitionswillige Ausländer befürchtete. *Man einigte sich darauf, beim bisheri*gen Limit von 40 Prozent zu bleiben.

Anklage gegen John Demjaniuk

dpa, **Jerusalem**

Die israelische Staatsanwaltschaft hat gestern Anklage gegen den der Kriegsverbrechen beschuldigten John Demjaniuk erhoben. Ihm wird vorgeworfen, 1942/43 in dem Konzentrationslager Treblinka (Polen) an der Tötung von 900 000 Juden beteiligt gewesen zu sein. Demjaniuk, der im Februar von den USA an Israel ausgeliefert worden war, bestreitet, daß er der von den Gefangenen gefürchtete „Iwan der Schreckliche" gewesen sei. Der Prozeß wird vermutlich im Januar beginnen. Wird Demjaniuk für schuldig befunden, droht ihm die Todesstrafe.

Verheiratete als Priester

KNA, **Stockholm**

In Schweden werden drei verheiratete evangelische Geistliche zum katholischen Priesteramt zugelassen. Papst Johannes Paul II. hat die dazu notwendige Dispens auf Bitten des Bischofs von Stockholm, Hubertus Brandenburg, erteilt.

Die drei Geistlichen waren von der evangelisch-lutherischen Kirche zum Katholizismus übergetreten und hatten sich um die Zulassung zum Priesteramt beworben. In den vergangenen zehn Jahren sind in Schweden etwa 30 Geistliche der Svenska Kyrkan zur katholischen Kirche übergetreten.

Kinnock lehnt Atomschirm der NATO ab

R. GATERMANN, **Blackpool**

Zum Auftakt des Parteikongresses in Blackpool ist es der Labour-Führung offenbar gelungen, die interne Konfrontation zumindest teilweise zu entschärfen. Dagegen scheint sich der Konflikt zwischen ihr und den USA über die *Atompolitik* auszuweiten.

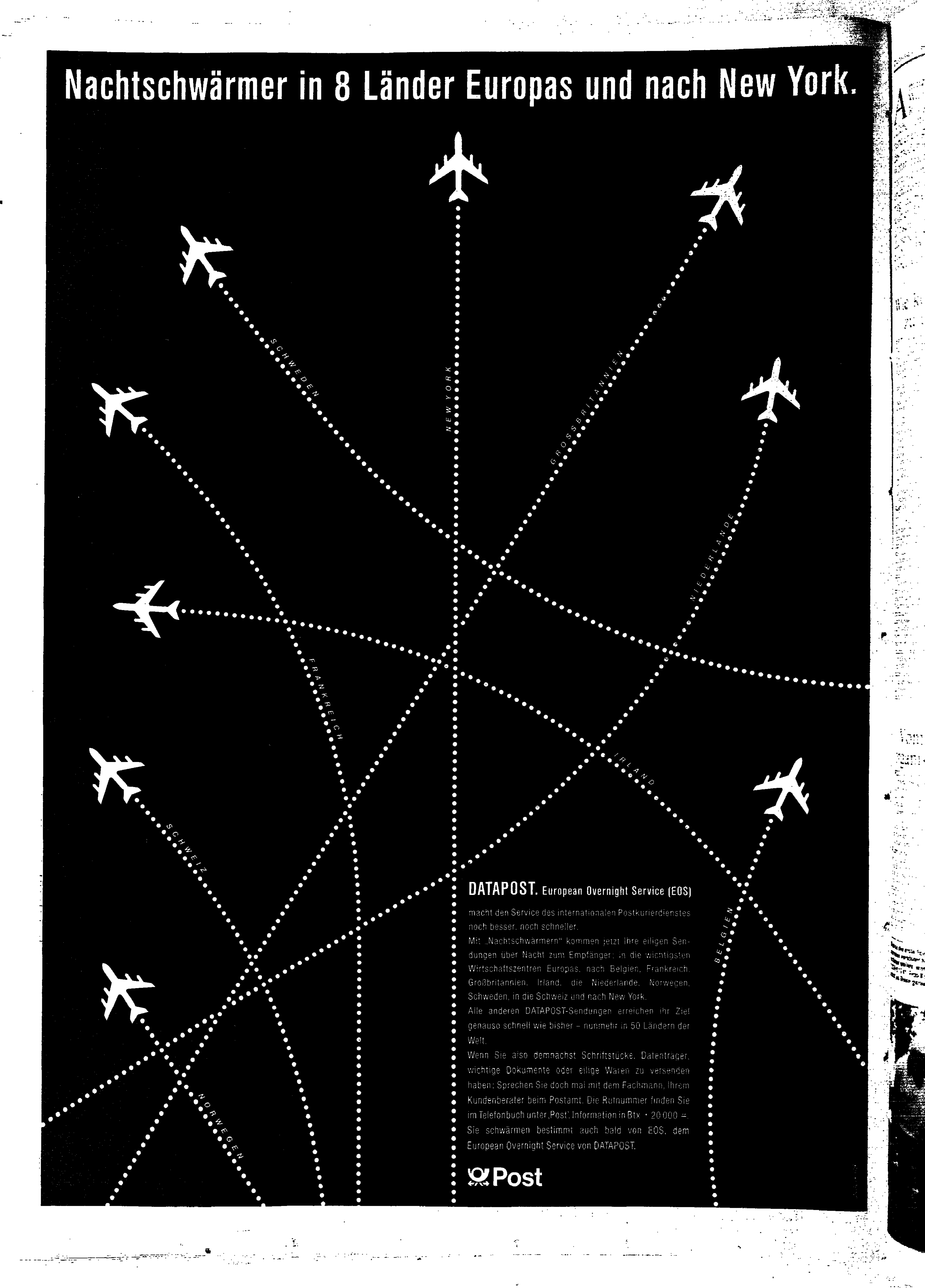
Parteichef Neil Kinnock verteidigte nicht nur das Vorhaben seiner Partei, die britischen Kernwaffen abzuschaffen und die USA aufzufordern, ihre Atomsprengköpfe aus Großbritannien abzuziehen, sondern kündigte auch an, auf den Schutz des NATO-Atomschirms verzichten zu wollen.

„Wenn wir schon nicht bereit sind, Atomwaffen selbst einzusetzen, werden wir auch nicht andere fragen, sich durch deren Gebrauch selbst zu gefährden. Das wäre unmoralisch", sagte er in einem Interview. Nicht verzichten wolle er allerdings auf US-Beistand *für eine Verteidigung* mit konventionellen Waffen.

Darüber hinaus bemerkte Kinnock, daß eine Labour-Regierung nicht wie Neuseeland britische Häfen für vorübergehende Besuche nuklearbetriebener oder -bestückter Schiffe sperren würde. Dagegen lehne man die Lagerung amerikanischer Kern*waffen im Lande ab, ebenso wie* den „aktiven Einsatz" von US-Flugzeugen von Großbritannien aus (wie seinerzeit gegen Libyen).

Die Kritik von US-Verteidigungsminister Weinberger an den Bestrebungen der Labour Party, einseitig atomar abzurüsten, wies Kinnock als unzulässigen Eingriff in den Beschlußprozeß zurück. Seiner Ansicht nach vertreten Weißes Haus und Pentagon unterschiedliche Meinungen in dieser Frage.

Zu einem Eklat zwischen Partei und der trotzkistischen Militant Tendency kam es gleich zu Beginn des Parteitages. Als es hinter verschlossenen Türen darum ging, einen Präsidiumsbeschluß zu bestätigen, wonach acht Tendency-Mitglieder aus Liverpool aus der Partei ausgeschlossen werden, verließen diese, „Stalinisten" rufend, die Kongreßhalle. Dem Ausschluß war mit überwältigender Mehrheit zugestimmt worden.



Nachtschwärmer in 8 Länder Europas und nach New York.
SCHWEDEN
NEW YORK
GROSSBRITANNIEN
NIEDERLANDE
FRANKREICH
IRLAND
SCHWEIZ
BELGIEN
NORWEGEN
DATAPOST. European Overnight Service (EOS)
macht den Service des internationalen Postkurierdienstes noch besser, noch schneller.
Mit „Nachtschwärmern" kommen jetzt Ihre eiligen Sendungen über Nacht zum Empfänger: in die wichtigsten Wirtschaftszentren Europas, nach Belgien, Frankreich, Großbritannien, Irland, die Niederlande, Norwegen, Schweden, in die Schweiz und nach New York.
Alle anderen DATAPOST-Sendungen erreichen ihr Ziel genauso schnell wie bisher – nunmehr in 50 Ländern der Welt.
Wenn Sie also demnächst Schriftstücke, Datenträger, wichtige Dokumente oder eilige Waren zu versenden haben: Sprechen Sie doch mal mit dem Fachmann, Ihrem Kundenberater beim Postamt. Die Rufnummer finden Sie im Telefonbuch unter ‚Post'. Information in Btx ∗ 20 000 #.
Sie schwärmen bestimmt auch bald von EOS, dem European Overnight Service von DATAPOST.
Post

Am liebsten wäre er Lyriker, sagt Martin Walser, der als Erzähler internationalen Ruf genießt, im WELT-Gespräch. Seine „Liebe zum Dialog" sei noch immer groß, doch habe er eingesehen, daß er zu den Anforderungen des modernen Theaters nichts beizusteuern habe. Wohin orientiert sich künftig sein Schaffen? Er hofft, sich nun auch die Zeit vor 1945 schreibend erschließen zu können. Ein Problem, mit dem er ringt, dem er viel Zeit lesend und nachdenkend widmet. Denn: „Mir kommt es vor, als sei trotz aller schönen Bücher, die es da so gibt, die deutsche Geschichte dieses Zeitraums noch nicht erzählt." Das Gespräch mit Martin Walser, das wir heute abschließen, führte Paul F. Reitze.



Gedanken an einen deutsch-deutschen Eheroman: Martin Walser FOTOS: RUPERT LESER

„Es gibt keinen Schriftsteller, der nicht am liebsten Lyriker wäre"

Wie kommt Martin Walser zu all diesen Stoffen?

WELT: Von außen betrachtet, Herr Walser: Sie sind ein Mann von kaum faßbarem schöpferischem Fleiß. Sie haben nicht nur ganze Familien von Heldengeschlechtern in Ihrem Werk um sich versammelt, die in immer neuen Konfigurationen auftauchen, sondern Sie haben sich auf immer neue Themenbereiche – rund um den See oder zuletzt in Kalifornien – eingelassen: vom Herren-Chauffeur zum Angestellten, der Schiffbruch erleidet; vom Denkmalschutz des ‚Schwanenhauses' zum Universitätsleben der USA. Das alles bleibt ja *nicht nur* von der Sprache her ‚walserisch'. Wie bewältigen Sie das? Wie kommen Sie zu den Stoffen? *Wie behalten Sie angesichts* der bedrängenden Themen und Gestalten Freiraum?

Walser: Zu den Stoffen komme ich über Figuren, zu den Figuren komme ich – ich weiß nicht wie. Letztlich aus einem meistens eher negativen Zustand habe ich das Gefühl, diesen Zustand will ich beantworten mit Hilfe einer Figur. Das ist dann eben mein Chauffeur oder ein Handelsvertreter oder ein Lehrer oder ein Immobilienhändler.

Für einen Roman-Schreiber ist natürlich das Entscheidende die Kompetenz zu einer Figur. Wenn man das Bedürfnis hat, einen Chauffeur als Figur zu haben, weiß man nicht, ob man auch kompetent ist dafür, ob man es auch stofflich schafft. Da muß sich *beim* Schreiben herausstellen: Wie weit bin ich in einem solchen Bereich zu Hause? Nun gibt es zweierlei Arten von *zu Hause sein. Die eine* ist das rein Stoffliche; das andere ist das innerliche zu Hause sein.

Was ohne weiteres einleuchtet, ist, daß vielleicht der Chauffeur in ‚Seelenarbeit' die schwierigste Figur war und ist. Da fühlte ich mich kompetent, wie ich im Laufe der Niederschrift bemerkt habe, kompetent einfach durch meine Herkunft. Meine Onkel, Tanten, meine Familie aus Bauern, Kleinbauern mit sehr vielen Kindern – viele von ihnen sind in die Dienste von Herrschaften gegangen. Da kommt sehr viel Erfahrung zusammen. Als Kind weiß man noch nicht, daß man sich das alles merken wird, was man da zu hören und zu erleben bekam.

Es ist ein bürgerliches Bildungs-Vorurteil, daß zum Beispiel so jemand wie ein Chauffeur ich sei, denn der könne ja so leiden. Das Leiden hat nichts mit dem Abitur zu tun; die Leidensfähigkeit von den Tanten ist nicht vom Abitur, das sie nicht hatten, abhängig gewesen, sondern durch ihre Art und durch ihr Aufwachsen, durch ihre Erfahrungen bedingt. Daher kommen, beispielsweise, eine solche Figur und der Stoff und dann solch eine eingebildete, angemaßte Kompetenz.

***WELT:** Welchen Anteil hat die Recherche?*

Walser: Ich kann nicht recherchieren, es ist höchstens ein Prozent der Romanmasse, wo ich mich erkundigen muß. Das bedeutet: Es muß mir zuwachsen im Laufe der Zeit, und dafür ist natürlich wichtig, daß ich hier wohne, weil ich mich da in einer Art Wirklichkeit befinde, in der ich mich nicht befinden würde, wenn ich in Schwabing oder Lichterfelde oder sonstwo leben würde. Die Gegend ernährt mich also in dieser Hinsicht. Da *fließt das einfach selbstverständlich* zu – nie, um dann gebraucht zu werden. Nur ist es mir in irgendwelchen Jahren *zugeflossen, und dann merkt* man: Man kann es brauchen zu einem Roman.



Vom Widerspruch der organisierten Spontaneität

WELT: Sie haben über Kafka bei einem sehr strengen akademischen Lehrer promoviert. Kafkas Erzählung ‚Die Verwandlung' beginnt damit, daß der Held zu einem entsetzlichen Lebens-Alptraum erwacht. Die Situation des Erwachens – damit fangen viele Walser-*Romane an; ist dies eine* Ur-Situation des Erzählens für Sie?

Walser: Ich kann nicht sehr viel dagegen tun, daß ich so anfangen muß, denn diese Stunde, in der ein Mensch aufwacht und innerhalb einer Stunde vom Aufwachen in seine volle Brauchbarkeit hinein entwickelt werden muß – das ist ein dramatischer Zeitraum. Da mag bei mir Medizinisches hineinspielen, mein Blutdruck, den ich kaum habe, und mein Kreislauf, den ich nicht habe – für mich ist das Aufwachen jeden Tag eine schier nicht zu schaffende Leistung. Aus dem Grund hänge ich an dieser Zeit.

Man macht so etwas, weil man es sehr dramatisch jeden Tag erlebt. Macht man es dann ein paarmal, merkt man: Mein Gott, du machst es ja dauernd so. Jetzt muß ich es höchstens *noch ein-, zweimal* machen, dann wende ich mich von diesem Figurenkreis ab. Bis jetzt sind meine *Romane* und *meine Romanfiguren* sehr stark als Antwort auf ein akutes, gegenwärtiges Daseinsproblem, auf Existenzschwierigkeiten zurückzuführen. Ich möchte aber in drei, vier Jahren zu Figuren übergehen, die in einer anderen *Luft* leben. *Diese* – wie ich vorhin sagte – Vergrößerung der Porenlandschaft habe ich dann hinter mir. Also ein-, zwei-, dreimal noch, dann ist Schluß mit Aufwachschwierigkeiten.

WELT: Sie haben in Ihrer Kafka-Dissertation beschrieben, wie Kafka von der Erzähl-Perspektive des ‚Ich' zu der des ‚Er' übergegangen ist. Das ist ja auch eine Walser-Entwicklung seit 1976. Ist die dritte Person eine Bedingung des Romans, eine Voraussetzung für Weltfülle?

Walser: Ich habe einfach gemerkt, daß die erste Person bei mir – bei einem anderen muß das nicht so sein! – in zweierlei Hinsicht prekär ist und bedrohend. Erstens verhindert sie die Entwicklung der Gegenfigur, der Gegenwelt. Die Gegenfigur, die Gegenwelt sind so abhängig in ihrer Erscheinung von dieser einen Figur, daß sie Karikaturenzüge oder andere Züge der Nichtrealität, des *nur noch* Vorstellungshaften annehmen. Das ist auf jeden Fall nicht befriedigend.

Ich sehe das an der Gestalt des Chauffeurs in ‚Seelenarbeit'. Auch der Chef dort muß eine Erscheinung kriegen, die gegründet *sein muß. Die* muß ein Recht für sich haben. Sie darf auch nicht einfach nur ‚zubereitet' sein von einem zu engen Blickwinkel einer Hauptfigur. Die ganze Gegenwelt hat mir in den früheren Büchern einfach gefehlt. Es war mir ein Bedürfnis, dies zu ändern, und dazu gehörte auch die dritte Person.

Jetzt kommt etwas dazu, was nach meiner Meinung die dritte Person auch ermöglicht, denn sie erlaubt dem Roman die Form der Motivbehandlung. Diese Ich-Bücher bezeichne ich inzwischen nicht als Romane, denn die haben mehr Oratorien-Charakter. Sie sind einfach solange gelaufen, wie die Sprache gelaufen ist. Sie haben Form nur durch Erschöpfung erhalten, aber nicht durch Zupacken und Machen und Wägen und Arbeiten.

WELT: Sie haben um die Form des Romans gekämpft, wie auch durch dieses Gespräch belegt wird. Sind Sie in dieser Beziehung erst seit *Ihrem vorjährigen* Roman ‚Brandung' zufrieden?

Walser: Ich möchte so sagen: Was das *Handwerkliche angeht, ist die Motiv*führung in diesem Roman besser als in den Büchern vorher. Einen Roman schreiben ist natürlich kein Verzicht – und kann kein Verzicht sein – auf jene Kraft, die einmal jenes monologisierende Ich *ernährt hat. Das ist die* Sprache; sie muß nach wie vor das Element sein. Ich kann keine Handlungen auszirkeln und sie dann nacherzählen, das liegt mir nicht.

Es muß sowohl das sein, wie aber auch ein Anspruch auf Handlung entsteht. Man kann ursprünglich schreiben, spontan, man hat Sprache, doch es soll auch geführt werden. Ich nenne das organisierte Spontaneität. Das ist ein Widerspruch, aber so ist das Schreiben. Auf diesen Widerspruch trifft man immer irgendwo. Entweder ist zu viel organisiert oder zu wenig. Entweder zu viel oder zu wenig Spontaneität. Das ist das Arbeitsproblem. Und vielleicht ist die ‚Brandung' für mich um eine Spur zu überorganisiert.

WELT: Herr Walser, wenn man Ihr Werk überblickt, so fällt auf, daß Sie *eine tiefe Liebe zur Lyrik* haben, selber aber nur Gelegenheitsgedichte schreiben. Für das Thea*ter haben Sie oft gearbeitet, mit der* ‚Zimmerschlacht' auch einen großen Erfolg erzielt, aber insgesamt *hatten Sie hier mehr Mühe, sich* durchzusetzen. Sind Sie zu sehr Erzähler?

Walser: Ja, wahrscheinlich muß ich das zugeben. Ich habe immer eine große Liebe zum Dialog gehabt, und ich habe alles, was ich für das Theater geschrieben habe, nur geschrieben, weil ich halt gern Dialoge schreibe, diese direkte Ausdrucksart mag und vielleicht auch brauche. Aber ich habe gesehen, daß ich zum Theater nichts beizusteuern habe, was das Theater braucht und was es zeitgenössisch sucht. Wahrscheinlich bin ich, je länger, desto weiter, von den Bedürfnissen des Theaters abgewichen, habe bis jetzt aber die Dialogliebe in mir noch nicht gänzlich unterdrücken können.

Und *noch* etwas kommt hinzu: Von Anfang an hatte ich das Gefühl, für das Theater sei eine besonders zeitgenössische Rede brauchbar, während ich beim Roman nichts ertrage, was nicht wirklich durch mein Bewußt*sein gegangen* ist *und was eigentlich* gar nicht nach Veröffentlichung drängt. Da kann ich ganz bei mir bleiben *und habe manchmal Schwierig*keiten, wenn ich denke, daß ich das jetzt veröffentliche, weil ich mich in einer Weise publiziere, die mir gelegentlich fast etwas weh tut. Beim Theater habe ich immer das Gefühl gehabt: *Da mischt man sich in die* öffentliche zeitgenössische Rede ein. So haben meine Theaterversuche immer einen aktuelleren Anlaß gehabt als meine Romane, meine Prosa.

WELT: Und die Lyrik?

Walser: Lyrik – ich glaube, es gibt keinen Schriftsteller, der nicht am liebsten Lyriker wäre. Ich schreibe sehr viele Gedichte für mich, aber je länger ich das betreibe, desto mehr sehe ich, daß ich kein Lyriker bin. Ich habe eine große Liebe dazu, aber meine Achtung vor Gedichten ist zu hoch, als daß ich jetzt auch so auftreten könnte. Ich mache es lieber so: Ich löse irgend etwas, was als Gedicht geschrieben ist, wieder in Langzeilen auf und publiziere es als Text. Manchmal merkt ein besonders empfindlicher Leser dann, daß ein gewisses lyrisches Etwas in diesen Zeilen drin ist.

WELT: Nochmals zu den verschiedenen Sparten Ihres Werks. Der *Walsersche Erzähl-Kosmos umfaßt* nur die zweite Hälfte des Jahrhunderts, während der Dramatiker Walser *zum Teil viel weiter aus*greift. Woher kommt das?

Walser: Das hängt eben mit dieser öffentlichen *Rede des Theaters* zusammen. Ich habe bisher als Erzähler die Zeit vor 1945 gemieden. Jetzt aber ist eine Vorbereitung im Gange, auch zurückliegende Zeiten auf meine Art in die Prosa zu bringen. Das wäre eine Stufe des Romans, die ich noch nicht probiert habe.

Dies ist in Deutschland meiner Meinung nach besonders schwierig. Es war vielleicht für die Kollegen, die sofort in den fünfziger, sechziger Jahren damit angefangen haben, Kriegsromane zu schreiben, die vor 1945 spielen, mit dem Standpunkt dieser Jahrzehnte unangezweifelt und unanzweifelbar erlaubt und richtig und günstig. Dieser Standpunkt, von dem aus man die Zeit vor 1945 betrachtet hat, war notwendig für uns als Gesellschaft. Das war im Grunde genommen ein Abrechnungsstandpunkt, sagen wir mal: ein antifaschistischer Standpunkt. Von dem Standpunkt aus sind Romane, sehr gute Romane, *geschrieben worden.*

Ich glaube nicht, daß das ein alle Zeiten ausfüllender Standpunkt sein *kann. Wenn es keinen Faschismus* mehr gibt oder der Faschismus wirklich überwunden ist, genügt ein antifaschistischer Standpunkt zur Beurteilung der Erzählung deutscher Geschichte nicht mehr. Das klingt mißverständlich. Mir kommt es vor, als sei trotz aller schönen Bücher, die es da so gibt, die deutsche Geschichte dieses Zeitraums – 1918 bis 1945 – noch nicht erzählt.

Anmerkungen aus dem neuen Elfenbeinturm

WELT: Wächst da in Ihnen schon etwas heran?

Walser: Auch da gehe ich natürlich nicht vom öffentlichen Bedürfnis, sondern von meinem eigenen aus. Das ist das, was wir zu Beginn über die sogenannte deutsche Frage besprochen haben.

Ich finde, daß wir als Deutsche trostlos existieren. Das, was man in den fünfziger, sechziger Jahren ma*chen mußte, ist passiert. Es ist aber* auch etwas verlorengegangen in dieser aktuellen Behandlung. Ich habe *einmal* über *Theaterfragen* gesagt: Wenn ein deutscher Autor, der jetzt ein Stück schreibt, die Zeit vor 1945 *ausläßt, dann fehlt etwas. Das könnte* man auch für den Roman sagen.

Es genügt nicht, sich einfach auf der richtigen Seite *zu* sehen. Nach 1945 weiß jeder, wie er sich vorher hätte verhalten sollen. Wenn jetzt also ein Roman geschrieben würde, wo die Zeit vor 1945 eine Rolle spielt, und der Autor hat als ausfüllendes Bewußtsein hauptsächlich das, daß er jetzt auf der richtigen Seite ist, dann ist dies fast problemlos. Das heißt, es kann dann gar nicht mehr deutlich werden, warum das, was passiert ist, geschehen ist.

WELT: Das ist Ihnen nicht *nur* zu simpel, *sondern zu wenig wahr?*

Walser: Die Verführbarkeit ist schon verurteilt, abgehandelt, abgehakt. Es *ist gar kein Problem* mehr. Es wird nur noch gesagt: Ja, der Autor, der ist auf der richtigen Seite. Zum Beispiel: *Er ist nicht mehr auf der Seite* der Schuldigen. Aber wieviel Schuld kann ein Mensch wirklich tragen? Wie wird man mit *Schuld* wirklich fertig?

Das ist nicht ins Bewußtsein gegangen. Deswegen – ich merke das an *mir selbst – bin ich nicht zufrieden* mit dem, was ich denken soll. Ich merke auch, wie riskant das ist und wie unerlöst und ...

WELT: Also nationale Defizite ...

Walser: Ich glaube, daß *in den nach*fünfziger, nach-sechziger Jahren etwas nicht mitentwickelt worden ist. Nämlich: Wie erzählen wir die deutsche Geschichte? Ich weiß nicht, ob ich das kann, weil ich selber daran laboriere. Ich habe kein Bewußtsein von diesen Zeiten, das einen Tag als solches überdauerte. Ich habe kein dauerndes, stabilisierbares Bewußtsein. Ich habe keine Möglichkeit, in der Weise daran zu denken, 24 Stunden lang: So war es. Ich muß mich dauernd drehen und wenden, mir selbst widersprechen. Es ist nicht haltbar, das Geschichtsbild.

WELT: Da kann die Wissenschaft *Ihnen nicht helfen, zuarbeiten?*

Walser: Wenn ich öffentliche Diskussionen von Historikern, Philosophen lese, *Habermas* und *Nolte* beispielsweise, dann sehe ich etwa bei Habermas, den zu schätzen ich allen Grund habe, wie er von einem Historiker eine geschichtslose Betrachtung wünscht. Gut, Verabsolutieren, das *ist vielleicht* eine *Philosophen-Hal*tung. Ich weiß nicht, was Herr Nolte dazu geliefert hat, aber ich sehe hauptsächlich bei Habermas, daß er im Grunde genommen Verabsolutierung von etwas will. Und da können Akademiker sich sehr vom Rest der Bevölkerung isolieren, weil sie dahin niemanden mitnehmen können, in diese Verarbeitungsart hinein.

Das ist ein neuer Elfenbeinturm, der da entstanden ist. Ich merke, ich bin in diesem Elfenbeinturm drin und fühle mich da nicht wohl. Soviel weiß ich. Und aus diesem Unwohlsein möchte ich mich schreibend herausarbeiten.

WELT: Sie arbeiten an *einem* neuen Roman über Johann Neuhaus. Wenn man den Namen übersetzt, kommt *man* zu Giacomo Casanova. Sozusagen Casanova am Bodensee?

Walser: *Da muß ein Mißverständnis* passiert sein. Ich habe schon einen Plan, der aber unter meinen Plänen nicht der wichtigste ist. Es gibt eine Figur, die so heißt, einen Johann Neuhaus, zweifellos. Aber das ist innerhalb eines Romans ein Pseudonym einer anderen Figur.

WELT: Ein Held aus der Zürn-Familie?

Walser: Nein, wenn es so bleibt, wie ich es jetzt sehe. Komischerweise ist es ein Pseudonym von Meßmer. Also Meßmer wird eine Reise durch die Bundesrepublik unter dem Namen Johann Neuhaus unternehmen. Das mache ich aber nicht jetzt. Momentan *unternehme ich zum ersten Mal einen* Versuch, mich kennenzulernen als Autor, der im Stofflichen überhaupt *sich in die Nähe des Politischen wagt*, des politischen Stoffes, wobei ich nicht sage, daß ich als Politiker auftrete, *aber* des öffentlich zeitgeschichtlichen Stoffes.

Ich mache ein Buch, das ‚Dorle und Wolf' heißt. Dorle ist von hier, der Wolf aus der DDR. Beide leben in Bonn. Ich habe weder Talent noch Neigung, das Agentengenre zu benutzen, aber ich bediene mich daraus stofflich; ich nehme ein paar fragmentarische Sachen aus diesem Genre, um einen deutsch-deutschen Eheroman zu schreiben. Einen nicht sehr umfangreichen, aber ich möchte einfach sehen, ob ich eine Schreibweise entwickeln kann, die mir das erlaubt.

WELT: Und danach?

Walser: Wenn ich das gemacht habe, *kann ich in* Richtung 1945 weiterarbeiten. Dann habe ich etwas, das heißt ‚Bayreuth-Novelle'. Das ist zwar *dann Gegenwart, reicht aber zurück.* Dann käme etwas, das direkt am Anfang des Jahrhunderts beginnt. Mein *Arbeitstitel: Der Eintritt meiner Mut*ter in die Partei. Daß meine Mutter eine sehr katholische Frau war und alles andere als eine *Nationalsoziali*stin – das weiß ich ganz sicher. Wenn es mir gelänge zu erzählen, warum sie in die Partei eingetreten ist – dann hätte ich die Illusion, ich hätte erzählt, warum Deutschland in die Partei eingetreten ist. Ob ich das schaffe, weiß ich natürlich nicht. Es ist ein Plan.

ENDE

Wenn sie die erste Folge dieses Interviews versäumt haben, aber nachlesen wollen, wählen Sie bitte 0 20 54/10 15 41: Frau Karin Kuhlmann schickt sie Ihnen gerne zu.



Fast ein Stück Paradies. Die Straße, in der sich Martin Walser 1968 ein Haus gebaut hat, heißt Zum Hecht, der *Überlinger Ortsteil, in dem er* lebt, Nußdorf. Nach Salem sind es nur ein paar Kilometer. Die Hausfassade wirkt eher bescheiden. Der Weg zur Holztreppe, über die man ins Arbeitszimmer gelangt, führt durch ein Zimmer, in dem Bücher den Blick bannen. Der Arbeitsraum ist eher ein Studio: einfach, behaglich. Vom Fenster aus erblickt man Baumkronen, dahinter blinkt der Bodensee im Spätsommerlicht. *Der Fotograf* Rupert Leser drängt, Hausherr und Besucher möchten doch wenigstens für ein halbes Stündchen ins Freie gehen. Der Rasen ist fast eine Wiese. Am *Ufer* ein Kahn. Ein Schwan kommt neugierig herangeschwommen, wagt sich in den Garten herauf. Der Appenzeller Sennenhund verbellt ihn.



Von unten dringt Gesang herauf, mit Klavierbegleitung. Die jüngste Tochter, Theresia, übt, sie will Sängerin werden. *Ihre Schwester Johanna ist zu* Besuch im Elternhaus. Eben ist von ihr, bei S. Fischer, die Erzählung „Die Unterwerfung" erschienen. Ihr erstes Buch, „Vor dem Leben stehend", fast lyrische Prosa-Miniaturen, hatte die Kritik überzeugt. Die „Neue Zürcher" *fühlte sich damals* weniger an den Vater als an den Schweizer Robert Walser erinnert: kein Verwandter, aber ein Geistesverwandter, auch des *Vaters. Vier Töchter, alle auf* künstlerischen Wegen. Alissa lebt in New York, sie malt. Franziska, die Älteste, hat längst als Schauspielerin Karriere gemacht. Zur Familie gehört noch Robbie, der Hund. Theresia hat so lange gedrängt und gedrängelt, bis die Eltern ihn ins Haus nahmen. Es ist der dritte.



Martin Walser ist ein konzentrierter Gesprächspartner. Er verliert den Faden nicht. Als das Aufnahmegerät eingeschaltet wird, zündet er sich schnell noch ein Zigarillo an, legt es aber gleich wieder weg. Das Ritual wiederholt sich einige Male. Er braucht die Hände zum Sprechen. Seine Mimik ist lebhaft. Um etwas zu unterstreichen, hebt er nicht die Stimme, *er beugt sich dann* gerne vor, erstarrt fast in der Bewegung. Ist der Gedanke zu Ende geführt, lehnt er sich weit zurück. Als der junge Funkreporter Walser eine *Tagung der* „Gruppe 47" *mit*schnitt, soll er auf die besorgte Frage des „Gruppenvaters" Hans Werner Richter, ob alles zufriedenstellend laufe, geantwortet haben: „Technisch einwandfrei – aber was da gelesen wird, das kann ich besser." Jetzt sagt er am Schluß: „Hoffentlich habe ich mich nicht verhaspelt."



EISHOCKEY-KOLUMNE / ESV Kaufbeuren: Vom Abstiegskandidaten an die Tabellenspitze

Hegens Weggang wird als Befreiung empfunden

Die Rolle des Abstiegskandidaten schien dem ESV Kaufbeuren vor Saisonbeginn auf den Leib geschrieben. Nationalspieler **Dieter Hegen** (24) endgültig an den deutschen Meister Kölner EC verkauft, die talentierten Brüder **Harald Birk** (23) und **Klaus Birk** (20) zum Aufsteiger Eintracht Frankfurt transferiert. Außerdem hatte sich kein Sponsor gefunden, der bereit gewesen wäre, die 200 000 bis 250 000 Mark zu zahlen, die inzwischen in der Eishockey-Bundesliga für Trikotwerbung verlangt werden.

Nach vier Spieltagen aber steht der Traditionsverein aus Bayern plötzlich als Tabellenführer da. Die einzige Mannschaft ohne Punktverlust. Die Konkurrenz reibt sich verwundert die Augen. Und in Kaufbeuren können sie ihr Glück noch gar nicht fassen. „Der Einbruch kommt noch früh genug", sagt Vizepräsident **Josef Faber** (60). Doch zunächst wurde am Sonntagabend die Meistermannschaft aus Köln mit einer deftigen 1:5-Niederlage rheinabwärts auf die Heimreise geschickt.

Gleichzeitig registrierte der ESV Kaufbeuren zum erstenmal in der Geschichte seiner Bundesliga-Zugehörigkeit ein ausverkauftes Stadion. 6500 Zuschauer waren gekommen, um den sportlichen Höhenflug des vermeintlichen Absteigers vor Ort in Augenschein zu nehmen. Ein Bayer glaubt eben nur, was er selbst gesehen hat.

Es blieb nicht einfach nur beim Zuschauen. Besucher und Spieler verschworen sich zu einem wahren Bollwerk, animierten sich gegenseitig, steckten sich mit ihrer Begeisterung wechselseitig an. Mit Beifallsstürmen und Konfettiregen quittierten die Besucher die teilweise glänzenden Kombinationen einer Mannschaft der Namenlosen.

„Wir brauchen keine Stars", sagt Trainer **Richard Pergl** (41). Er hat in der Tschechoslowakei sein Sportstudium absolviert und mit dem Doktortitel abgeschlossen. Seit 15 Jahren arbeitet er jetzt als Eishockey-Trainer: Zunächst wechselnd in seiner Heimat CSSR und in Spanien, seit 1985 in Kaufbeuren.

*

Im nachhinein erwies sich dabei sogar der Verkauf von Dieter Hegen als Glücksgriff. Finanziell hat Kaufbeuren schon in der vergangenen Saison davon profitiert, sportlich erst jetzt. Torjäger Hegen, 93maliger Nationalspieler und als gebürtiger Kaufbeurer Identifikationsfigur und Vorbild für den örtlichen Nachwuchs, war bereits vor einem Jahr vom Kölner EC gekauft worden. Eine großzügige Vereinbarung ermöglichte den Verbleib Hegens in Kaufbeuren, obwohl Köln bereits einen Teil des monatlichen Nettogehalts von 4800 Mark finanzierte.

Erst zu Saisonbeginn endete das Zwitterdasein, Hegen wechselte endgültig nach Köln. Und ermöglichte seinem Heimatklub damit einen ungeahnten Aufstieg. „Früher haben alle auf Didi Hegen gespielt. Die Gegner brauchten nur ihn auszuschalten, dann lief bei uns nichts mehr", sagt Vizepräsident Josef Faber. „Das ist jetzt besser. Jetzt haben wir zwar keinen ausgesprochenen Torjäger mehr, dafür aber eine ganze Reihe von Leuten, die Tore machen können. Und Jochen Mörz war ein ausgesprochener Glücksgriff. Die Jungen gehen für ihn durchs Feuer."

*

Stürmer **Jochen Mörz** (29), 45maliger Nationalspieler, war zu Saisonbeginn aus Rosenheim nach Kaufbeuren gekommen. Als Ersatz für Dieter Hegen. Doch während der jetzt mit Köln eine Schwächeperiode überwinden muß, hat sich Jochen Mörz gleich mit fünf Toren an die Spitze der Torjägerwertung geschossen. Gemeinsam mit einem weiteren Kaufbeurer Neuzugang, dem Tschechoslowaken **Pavel Richter** (31), der von Trainer Richard Pergl zum Wechsel nach Kaufbeuren angeregt worden war. Mörz, Richter und der in Mannheim spielende Kanadier **Paul Messier** (28) sind mit je fünf Treffern die bisher erfolgreichsten Stürmer der Bundesliga.

Zum sportlichen Erfolg gesellt sich jetzt auch der finanzielle. Nicht nur die weit überdurchschnittlichen Zuschauerzahlen (das kommende Heimspiel am Freitag gegen die Düsseldorfer EG ist schon fast ausverkauft), auch ein am Wochenende abgeschlossener Sponsorvertrag ermöglichen eine völlig neue Kalkulation. Die italienische Bekleidungsfirma Benetton wird bis zum Saisonende auf den Trikots werben. Allerdings mit dem Namen der Firma „Süsley". „Wie die geschäftliche Verbindung zwischen Süsley und Benetton genau ist, weiß ich nicht", sagt Josef Faber dazu. „Ich weiß nur, daß wir den Namen Süsley in Deutschland bekannt machen sollen." Die Voraussetzungen dafür sind gut, Kaufbeuren hat sich ins Gespräch gebracht, sogar das Fernsehen findet wieder den Weg in die Eishalle am Berliner Platz.

*

Und vom Fernsehen erhoffen sich die Eishockey-Klubs demnächst zusätzliche Sendezeit. Sie spekulieren auf die erstmals geplante Winterpause in der Fußball-Bundesliga. „Das könnte unsere Chance sein", sagt Kaufbeurens Vizepräsident Faber. „Wir verhandeln gerade darüber, in welchem Umfang die freiwerdende Sendezeit für Eishokkey genutzt werden könnte. Möglicherweise wwerden einige Spiele live und in voller Länge übertragen."

Genaueres wird heute entschieden. Dann heute verhandeln in München Verbandspräsident **Otto Wanner** (67) und Bundesliga-Obmann **Sepp Pflügl** (60) mit Vertretern der Fernsehanstalten über die künftige Eishockey-Präsentation im Fernsehen. Pflügl ist übrigens nicht nur Sprecher der Bundesliga-Klubs, sondern auch Präsident des ESV Kaufbeuren. ULLA HOLTHOFF

„An den Grenzen unserer Ethik"

Die künstliche Befruchtung als Zentralthema auf dem Düsseldorfer Gynäkologen-Kongreß

Von ROLF HEISTER

Die 46. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe, die am vergangenen Samstag in Düsseldorf unter der Präsidentschaft von Prof. Ludwig Beck zu Ende ging, war gleichzeitig ein Jubiläum: Die Gesellschaft wurde 100 Jahre alt.

Gerade die Frauenheilkunde profitierte in dieser Zeit von den Entwicklungen der Technologie und Biochemie. Die Mütter- und Kindersterblichkeit wurde auf nahezu Null gesenkt, die operative und die geburtshilfliche Methodik verfeinert. Die Hormonforschung öffnete neue therapeutische Wege, Ultraschall und Überwachung der kindlichen Herztöne bereicherten wesentlich die Diagnostik.

Im Mittelpunkt der Tagung standen die Diskussionen um die künstliche Befruchtung (In-vitro-Fertilisation; IVF). Weltweit gibt es heute bereits 138 Arbeitsgruppen, die sich mit IVF und Embryonenübertragung beschäftigen, wie Prof. Klaus Diedrich (Bonn) erklärte.

Eizellen werden mit Hilfe des Ultraschalls gewonnen

Auf diese Weise wurden nach fast 20 000 Eingriffen bisher 3791 Schwangerschaften herbeigeführt. Im deutschsprachigen Raum konnten durch künstliche Befruchtung 421 Schwangerschaften ermöglicht werden. Die Technik besteht darin, daß man entweder durch eine Bauchspiegelung, also unter direkter Sicht, oder aber durch Blase oder Scheide unter „Ultraschallsicht" Eizellen aus dem reifen Eierstockfollikel entnimmt und sie im Reagenzglas mit den Spermien des Mannes befruchtet. Die so entstandenen Embryonen werden wenige Tage später in die Gebärmutterhöhle gebracht (Embryotransfer, ET). Überzählige Embryonen werden eingefroren, um sie gegebenenfalls später zu verwenden.

Nach Angabe von Prof. Diedrich gelten IVF und ET heute als etablierte Methoden, sofern die Eheleute zugestimmt und alle anderen Maßnahmen versagt haben. In über 80 Prozent der Fälle sind es anatomische Veränderungen der Eileiter, nicht selten aber auch die Unfruchtbarkeit des Mannes, die zum Einsatz von IVF und ET führen. In Bonn und Lübeck hat man daher in den letzten fünf Jahren in 780 Fällen versucht, die Spermien aufzubereiten, also qualitativ zu verbessern. Obwohl insgesamt 189 Frauen schwanger wurden, konnten bei einer hohen Fehlgeburtsrate von rund 30 Prozent immerhin 113 gesunde Wunschkinder geboren werden.

Eine andere Form der künstlichen Befruchtung, den „Intratubaren Gametentransfer", beschrieb Dr. Ulrich Noss (München). Dabei werden dem Eierstock entnommene Eizellen und aufbereitete Spermien direkt in den Eileiter gebracht, wenn dieser in seinem Aufbau verändert ist. In München konnten dadurch bei fast der Hälfte der Patientinnen Schwangerschaften erreicht werden. Allerdings kam es bei einem Viertel der Frauen zu Mehrlingsschwangerschaften, einmal sogar zu Vierlingen.

Was aber geschieht mit überzähligen Eizellen oder Embryonen? Prof. G. H. Zeilmaker (Rotterdam) empfahl hierzu die Kryokonservierung, ein Verfahren zur Aufbewahrung von entnommenen Eizellen unter Tiefkühlung. In Deutschland steht man dieser Technik sehr zurückhaltend gegenüber. Zeilmaker bekannte, daß es noch fundamentale technische Probleme bei der Kryokonservierung gebe. Es sei wesentlich schwieriger, menschliche Embryonen tiefzukühlen als tierisches Gewebe.

Die Wissenschaft muß ihren Freiraum behalten

Das Einfrieren und Auftauen scheine gewisse Probleme der Wasserverschiebung aufzuwerfen: so etwa dürfe die Abkühlung nicht zu schnell und nicht zu langsam erfolgen, damit es nicht zur Eisbildung und daraus resultierenden Strukturschäden in Eizellen oder Embryonen komme.

Die Mediziner warnten in Düsseldorf jedoch eindringlich vor einengenden Eingriffen des Gesetzgebers in die derzeit laufende IVF-Forschung. Die Wissenschaft müsse den größtmöglichen Freiraum behalten und Gelegenheit bekommen, sich „ethisch zu formieren". Der jüngste Deutsche Juristentag habe zwar über die künstliche Befruchtung diskutiert, aber keinerlei rechtsverbindliche Richtlinien erarbeitet. Für die ethische Grenzziehung in der Medizin genüge das eigene Verantwortungsbewußtsein und eine sorgsame Kontrolle durch die Ethikkommissionen.

NACHRICHTEN

Spielabbruch drohte

Berlin (sid) – Kurz vor dem Abbruch stand das Meisterschaftsspiel der „DDR"-Oberliga zwischen Union Berlin und Energie Cottbus (1:1). Ein Fußball-Rowdy hatte den Rostocker Linienrichter Henning mit einem Stein am Kopf getroffen.

Italien: Fans randalierten

Rom (dpa) – Zahlreiche Verletzte forderten in Rom und Pescara Zusammenstöße nach Fußballspielen. Nach dem Spiel AC Rom gegen Verona (0:0) lieferten sich Fans eine Straßenschlacht. 24 Personen wurden festgenommen. Ausschreitungen gab es auch nach dem Spiel Pescara gegen Lazio Rom (1:1). Fünf Menschen wurden verletzt, über 30 vorübergehend festgenommen.

Hockey: Überraschung

Seoul (dpa) – Mit einer großen Überraschung endete in Seoul das Hockey-Finale der 10. Asienspiele. Gastgeber Südkorea besiegte den Weltmeister und Olympiasieger Pakistan mit 2:1.

Sponsorvertrag verlängert

Hamburg (sid) – Der deutsche Formel-1-Rennstall Zakspeed wird auch in den beiden nächsten Jahren die Produktfarben eines Hamburger Tabakkonzerns repräsentieren. Teamchef Erich Zakowski und Vertreter des Hauptsponsors einigten sich darauf, den Vertrag um zwei Jahre zu verlängern.

ZAHLEN

GOLF

Deutsche Mannschafts-Meisterschaft, Aufstiegsturnier zur Klasse III in Hanau: GC St. Dionys mit 103 Schlägen über Platzstandard 72 (Vierer 31 + Einzel 72) und GLC Köln-Refrath mit 105 (36+69) steigen auf. Weiter spielten: Dortmund 120 (47+73), Hamburg-Waldhof 130 (43+87), Mannheim 132 (49+83), Gutach 136 (44+92), Neustadt-Pfalz 143 (43+100), Heidelberg-Lobenfeld 187 (66+121). Gewertet wurden vier von fünf Vierer und acht von zehn Einzeln.

EISHOCKEY

Bundesliga. 4. Spieltag: Rießersee – Landshut 4:4, Düsseldorf – Frankfurt 3:6, Iserlohn – Schwenningen 6:1, Kaufbeuren – Köln 5:1, Mannheim – Rosenheim 5:0.

MOTOR

12. Lauf zur Tourenwagen-EM in Zolder: 1. Cecotto/Lindström (Venezuela/Schweden) Volvo 3:30:04,12, 2. Berger/Ravaglia (Österreich/Italien) BMW 635 eine Rd. zur., 3. Walkinshaw/Percy (England) Rover 1 Rd. zur., 4. van de Poele/Heyer (Belgien/ Bundesrepublik Deutschland) BMW 635 1. Rd. zur. – Stand: 1. Vogt 201 Punkte, 2. Percy 197, 3. Ravaglia 191.

SEGELN

WM in der olympischen 470er-Klasse vor Salou/Spanien, 5. Wettfahrt: 1. Hunger/Hunger, 2. Hüttermann/Körte (alle Bundesrepublik Deutschland), 3. Wicki/Frey (Schweiz). – Stand: 1. Hunger/Hunger 23,0 Punkte, 2. Hüttermann/Körte 31,7, 3. Peponnet/Pillot (Frankreich) 38,0.

TISCHTENNIS

Bundesliga, Herren, 4. Spieltag: Reutlingen – Grenzau 5:9, Bayreuth – Düsseldorf 7:9, Altena – Bad Hamm 3:9.

VOLLEYBALL

Bundesliga, Herren: Dachau – Berlin 3:0, Paderborn – Fort. Bonn 2:3, Ottobrunn – Moers 3:0, Leverkusen – Gießen 3:1, Hamburg – München 3:2.

TENNIS

Grand-Prix-Turnier in San Francisco, Endspiele, Einzel: McEnroe – Connors (beide USA) 7:6, 6:3. – Doppel: Fleming/McEnroe (USA) – Depalmer/Donelly (USA) 6:4, 7:6. – **Damenturnier** in Tulsa/Oklahoma, Endspiel, McNeil – Herr (beide USA) 6:0, 6:1.

GEWINNZAHLEN

Auswahlwette „6 aus 45": 17, 26, 36, 40, 42, 43, Zusatzspiel: 24. (Ohne Gewähr).

FC BAYERN

Fernsehen soll helfen

sid, **München**

Vor einer Eingabe an die Gerichtsbarkeit des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) wegen des Platzverweises von Ex-Nationalspieler Norbert Eder wird der deutsche Fußball-Meister FC Bayern München zunächst die Fernseh-Aufzeichnung des Spiels gegen Werder Bremen studieren. „Erst danach entscheiden wir, ob wir uns mit dem schriftlichen Weg zufrieden geben oder auf einer mündlichen Verhandlung bestehen", erklärte gestern Manager Uli Hoeneß.

Eder hatte von Schiedsrichter Föckler (Weisenheim) die rote Karte erhalten, nachdem er den frei durchlaufenden Bremer Frank Ordenewitz vor dem Strafraum zu Fall gebracht hatte. „Eders Attacke galt eindeutig dem Ball", hatte Beckenbauer schon als Beobachter des Spiels in Bremen festgestellt. Diese Meinung vertritt auch der Bayern-Manager: „Ein Abwehrspieler muß doch wenigstens noch die Chance suchen können, einen aufs Tor laufenden Gegner zu stoppen. Bei einer internationalen Begegnung wäre das nie und nimmer ein Platzverweis gewesen."

TENNIS

McEnroe immer besser

sid, **San Francisco**

John McEnroe, früher Nummer eins im Welt-Tennis, hat innerhalb von acht Tagen all jene widerlegt, die ihm ein vorzeitiges Ende seiner glanzvollen Karriere vorausgesagt haben. Der 27 Jahre alte New Yorker Linkshänder gewann nach Los Angeles in eindrucksvoller Manier auch das mit 289 000 Dollar dotierte Grand-Prix-Turnier in San Francisco. In einem hochklassigen Endspiel setzte er sich mit 7:6, 6:3 gegen den schon 34 Jahre alten Jimmy Connors durch und gewann anschließend auch das ebenfalls rein amerikanische Doppelfinale an der Seite von Peter Fleming mit 6:4, 7:6 gegen Mike Depalmer/Gary Donnelly.

„So etwas erfreut das Herz", lachte der ungewöhnlich gelöst wirkende McEnroe anschließend in der Pressekonferenz. „Ich bin glücklich, daß ich das erreicht habe, was ich mir vorgenommen habe, nämlich schnellstens mal ein paar Turniere zu gewinnen. Es ist ein herrliches Gefühl, das in ein paar Wochen sicherlich noch besser sein wird." McEnroe hatte eine sechsmonatige Pause eingelegt.

UERDINGEN 05

Herget will nun bleiben

sid, **Krefeld**

Schalke 04, 1. FC Köln und Olympique Marseille buhlten um seine Dienste, er bat in der letzten Saison mehrfach um eine vorzeitige Vertragsauflösung, doch jetzt folgte die Kehrtwende: Fußball-Nationalspieler Matthias Herget wird seine Fußball-Karriere bei Bayer Uerdingen fortsetzen, ein Zwei-Jahres-Vertrag liegt unterschriftsreif in der Schublade.

„Wir sind uns soweit einig", erklärte der 30 Jahre alte Herget nach Verhandlungen mit Präsident Arno Eschler. Der Sinneswandel des Matthias Herget freilich kam überraschend. Daß er und Trainer Karl-Heinz Feldkamp keine Freunde sind und verschiedene Auffassungen vom Fußball haben, ist in Krefeld hinreichend bekannt. Doch der Libero dementiert Spekulationen, wonach er nur deshalb in Uerdingen bleibt, weil Feldkamp den Klub Ende der Saison verlassen wird. „Das ist nicht der springende Punkt", versucht Herget, das Thema bewußt herunterzuspielen. Mit Uerdingen will er Erfolg im Europacup und in der Bundesliga haben.

ASIENSPIELE / Sportführer der Sowjetunion sehen sich in Seoul isoliert

Mit Zurückhaltung und Geschick stärken die Chinesen ihre sportpolitische Position

K. A. SCHERER, **Seoul**

Ist den sowjetischen Sportführern noch zu helfen? Diese Frage stellt sich den Seoul-Beobachtern drei Wochen vor der 91. Session des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) in Lausanne. Kann Moskau noch an den großen Entscheidungen des Weltsports beteiligt werden?

Die politischen Gespräche während der 10. Asienspiele in Seoul, der Olympiametropole von 1988, haben die sowjetischen Sportführer um den unbeweglichen Marat Gramow in hohem Maße isoliert. Chinas Sportlenker hebeln durch ihre Zurückhaltung und Geduld die Sowjetunion vor allem mit ihrem Einfluß in der Dritten Welt aus.

Die von einigen Beobachtern als sportpolitische Niederlage Pekings interpretierte Wiederwahl des kuwaitischen Scheichs Fahad Al-Sabah als Präsident des Asiatischen Sportrates (OCA) war in Wirklichkeit ein geschickter Schachzug der Chinesen. Nur die Europäer hatten den 56 Jahre alten Chinesen Schenliang He mit dem OCA-Vorsitz enger an das IOC binden wollen. He aber kandidierte erst gar nicht und hielt sich so die Hände frei. Die bei den Asienspielen längst ausgewiesene sportliche Führungsrolle genügt China; eine sportpolitische ergibt sich zwangsläufig.

Chinas dämpfender Einfluß auf die Nordkoreaner ist eine gewisse Garantie für den Olympiaausrichter Seoul. So wird man auf Schenliang He besonders hören, wenn dieser auf der 91. IOC-Session in Lausanne personalpolitische Meinungen äußert. Für den ausscheidenden Vizepräsidenten Alexandru Siperco, einen in Lausanne lebenden Rumänen, dürfte der umgängliche Belgier Prinz Alexandre de Merode nachrücken. Der Chinese He wird dies mit Sicherheit im Mai 1987 in Istanbul tun, wenn der Inder Ashwini Kumar seine Amtszeit als Erster Vizepräsident beendet: He wird dann dritter Vize hinter Berthold Beitz und de Merode sein.

Für die Sowjets, die derzeit keinen Mann im elfköpfigen IOC-Vorstand haben, ist die Lage geradezu katastrophal. Marat Gramow hat in Budapest auf der zeitgleich mit den Asienspielen stattfindenden Versammlung der Europäischen Nationalen Olympischen Komitees (ENOC) versäumt, eine sowjetische Seoul-Garantie abzugeben. So muß der auf Ausgleich der ideologischen Gegensätze bedachte IOC-Vize Berthold Beitz schon große Anstrengungen unternehmen, mit Vitali Smirnow einen Russen in die Exekutive zu bringen.

Durch den aufrückenden de Merode und den Tod des Amerikaners Julian Keau Roosevelt sind zwei Plätze bei den Mitgliedern frei. Der Australier Kevin Gosper, einer der brillanten jungen Männer im IOC, 400-m-Olympiafinalist von 1956, gilt als so gut wie gewählt. Smirnow muß sich gegen den Schweden Gunnar Ericsson, einen Favoriten des IOC-Präsidenten Juan Antonio Samaranch, gegen den Norweger Jan Staubo und natürlich gegen einen US-Amerikaner durchsetzen.

In der Welt der Fachverbände haben die Sowjets nur eine Persönlichkeit von Rang vorzuweisen, den Turner Jurij Titow. Er war in Seoul und trat dort auf wie ein Mann, den man im IOC als neues Mitglied gebrauchen könnte. Aber duldet dies Marat Gramow? In einer ganz entscheidenden Phase der Internationalen des Sports haben die Sowjets die denkbar schlechtesten Karten. (sid)

STAND●PUNKT / *John McEnroe und der Wille*

Für ihn galten im Kreise der Tennis-Profis immer schon andere Maßstäbe. Wenn seine Kollegen schufteten und schwitzten, grinste er sich eins und sagte: „Wenn sie es nötig haben ...". Wenn auf dem Tennisplatz nicht alles zu seiner Zufriedenheit ablief, konnte er in Diskussionen mit den Schiedsrichtern auch jede Anstandsregel vergessen.

Für John McEnroe, die jahrelang unumstrittene Nummer eins des Welt-Tennis aus Amerika, das anerkannte Genie im Umgang mit dem kleinen Filzball, schienen die Maßstäbe seiner Sportart nie zu passen. Bis er sich plötzlich in einem Dilemma wiederfand, in dem so mancher seiner Kollegen gesteckt hatte, und das nun auch auf seine sportliche Entwicklung Einfluß zu nehmen schien: Mehr Privatleben oder wie bisher die Nummer eins seines Sports sein? Der 26jährige entschied sich erst einmal für ein halbes Jahr Pause. „Ich bin noch lange nicht am Ende", sagte er.

Die meisten Tennis-Experten waren ganz anderer Ansicht. „Ein Abschied auf Raten", sagte Günther Bosch, Trainer von Boris Becker. „Wer rastet, der rostet", meinte Manager Ion Tiriac. „Die Pause ist endschieden zu lang", ließ sich der große Björn Borg vernehmen. Und der mußte es schließlich wissen: Der Wettkämpfe müde, hatte er sich zurückgezogen und nie mehr die rechte Einstellung zum Comeback gefunden.

Doch John McEnroe ist wieder da. Wohl mit geänderter Einstellung zum Leben eines Profis, aber immer noch mit dem Willen zum Sieg. Das unterscheidet ihn von Borg. jan

Der Sternenhimmel im Oktober

Von ERICH ÜBELACKER

Das astronomische Top-Ereignis dieses Jahres ist die totale Mondfinsternis am 17. 10., welche von Mitteleuropa aus in voller Länge zu beobachten ist. Der Vollmond geht an diesem Tage gegen 17.30 Uhr auf. Etwa eine Stunde später, um 18.30 Uhr, beginnt er in den Kernschatten der Erde einzutreten, also in den Bereich, in welchem die Sonne völlig durch unseren Planeten verdeckt ist. Von 19.41–20.55 Uhr steht der Mond ganz im Kernschattenbereich und erhält kein direktes Sonnenlicht mehr; die Finsternis ist, wie man sagt, total. Allerdings kann man den Mond dennoch in dieser Zeit sehen, da durch die Erdatmosphäre hindurch etwas Licht in seine Richtung gelenkt wird.

Da unsere Lufthülle den roten Lichtanteil besonders gut durchläßt, erkennt man den Mond im „kupferroten Schein", der für die Finsternis typisch ist. Ab 20.55 Uhr beginnt der Erdtrabant den Kernschatten wieder zu verlassen, kurz nach 22 Uhr steht er dann wieder als strahlender Vollmond am Himmel.

Auch die Planetenbeobachter kommen in den oft klaren Oktobernächten zu ihrem Recht. Von der Venus, die uns in den letzten Monaten als leuchtender Abendstern begleitet hat, müssen wir uns allerdings nun für einige Zeit verabschieden. Sie ist allenfalls noch bis zum 5. 10. kurz nach Sonnenuntergang zu beobachten. Im Fernrohr erscheint sie als große, schmale Sichel. Auch Saturn verschwindet in diesem Monat vom Abendhimmel und bleibt bis zum Jahresende verborgen. Mars und Jupiter dagegen sind leicht zu finden. Besonders Jupiter, der im letzten Monat in Erdnähe stand, ist sehr hell und erreicht gegen 22 Uhr seine Höchststellung im Süden. Schon im Kleinfernrohr erkennt man seine vier größten Monde, die täglich ihre Stellung wechseln und immer wieder ihre Schatten auf den Planetenkörper werfen.

Alle bisher beschriebenen Himmelserscheinungen spielen sich vor der eindrucksvollen Kulisse der Herbststernbilder ab, die von Fixsternen, also fernen Sonnen, gebildet werden. Zu ihnen gehört der Wassermann, in dem zur Zeit der helle Jupiter zu Gast ist und der gegen 22 Uhr genau im Süden steht. Hoch über diesem Sternbild findet man den Pegasus, den man auch „Herbstviereck" nennt. Der linke Eckstern dieses großen Quadrats gehört streng genommen zur Andromeda, in der man unter günstigen Bedingungen den berühmten Andromedanebel, ein fernes Milchstraßensystem mit 400 Milliarden Sternen, erkennen kann. Knapp über dem Südpunkt hat Fomalhaut, der Hauptstern des südlichen Fisches, fast seine Höchststellung erreicht. Rechts oberhalb dieses unscheinbaren Sternbildes findet man den Steinbock, in den Mitte des Monats der immer noch helle Mars hineinwandern wird.

Hoch über dem Westhorizont steht inmitten der Milchstraße das eindrucksvolle Sommerdreieck mit Wega in der Leier, Deneb im Schwan und Atair im Adler. Auch der Herkules ist noch leicht zu finden, während die Frühlingssternbilder Bootes und Krone im Horizontdunst kaum noch zu erkennen sein dürften.

Im Norden hat der Große Wagen oder Große Bär seine niedrigste Stellung erreicht. Untergehen kann dieses bekannteste aller Sternbilder bei uns allerdings nicht, da sein Kreis um den ruhenden Polarstern so klein ist, daß es nie den Horizont berühren kann. Den Polarstern im Kleinen Wagen oder Kleinen Bären kann man in diesem Monat besonders leicht finden. Verlängert man die durch die beiden rechten Sterne des Großen Wagens gegebene Gerade senkrecht nach oben, so kommt man direkt zu diesem Nord- oder Polarstern, dem Dreh- und Angelpunkt der täglichen Himmelsbewegung, der immer genau über dem Nordpunkt steht.

Über dem Osthorizont sind mit Stier und Fuhrmann die ersten Wintersternbilder erschienen. Darüber findet man leicht den Perseus. Auch der Walfisch, ein sicherer Vorbote des Winterhimmels, ist aufgegangen, darüber stehen die unscheinbaren Sternbilder Fische, Widder und Dreieck.

Das „Himmels-W", die Kassiopeia, hat im ewigen Kreislauf um den scheinbar ruhenden Polarstern gegen 22 Uhr fast ihre höchste Stellung erreicht. Das majestätische Sternbild erinnert an eine äthiopische Königin und steht mitten in der Milchstraße.

NOTIZEN AUS LABORS UND INSTITUTEN

Notfallschutz-Broschüre

Mainz (dpa) – Eine Broschüre unter dem Titel „Notfallschutz für die Umgebung des Kernkraftwerks Mülheim-Kärlich" hat gestern das rheinland-pfälzische Innenministerium als Ratgeber für die Bevölkerung veröffentlicht. Das Heft beschreibt, welche Alarm- und Einsatzpläne die regionalen Verwaltungen im Katastrophenfall vorgesehen haben, und wird allen Haushalten im Umkreis von zehn Kilometern des Kernkraftwerks zur Verfügung gestellt. Beschrieben werden unter anderem Fahrtrouten für den Fall einer Evakuierung, die Ausgabe von Kaliumjodidtabletten und über welche Rundfunksender die Bevölkerung unterrichtet wird.

Impfraten zu gering

Karlsruhe (DW.) – Die Durchimpfungsrate gegen Infektionskrankheiten ist in der Bundesrepublik überraschend gering, wie die WHO jetzt in einem Bericht feststellte. Obwohl die Impfungen kostenlos angeboten werden, nimmt nur ein geringer Teil der Bevölkerung diese Vorbeugungsmaßnahme wahr. So liegen die Impfquoten für Masern und Mumps um 60 Prozent, für Röteln und Kinderlähmung bei etwa 70 Prozent. Für eine ausreichende Vorsorge fordern die WHO-Mediziner allerdings Impfraten von mindestens 90 Prozent. Gegen Röteln sollten unbedingt alle Kinder geimpft sein.

Abbildung per Chip

Bonn (DW.) – Ein Abbildungssystem für Flugkörper, bei dem erstmalig eine im langwelligen Infrarot arbeitende Bildebenmatrix (Focal Plane Array/FPA) mit hoher Dichte benutzt wird, hat jetzt die amerikanische Firma Hughes Aircraft Company vorgestellt. Der hybride FPA-Chip, der kaum die Größe eines Fingernagels hat, bildet zusammen mit Optik und Elektronik ein integriertes System, das die Wärmestrahlung realer Vorgänge zu einem Bild umformt. Während bei herkömmlichen Bild-Sensoren ein Objekt mit Hilfe schwingender oder rotierender Spiegel „abgetastet" wird, verarbeitet der FPA-Chip die aufgenommenen Daten direkt zu einem Bild.

Astronautinnen verschont

Washington (dpa/UPI) – Während fast die Hälfte der amerikanischen Astronauten auf den Raumflügen an der Raumkrankheit litten, blieben Astronautinnen offenbar weitgehend davon verschont, wie auf dem Weltkongreß der Kardiologen in Washington berichtet wurde. Nur eine von insgesamt acht „Weltraum-Frauen" klagte über Unwohlsein, Müdigkeit, Übelkeit und Erbrechen. Nach Auffassung von Medizinern wird bei der Raumkrankheit das Gleichgewichtssystem im Innenohr durch die Schwerelosigkeit gestört.

Briefe an DIE WELT

DIE WELT, Godesberger Allee 99, Postfach 200 866,
5300 Bonn 2, Tel. 0228/30 41, Telex 8 85 714

Rechtsnorm?

„Abtreibung auf Krankenschein ist nicht rechtswidrig": WELT vom 25. September

Sehr geehrte Damen und Herren,

das Bundessozialgericht scheint nicht erkannt zu haben, daß die krankenkassenfinanzierte Tötung ungeborenen menschlichen Lebens nicht nur nicht „mit dem Glauben oder dem Gewissen eines Bürgers unvereinbar" sein kann, woraus es zu Recht hätte schließen können, daß dieser „nicht verlangen könnte, daß seine Überzeugung zum Maßstab der Gültigkeit für die Rechtsnormen aller werde".

Auch das Grundgesetz, daß Maßstab der Gültigkeit für die Rechtsnormen aller ist, postuliert in Artikel 2, Absatz 2, Satz 1, „das Recht auf Leben und körperliche Unversehrheit" für jeden – und damit auch für den ungeborenen Menschen.

Mit seinen Beiträgen zur Sozialversicherung aber unterstützt jeder Arbeitnehmer finanziell die Untergrabung dieses Grundrechts.

Mit freundlichen Grüßen
Stephan Hecking,
Mitglied des CDL-Bundesvorstands,
Bocholt

Längst bekannt

„Die Spur des Greifen führte nach Berlin"; Geistige WELT vom 20. September

Unter dem Titel „Die Spur des Greifen führte nach Berlin" wird über einen Unbekannten, der offenbar unbekannt geblieben ist, bis nunmehr „The Griffin" herauskam, berichtet. Dies stimmt nicht.

In meinem Buche „Alliierte Jagd auf deutsche Wissenschaftler" (Langen-Müller/Herbig und Lübbe) habe ich bereits vor Jahren diesen „Greifen" mit Namen genannt.

Paul Rosbaud arbeitete denn auch nicht während seiner entscheidenden Spionagetätigkeit bei der Metallgesellschaft in Frankfurt, sondern im Springer Verlag in Berlin und sein „Ansprechpartner" war auch nicht unbekannt, sondern Prof. Dr. Gerlach, der Rosbaud auch verriet, daß „das schwere Zeug aus Berlin fortgeschafft" werden sollte.

Am 23. März 1945 rief Prof. Dr. Gerlach Rosbaud an, ihn zu besuchen, und als dieser bei ihm eintraf, sagte er ihm: „Die Maschine geht!" (und sie ging! Wohingegen in den USA noch bis Januar 1945 kein Gramm reines Uran erzeugt worden war).

Mit herzlichen Grüßen
Franz Kurowski,
Dortmund 76

Wort des Tages

„Gehorsam ist der Anfang aller Weisheit."

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, deutscher Philosoph (1770–1831)

Anmaßung

„Genscher reist 1987 nach Polen"; WELT vom 24. September

Wie kann Herr Genscher dem polnischen Außenminister Orzechowski seinen Besuch in Warschau für das Jahr 1987 ankündigen, wenn bisher weder sicher ist, daß seine FDP bei der Bundestagswahl im Januar 1987 die Fünf-Prozent-Hürde passiert noch daß ihn Bundeskanzler Kohl überhaupt wieder als Außenminister beschäftigt?

Oder ist sich unser „Dauer-Minister" mit seinen Vorstellungen einer lupenreinen Weiterverfolgung einer im Grunde nur die Ziele des Ostblocks und die Stabilisierung seiner „Faß-ohne-Boden-Wirtschaft" und damit seiner militärischen Überrüstung begünstigenden Ost- und Deutschlandpolitik wirklich so sicher, auch weiterhin – oft im Alleingang – die Richtlinien auf diesen für den grundgesetzlich festgeschriebenen Fortbestand Deutschlands so wichtigen Gebieten bestimmen zu können?

Wilfried v. Koerber,
Eckernförde

Personen

EHRUNGEN

Zu den höchsten Ehrungen, die dem früheren italienischen Staatspräsidenten **Sandro Pertini** zu seinem 90. Geburtstag (25. September) zuteil wurden, zählt der Preis „Vier Freiheiten" („Four Freedoms Awards"). Der Preis geht auf eine berühmte Ansprache Präsident Roosevelts vor dem Kongreß 1941 zurück, in der das amerikanische Staatsoberhaupt die Freiheit der Rede und des Glaubens, die Freiheit vor Furcht und Not als die „höchsten Ziele seiner Zeit" proklamierte. Neben Pertini wurde in diesem Jahr die Ehre auch dem ermordeten schwedischen Premierminister Olof Palme, Kardinal **Alfrink** von den Niederlanden und der spanischen Zeitung „El Pais" zuteil.

*

Bundespräsident **Richard von Weizsäcker** hat dem Präsidenten der Industrie- und Handelskammer für das südöstliche Westfalen zu Arnsberg, **Alfred Padberg**, das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Der Minister für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen, Professor Dr. **Reimut Jochimsen**, wird Alfred Padberg heute die hohe Auszeichnung in Düsseldorf überreichen.

JUBILÄUM

Ein Vierteljahrhundert zeichnet **Jens Feddersen** am 1. Oktober als Chefredakteur der „NRZ" („Neue Ruhr/Neue Rhein-Zeitung") in Essen. Bei seiner Ernennung 1961 einer der jüngsten Chefredakteure der Bundesrepublik Deutschland, machte sich Feddersen als Kommentator und durch Teilnahme an Diskussionsrunden im Fernsehen einen Namen. Besonders in Erinnerung geblieben ist seine Auseinandersetzung mit dem Chefkommentator des Ostberliner Fernsehens, **Karl Eduard von Schnitzler**, im holländischen Fernsehen 1972. Der 58jährige Berliner befaßt sich vor allem mit amerikanischer Politik, mit dem Ost-West-Verhältnis und mit der Deutschland-Frage.

GESTORBEN

Der australische Tänzer und Choreograph, Sir **Robert Helpman**, ist im Alter von 77 Jahren in Sydney gestorben. Die mehr als 50jährige Karriere Sir Roberts begann 1933 in London als Tänzer des „Royal Ballet". Seine erste Hauptrolle war 1937 der Oberon in Shakespeares „Sommernachtstraum". Der Leiter der „Australian Ballet Company", **Noel Pelly**, bezeichnete Sir Robert nach Bekanntwerden der Todesnachricht als den größten australischen Künstler des Jahrhunderts.

Protest gegen Peres' Geste für König Hassan

SAD, Jerusalem

Eine Geste des israelischen Ministerpräsidenten Peres gegenüber dem marokkanischen König Hassan II., dessen Gast er im vorigen Monat war, quittierte die israelische Bevölkerung in der Ortschaft Ashkelon mit Pfiffen und Protest. Der in der Küstenstadt angesetzte Staatsakt zu Ehren des verstorbenen marokkanischen Königs Mohammed V., zu dem auch eine Delegation aus Marokko angereist war, mußte wegen anhaltender Tumulte verkürzt werden.

Auf Peres' Betreiben hatte der Stadtrat von Ashkelon, dessen Bevölkerung zu einem großen Teil aus Marokko stammt, beschlossen, den größten Platz der Stadt dem Vater Hassans, König Mohammed V., zu widmen. Der Platz sollte zwar weiterhin den alten Namen (Friedensplatz) haben, aber mit dem Zusatz am Straßenschild, „gewidmet König Mohammed V". Begründet wurde dies mit der Verhalten Mohammeds, der im Weltkrieg trotz der Befehle der Vichy-Regierung seine jüdischen Untertanen nicht ins KZ schickte.

Mehrere politische Fehlurteile im Vorfeld des Staatsaktes hatten die Ausschreitungen in Ashkelon begünstigt. In den Mitteilungen an die Medien hieß es, der Platz sollte in „Mohammedplatz" umbenannt werden. Das wollten viele, auch gemäßigte Israelis, nicht hinnehmen. Kritiker meinten, in ganz Marokko gäbe es noch keinen Ben-Gurion-Platz. Daß der Platz weiterhin „Friedensplatz" heißen würde, war nur den wenigsten bekannt.

Dann meldeten sich mehrere Historiker, die nachwiesen, daß Mohammed gar kein Freund der Juden gewesen war. Er habe alle von Vichy aufdiktierten anti-jüdischen Gesetze unterschrieben.

Zu all dem kam die Ermordung eines 33jährigen Einwohners von Ashkelon. Als sich das Gerücht verbreitete, die Beerdigung, die für Sonntagnachmittag angesetzt war, sei wegen der Zeremonie zu Ehren des Königs Mohammed um einen Tag verschoben worden, kam es zu Krawallen, die von dem herbeigeeilten Rabbi Meir Cahane zu einer gewalttätigen Demonstration geschürt wurden. Die Verschiebung war aber darin begründet, daß jeder Ermordete seziert werden muß. Auch dies wurde erst nach dem Krawall bekannt.



Will zurücktreten: Jürgen Egert
FOTO: DPA

Der angekündigte Rücktritt Jürgen Egerts ist Ausdruck der Krise der Berliner SPD. Egert wollte den rechten und linken Flügel versöhnen – und scheiterte. Als Nachfolger für Egert wird an erster Stelle Harry Ristock genannt, das „Urgestein" der Berliner SPD.



Neuer SPD-Chef? Harry Ristock
FOTO: DPA

Egert tritt ab. Wird Ristock SPD-Chef in Berlin?

Von DIETER DOSE

Achtzehn Monate nach ihrer schwerern Wahlniederlage mit einem Stimmenverlust von fast sechs Prozent muß die Berliner SPD einen neuen Landesvorsitzenden suchen. Jürgen Egert (44), erst seit Juni 1985 im Amt, kündigte seinen Rücktritt an. Der Exponent des linken Flügels erklärt diesen Schritt mit „gesundheitlichen Gründen". Sein Bundestagsmandat will er jedoch behalten.

Für die Parteibasis eine Überraschung, obwohl Egerts angeschlagener Gesundheitszustand – er leidet unter anderem an einer Herzkammerentzündung – kein Geheimnis war.

Wahlschlappe

Nach der Wahlschlappe vom 10. März 1985 (mit 32,4 Prozent das schlechteste Ergebnis seit 1907) hatte Egert den Parteirechten Peter Ulrich nach einer Kampfabstimmung als Landesvorsitzenden abgelöst. Er trat mit der Zielsetzung an, den Konsens zwischen den beiden Flügeln wieder herzustellen, personell und inhaltlich die Partei zu einem Neuanfang zu führen. Das ist offensichtlich nicht gelungen, so daß bei seiner jetzigen Entscheidung auch eine gewisse Resignation zu vermuten ist.

Deutlich zeigte sich das beim jüngsten Landesparteitag im Juni, der mit einem Eklat endete. Bei der Debatte um ein umstrittenes Papier zur Sicherheits- und Deutschlandpolitik verließen rund 100 Delegierte des rechten Flügels den Saal und nahmen nicht an der Abstimmung teil. Egert, auf dem Parteitag mit 181 zu 38 Stimmen als Vorsitzender bestätigt, bezeichnete das als „ungeheuerlichen Vorgang". Die Kluft zwischen Linken und Rechten ist seitdem größer geworden.

„Wir haben noch viel Zeit", kommentiert SPD-Sprecher Wilhelm Wiegreffe die Nachfolger-Suche. Der neue Landeschef soll am 22. November auf einem ordentlichen Parteitag präsentiert werden. Doch die Spekulationen haben bereits begonnen.

An erster Stelle wird das „Urgestein" der Berliner Sozialdemokraten genannt: Harry Ristock (58), ehemaliger Bausenator und zeitweilig auch Spitzenkandidat. Wegen Unregelmäßigkeiten in der Firma, in der er als Leitender Angestellter tätig war, verzichtete er jedoch darauf, bei den vergangenen Wahlen gegen Eberhard Diepgen anzutreten.

Zweiter Kandidat ist der Rechtsanwalt und ehemalige Stadtrat im Bezirk Charlottenburg, Erhardt Körting (44), wie Ristock ein Repräsentant des linken Flügels. In der Partei gilt Körting als Mann, „der über den Tellerrand blicken kann" und in der Lage ist, inhaltlich und personell neue Akzente zu setzen.

Als sicher gilt, daß der linke Flügel den Posten des Landesvorsitzenden wieder beanspruchen wird und die „Rechten" diesen Anspruch auch akzeptieren werden.

Zu wenig Personal

Genau so sicher dürfte sein, daß der Landesvorsitzende nicht identisch mit dem Spitzenkandidaten für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus 1989 ist. Dieses Problem schieben die Berliner Sozialdemokraten, mangels personeller Alternativen, weiter vor sich her.

Die Nachricht von Egerts Rücktritt ist noch zu taufrisch, um zu beurteilen, wer, Ristock oder Körting, beim Parteivolk die besseren Karten hat. Auch der in weiten Kreisen populäre Ristock muß mit Widerstand rechnen. Nach Ansicht vieler Mitglieder und Funktionäre wäre das nicht der nach der Wahlniederlage beschworene „Neuanfang".

Insider schließen nicht aus, daß die „Frauenriege" versucht, die Charlottenburger Sozialstadträtin Ingrid Stahmer zur Kandidatur zu bewegen.

Dick durch „Fernschuß" gestorben

gba. Bonn

Der bei dem Zwischenfall an der deutsch-tschechoslowakischen Grenze am 18. September getötete pensionierte Oberstleutnant der Bundeswehr, Johann Dick, ist nach übereinstimmender Feststellung deutscher und tschechischer Ärzte an einem „Fernschuß" gestorben. Aus einem Zwischenbericht, den der deutsche Gerichtsmediziner Burkhard Schellmann vom Institut für Rechtsmedizin der Universität Erlangen/Nürnberg gegeben hat, geht weiter hervor, daß dieser Schuß aus einer Langwaffe, also keiner Pistole, der tschechoslowakischen Grenztruppen kam. Das Geschoß hatte die Schlagader im Nierenbereich verletzt. Dies gilt nach den Erkenntnissen der Ärzte beider Länder als Todesursache.

Der verletzte Dick war um 13.15 Uhr (WELT v.26. 9.) des 18. September in einem Krankenwagen der CSSR-Armee lebend abtransportiert worden. Bei seiner Ankunft um 13.45 Uhr im zehn Kilometer entfernten Krankenhaus Tachav war Dick jedoch schon tot.

Der endgültige Obduktionsbefund soll bis zum Ende dieser Woche fertiggestellt werden. Die tschechoslowakischen Behörden hatten auf ihrem Gebiet eine erste Obduktion vorgenommen und bei der Rückgabe des Leichnams von Oberstleutnant Dick Körperteile zurückbehalten.

Im Protokoll über die Besprechung des deutschen Gerichtsmediziners Schellmann im Institut für Gerichtsmedizin am Donnerstag vergangener Woche heißt es nach Angaben von Sicherheitskreisen, dem deutschen Arzt seien von seinen tschechoslowakischen Kollegen die Einzelheiten der Erst-Obduktion erläutert worden. Auch hätten die Ärzte der CSSR alle Fragen der deutschen Seite – der Mediziner Schellmann war vom Ersten Sekretär der deutschen Botschaft, Herbert Grönebaum, begleitet worden – beantwortet. Auf Ersuchen Schellmanns sei ihm „ein Organ (der Magen)" des getöteten Offiziers übergeben worden, das im Verlauf der Obduktion in Pilsen entnommen worden war.

Der Besuch Schellmanns in Pilsen war erst nach scharfen Protesten des Auswärtigen Amtes gegenüber der Regierung in Prag zugelassen worden.

Moskau verbreitet Kritik Achromejews im Westen

„Sowjetunion heute" entschärft Attacke auf Moratorium

CARL GUSTAF STRÖHM, Wien

Das sowjetische Propaganda-Magazin „Sowjetunion heute", das von der Moskauer Botschaft in Bonn in deutscher Sprache vertrieben wird, hat die kritischen Äußerungen des Generalstabschefs der Streitkräfte der UdSSR, Marschall Achromejew, über das einseitige Atomtest-Moratorium (WELT v. 26. 9.) nun auch im Westen verbreitet. Die Redaktion richtete entsprechende Fernschreiben an die Redaktionen westdeutscher Medien.

Allerdings sind die Worte des Generalstabschefs in deutscher Übersetzung erheblich abgemildert worden. „Sowjetunion heute" legt dem Marschall in den Mund, er sehe einen „gewissen Schaden", der für die UdSSR bei Fortdauer des einseitigen Atomtest-Moratoriums entstehe.

Im Originaltext der ersten Nummer des „Wojennyij Westnik" (Militärisches Bulletin), das von der sowjetischen Nachrichtenagentur „Nowosti" verbreitet wurde, hatte Marschall Achromejew den Begriff „Opredeljonnyj Uschtscherb" verwendet. Das 1976 in Moskau erschienene offizielle russisch-deutsche Wörterbuch übersetzt das Wort „Opredeljonnyj" aber mit „bestimmt, ausgemacht, ausdrücklich, eindeutig". So entsteht der Eindruck, als wollte man die Aussage des Generalstabschefs in der Übersetzung verharmlosen.

In der Mitteilung von „Sowjetunion heute" heißt es weiter: „Wir hoffen auf die Hilfe anderer friedliebender Staaten, die Vereinigten Staaten, wenn nicht zu überzeugen, dann doch wenigstens zu zwingen, die Nukleartests im Interesse der ganzen Menschheit einzustellen."

Lenins Dekret zitiert

„Wir sind damit einverstanden, gemeinsam mit einer Expertengruppe aus den Ländern der ‚Sechs von Delhi' und mit den Experten der USA zu arbeiten, um akzeptable Kontrollmethoden auszuarbeiten."

In seinem Beitrag für das „Militärische Bulletin" hatte Generalstabschef Achromejew ferner geschrieben, es stelle sich jetzt folgende Frage, „bis zu welchem Zeitpunkt denn die Sowjetunion das einseitige Moratorium fortsetzen und die Atomwaffen nicht erproben, das heißt keine Atomversuche durchführen kann." Weiter formulierte Achromejew: „Das einseitige Moratorium einer der beiden Atommächte muß endlich zu einem beiderseitigen Moratorium werden." Es müßten dann die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion gemeinsam „zeitweilige Maßnahmen" ausarbeiten, welche das Vertrauen in ein solches Moratorium festigen.

Diese Maßnahmen seien aber nur ein Schritt bis zur Unterzeichnung eines Vertrages über das vollständige Verbot von Atomexperimenten. In diesem Zusammenhang kam der Generalstabschef auch auf das amerikanische SDI-Projekt zu sprechen. Achromejew fordert die Beendigung des Wettrüstens im Weltall.

Ständige Bereitschaft

Der sowjetische Verteidigungsminister, Marschall Sergej Sokolow, griff in der gleichen Ausgabe des „Militärischen Bulletins" die – wie er sagte – „unbegründeten und unablässigen Versuche" westlicher Politiker und Ideologen an, welche der sowjetischen Militärdoktrin aggressive und expansionistische Züge zuschreiben wollten. Die Politik der sowjetischen Seite sei seit Lenins Friedensdekret bis in unsere Tage hinein stets eine Politik des Friedens gewesen.

Die sowjetische Militärdoktrin, so Verteidigungsminister Sokolow, sei voll und ganz der programmatischen Forderungen der KPdSU unterworfen, die Streitkräfte in ständiger Kampfbereitschaft zu halten, um somit gegen die UdSSR und ihre Verbündeten gerichtete Umtriebe der Imperialisten zu vereiteln. Heute sei das Sowjetland in der Lage, jede wissenschaftlich-technische Aufgabe zu lösen und die militärische Überlegenheit einer anderen Macht auf der Erde oder im Weltall zu verhindern. Die Sowjetunion sei aber aus prinzipiellen Gründen gegen das Wettrüsten und daher rühre ihre Bereitschaft zu radikalen Abrüstungsmaßnahmen.

Auch im Beitrag des sowjetischen Verteidigungsministers mit seiner betonten Unterstreichung der „ständigen Kampfbereitschaft" sehen politische Beobachter eine gewisse Distanz oder Differenz zu den Positionen des Parteichefs Michail Gorbatschow.

Das Heer denkt um

Offiziersanwärter sollen mehr praktische Erfahrung sammeln

rmc. Bonn

Die Ausbildung für Offiziersanwärter des Heeres wird verändert. Künftig werden die meisten vor Beginn ihres Studiums an einer der Universitäten der Bundeswehr als Vorgesetzte möglichst viel Erfahrung in der Führung von Wehrpflichtigen in der Truppe gesammelt und ihre militärische Ausbildung abgeschlossen haben. Dieser Abschnitt, der die Beförderung zum Leutnant einschließt, dauert künftig dreieinviertel Jahre. Dies gilt für die Offiziere aller Gattungen der Kampftruppe. Die Spezialisten der Logistik-, der Instandsetzungstruppe und der Techniker der Heeresflieger wechseln dagegen bereits nach zweieinhalb Jahren in den ausschließlich wissenschaftlich geprägten Ausbildungsabschnitt.

Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesministerium der Verteidigung, Peter Kurt Würzbach, wird anläßlich der Umstellung der Offizierausbildung heute an der Offiziersschule des Heeres in Hannover vor dem neuen Anwärter-Lehrgang sprechen. Dabei will er den militärischen Führungsnachwuchs an die besondere Verantwortung erinnern, die er vor allem mit der Menschenführung übernehme. Diese zeitgemäß zu gestalten, lasse sich nicht ausschließlich in der Theorie vermitteln, sondern müsse im Alltag der Truppenpraxis und im engen Kontakt mit den Soldaten erfahren werden. Künftig wird für den Offizieranwärter im Heer diese Praxis rund ein Jahr dauern.

Anders als das Heer haben Luftwaffe und Marine solche Planungen nicht. Experten des Verteidigungsministeriums verwiesen zur Erklärung darauf, daß vor allem die jungen Heeresoffiziere mehrheitlich zur Führung von Wehrpflichtigen herangezogen werden. In Luftwaffe und Marine steht dagegen die fachliche Beherrschung eines technischen oder systemorientierten Aufgabengebietes im Vordergrund. In der Marine wird deshalb auch künftig an einem nur 15 Monate dauernden „Vorlauf" vor der Universität festgehalten. Die Luftwaffe erwägt allerdings, vom nächsten Frühjahr an diesen Vorlauf durch einen dreimonatigen Fahnenjunker-Lehrgang anzureichern.

Ceausescus Überraschung

CARL GUSTAF STRÖHM, Wien

Die jüngste Überraschung, die der rumänische Partei- und Staatschef Nicolae Ceausescu seinem Volk und der Welt präsentiert, besteht in der Ankündigung, daß Rumänien eine neue Hauptstadt bekommt. Nicht mehr die Millionenstadt Bukarest, sondern die siebzig Kilometer entfernt, am Fuß der Karpaten liegende Provinzstadt Tirgoviste (80 000 Einwohner) soll in Zukunft Hauptstadt des Landes sein.

Politische Beobachter sehen mehrere Motive hinter der Verlegung. Da ist zunächst die Erdbebengefährdung Bukarests, das erst Ende August wieder einen heftigen Erdstoß erlebt hatte. Ganz abgesehen von der persönlichen Gefährdung, könnte der Parteichef in eine ungemütliche Situation geraten, wenn etwa bei einem kommenden Beben sämtliche Fernmeldeverbindungen und Befehlsstränge abreißen sollten.

Zum anderen wäre eine relativ kleine, übersichtliche Residenzstadt wie Tirgoviste auch im Falle politischer Schwierigkeiten – innerer („Palastrevoution") wie äußerer Bedrohungen (etwa ein sowjetischer Einmarsch) – leichter zu verteidigen.

Obwohl in Rumänien seit Monaten Gerüchte über eine Verlegung der Hauptstadt kursieren, hat niemand so recht daran geglaubt, zumal Ceausescu seit Jahren die Bukarester Altstadt unter großem Aufwand und ohne Rücksicht auf kulturhistorische Bauten niederreißen läßt, um an ihre Stelle ein gigantisches neues Regierungszentrum zu setzen.

Allerdings ist vorstellbar, daß der rumänische Parteichef keineswegs daran denkt, alle Behörden und Ämter nach Tirgoviste zu verlegen. Für seinen Zweck würde es genügen, wenn das Amt des Präsidenten umgesiedelt wird. Tirgoviste, bis zur Vereinigung der seinerzeitigen Donaufürstentümer Hauptstadt des Fürstentums Wallachei, würde somit zum diplomatischen und zeremoniellen Zentrum.

Was die Bedrohung durch die Sowjets betrifft, hat Rumänien bei der jüngst zu Ende gegangenen KVAE-Konferenz in Stockholm ein zwar indirektes, aber bemerkenswertes Beispiel geliefert. Als einziges Ostblockland vertrat es gemeinsam mit dem Westen die Auffassung, daß es nicht genüge, die von den Sowjets proklamierte „Nicht-Anwendung von Gewalt" zu proklamieren. Die Rumänen forderten zusammen mit den NATO-Staaten auch die „Nicht-Androhung von Gewalt" – und sie drangen auch darauf, daß der Gewaltverzicht nicht etwa zwischen den Blöcken, sondern zwischen allen 35 Unterzeichnerstaaten ohne Rücksicht auf Blockzugehörigkeit gelten soll, damit Inner-Block-Aktionen wie 1968 gegen die CSSR hinfort ausgeschlossen sind.

Aus der Union ein Ruf nach mehr Hilfe für Namibia

Co. Bonn

Der Obmann der CDU/CSU im Auswärtigen Bundestagsausschuß, Heinz Schwarz, hat – mit einem Seitenhieb auf Genscher – die Bundesregierung aufgefordert, ihrer besonderen Verantwortung gegenüber Namibia gerecht zu werden. Konkret verlangte er, Bonn solle in den nächsten vier Jahren ein Entwicklungsprogramm mit einem Volumen von 100 Millionen Mark auflegen.

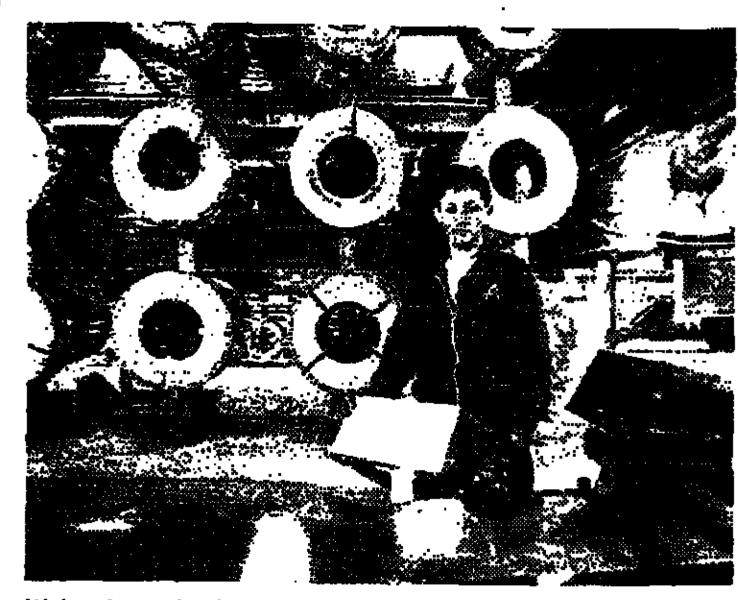
Schwarz betonte: „Wir wollen, daß das Entwicklungsland Namibia großzügig sofort Hilfe erhält. Diese Hilfe muß im Land selbst sichtbar werden. Sie darf nicht halbherzig gewährt werden." Sie müsse beweisen, daß die Bundesrepublik von ihrer Verantwortung gegenüber der früheren deutschen Kolonie Südwestafrika nicht nur spricht.

Im Unterschied zum US-Kongreß haben die Regierungschefs der Europäischen Gemeinschaft Namibia ausdrücklich von den Sanktionen gegen Südafrika ausgenommen. Starke Kräfte in der Unionsfraktion halten das jedoch nicht für ausreichend. Auf ihre von Abgeordneten der FDP und der SPD unterstützte Initiative hin hatte die Bundesregierung schon 1982 Hilfe für das Land zugesagt.

„Einige kleinere Projekte sind zustande gekommen. Viele sind an Einwendungen des Afrika-Beauftragten des Auswärtigen Amtes gescheitert", erklärte Schwarz dazu im Namibia-Informationsdienst. Dies sei besonders bedauerlich, weil sich der Kanzler, der Außenminister und eine breite Koalitionsmehrheit darin einig seien, daß Namibia großzügige Hilfe erhalten solle. „Nur kann sich offenbar der Außenminister nicht in seinem eigenen Amt durchsetzen."

Der Unionspolitiker forderte: „Wir brauchen mehr Entschiedenheit in unserer Außenpolitik, insbesondere aber in unserer Namibia-Politik. Sollen wir etwa in der Namibia-Frage Rücksicht auf Herrn Mugabe in Zimbabwe nehmen, der zu den lautesten ‚Schreiern' für Sanktionen gegen Südafrika zählt, gleichzeitig aber ein Handelsabkommen mit Südafrika abschließt? Internationale Kritik von solcher Seite an einem vernünftigen Entwicklungsprogramm für Namibia können wir ertragen."

Schwarz stimmte seinem FDP-Kollegen Wolfgang Rumpf zu, der die Zurückhaltung Bonns in der Namibia-Frage als unangebracht bezeichnet hatte. Rumpf habe recht: Namibia könne dem starken Einfluß Moskaus und Kubas im benachbarten Angola nur mit einer gefestigten Demokratie, einer gut ausgebildeten Jugend und einer in bescheidenem Wohlstand lebenden Bevölkerung widerstehen.



Weltweit wurden im vergangenen Jahr 73 Mill. Tonnen Edelstähle, ohne Sonderbaustähle, erzeugt. Damit betrug dieser Anteil an der gesamten Weltstahlerzeugung ungefähr zehn Prozent. In der Bundesrepublik macht der Anteil dieses hochwertigen Stahls allerdings schon 15 Prozent aus. (S. 15) FOTO: DIE WELT

FÜR DEN ANLEGER

Fiat: Londoner Bankkreise berichten, daß viele Anleger von ihren Zeichnungsanträgen zurücktreten wollen, weil der Kurs in Mailand stark gefallen war. (S. 12)

Schneider: Die Aktien der Rundfunkwerke werden vom 1. bis 3. Oktober zu 540 DM je 50-DM-Papier zum Kauf angeboten. (S. 13)

Klöckner: *Das Handelshaus will* seine Kapitalbasis durch Ausgabe von börsennotierten Genußscheinen stärken. (S. 13)

WELT-Aktien-Indizes: Gesamt: 266,71 (271,63); Chemie: 159,15 (161,53); Elektro: 322,67 (327,42); Auto: 703,40 (712,00); Maschinenbau: 146,85 (151,85); Versorgung: 155,41 (157,44); Banken: 394,19 (400,69); Warenhäuser: 169,59 (169,86); Bauwirtschaft: 539,17 (538,38); Konsumgüter: 177,43 (179,74); Versicherung: 1368,91 (1422,06); Stahl: 139,55 (142,30).

Kursgewinner:	DM	+ %
Matsushita El.I.	23,50	9,30
Hitachi Inh. Zer	1415,0	8,85
Bco de Santander	61,90	8,22
Kawasaki Kisen	2,70	8,00
Sumitomo Heavy	3,20	6,67

Kursverlierer:	DM	– %
Rothmans Intl.	4,00	9,09
Mitsui Eng. Sh.	2,20	8,33
Harpener	280,00	6,67
Hoesch AG	132,50	6,03
AAC South Afr.	30,10	5,94

(Frankfurter Werte)

Nachbörse: Schwach

WELTWIRTSCHAFT

Frankreich: Die deutsche Industrie kann ihre Stellung als wichtigster Lieferant festigen. (S. 12)

Schweiz: *Bei einer Volksabstimmung* wurde gegen den Agrar-Protektionismus gestimmt. (S. 12)

Europäische Spotpreise für Mineralölprodukte (fob ARA/Dollar/t)

Produkt	26. 9. 86	25. 9. 86	1. 7. 86	1. 8. 85	1973
Superbenzin 0,15 g Bleigehalt	159,00	159,50	165,00	286,00	97,00
Diesel (EG-Material)	113,00	114,00	104,00	226,00	84,00
Heizöl 3,5 % S	67,50	69,50	51,00	139,00	29,00

UNTERNEHMEN & BRANCHEN

Harmstorf: Das Anschlußkonkursverfahren wurde über die drei Werften in Flensburg, Lübeck und Büsum eröffnet. (S. 13)

BMW: Bei unverändert voll ausgelasteten Kapazitäten rechnet der Münchner Automobilhersteller mit einem Produktionsplus, einem Umsatzwachstum und einem „wieder befriedigenden Ergebnis". (S. 13)

Eisen und Stahl: Der Rückversicherer erzielte im vergangenen Jahr einen Anstieg der Einnahmen um rund 19 Prozent auf 680 Mill. DM. (S. 13)

MÄRKTE & POLITIK

Managergehälter: Mit steigenden Gewinnen zeigen sich die meisten Unternehmen großzügig. (S. 13)

Ärzte: Gegen den Gesetzentwurf zur Kassenärztlichen Bedarfsplanung regt sich jetzt auch in den Regierungsparteien Widerstand. (S. 12)

Lohnsteuerjahresausgleich: Der Bund der Steuerzahler hat sich für eine großzügige Handhabung der Abgabefrist eingesetzt.

NAMEN



DAK: Hermann Brandt (Foto) wurde zum neuen Vorsitzenden der aus den Sozialwahlen '86 hervorgegangenen Vertreterversammlung gewählt. Der Vorsitzende der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft war in den siebziger Jahren Vorsitzender der Kasse, die heute 6,4 Mill. Versicherte zählt. Willy Thenn ist Vorsitzender des ehrenamtlichen Vorstandes.

Zehner-Gruppe: Der britische Finanzminister Nigel Lawson ist *zum Vorsitzenden der in der soge*nannten Zehner-Gruppe vereinigten westlichen Industrienationen gewählt worden.

WER SAGT'S DENN?

Was ist Konsumterror? Schrekken, nach dem sich zwei Drittel der Erdbewohner sehnen.

Ron Kritzfeld

Bakers harte Kritik verstärkt erneut den Druck auf den Dollar

Stoltenberg und Pöhl reagierten gelassen – Bundesbank intervenierte in Honkong

C. DERTINGER, **Washington**

Mit einem Druck auf den Dollar reagierten gestern die internationalen Finanzmärkte auf die neuerliche Warnung von US-Finanzminister Baker, der Dollarkurs müsse noch weiter sinken, wenn Europäer und Japaner nicht mit mehr Wachstum für eine Reduzierung der Zahlungsungleichgewichte sorgen.

Nach entsprechenden Äußerungen der *„Siebenergruppe" am Samstag* hat Baker am Sonntag im Interimsausschuß des Internationalen Währungsfonds (IWF) den japanischen und deutschen Leistungsbilanzüberschuß als politisch und wirtschaftlich unverträglich hoch kritisiert. Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg und Bundesbankpräsident Otto Pöhl ließen sich in einem Pressegespräch ihre Verärgerung über die Brutalität, mit der Baker seine Thesen bei jeder Gelegenheit vertritt, nicht anmerken. Sie wollten sich am „Krieg der Worte" nicht beteiligen, sagte Pöhl.

Der Dollar geriet gestern früh schon in Asien unter Druck. Die Bundesbank hat in Hongkong – dort übrigens erstmals – mit Interventionen in den Markt eingegriffen. Sie wurde dabei von anderen Notenbanken nicht unterstützt; auch nicht von der japanischen. Die britische Notenbank hat sogar Dollar verkauft, um das Pfund zu stützen.

Damit ist die Glaubwürdigkeit der gerade erst eine Woche alten Absprache von Gleneagles (Schottland) zur gemeinsamen europäischen Stützung des Dollars der Boden entzogen worden. Der Dollarkurs schwächte sich gestern in Frankfurt bei der amtlichen Notierung von 2,0413 auf 2,0272 Mark ab. Der niedrigste Kurs lag bei 2,0225 Mark. Aufgrund der Berichte über die Bundesbank-Interventionen konnte sich die US-Währung am Nachmittag wieder leicht erholen.

Im Kommuniqué, das gestern im Anschluß an die Sitzung des Interimsausschusses des IWF veröffentlicht wurde, finden die Meinungsverschiedenheiten über Wechselkurs- und Wachstumspolitik nur sehr verschwommen einen Niederschlag; es soll der Eindruck vermieden werden, die großen Industrieländern sprächen nicht mit einer Stimme.

Der Ausschuß hat sich in seiner Erklärung auf die Formulierung verständigt, daß die Basis für dauerhaftes Wachstum gestärkt, die Reduzierung des US-Haushaltsdefizits in die Tat umgesetzt und die Binnennachfrage vor allem in den Überschußländern in einem „angemessenen Tempo" gehalten werden müsse. Die außenwirtschaftlichen Ungleichgewichte müßten abgebaut werden, um den Protektionismus zurückzudrängen.

Zur Bewältigung der Schuldenkrise empfiehlt der Ausschuß den Schuldnerländern vor allem eine Mobilisierung heimischer Ersparnisse, die Aufrechterhaltung der Wettbewerbsfähigkeit im Ausland und wachstumsorientierte Anpassungsprogramme. Der IWF sollte bei der *Unterstützung solcher Programme* die zentrale Rolle spielen und dabei eng mit der Weltbank zusammenarbeiten. *Zu dieser Strategie gehört* auch die Kreditgewährung der privaten Banken. Als Erfolg der auf Grund des *Baker-Planes konzipierten* Strategie sollte gestern ein neues Kreditpaket für Mexiko präsentiert werden. *Doch bis mittag sah es so aus, als* würde das am Widerstand der Banken scheitern.

Wie erwartet hat der Ausschuß beschlossen, seine Sonderkreditlinien für die Schuldnerländer weiter offen zu halten und keine neuen Sonderziehungsrechte zuzuteilen, weil die weltweite Liquidität als ausreichend betrachtet wird.

Niedrigere Ausgaben haben Bundesfinanzen entspannt

Auch die Einnahmen haben sich günstiger entwickelt

HEINZ HECK, **Bonn**

Die Bundesfinanzen waren in der Zeitspanne von Januar bis August (zwei Jahresdrittel) durch eine verhaltene Ausgaben- und günstige Einnahmeentwicklung geprägt. Die Ausgaben lagen in den acht Monaten mit *174,4 Milliarden Mark* um *0,9* Milliarden oder 0,5 Prozent unter Vorjahresniveau. Dabei hat sich die Ausgabenentwicklung im Juli und August sogar noch beschleunigt.

Denn *im* ersten Halbjahr waren die Ausgaben mit 130,8 noch um 2,7 Milliarden Mark oder 2,0 Prozent niedriger *als im entsprechenden Vorjahreszeit*raum. Als Ursache nennt das Finanzministerium, daß im ersten Halbjahr 1985 *„in wesentlich größerem Umfang"* als 1986 Zahlungen an die Rentenversicherungsträger vorgezogen worden seien. Bereinigt man die Entwicklung um diesen Effekt, so nahmen die Ausgaben im ersten Halbjahr um 1,4 Prozent zu.

Die Einnahmen überstiegen in den ersten acht Monaten mit 151,3 Milliarden das Vorjahresergebnis um 6,1 Milliarden oder 4,3 Prozent (zum Vergleich: Das Jahressoll 1986 beträgt 2,2 Prozent). Auch hier war im ersten Halbjahr die Zunahme mit 114,8 um *6,4 Milliarden oder 5,9 Prozent noch* ausgeprägter. Ursache dafür war unter anderem, daß die ratenweise Gewinnablieferung der Bundesbank an den Bund aufgrund der Kritik des Haushaltsausschusses (vor allem auf Initiative des CDU-Abgeordneten Dietrich Austermann) beschleunigt wurde und mit 10,3 (1985: 7,0) Milliarden Mark ins erste Halbjahr fiel.

Allein die Steuereinnahmen erreichten von Januar bis August 126,9 Milliarden oder 2,2 Prozent mehr als im Vorjahr. Sie nähern sich damit dem (bei der letzten Steuerschätzung im Mai revidierten) Jahressoll von 2,5 Prozent immer mehr an (Zunahme im ersten Halbjahr nur 1,9 Prozent).

Das Finanzierungsdefizit erreichte Ende August 22,9 (bis August 1985: *29,9) Milliarden Mark und wurde in* Höhe von netto 18,6 (14,0) Milliarden durch Kreditaufnahme am Kapitalmarkt finanziert.

Die für den Ausgabenrückgang im ersten Halbjahr 1986 im Vergleich zu 1985 wichtigsten Veränderungen ergeben sich bei folgenden Positionen: Zuschüsse an die Rentenversicherung (minus 4,1 Milliarden Mark), Mutterschutz einschließlich Erziehungsgeld (plus 0,4), Verteidigung (plus 0,8), Wissenschaft, Forschung, Entwicklung außerhalb der Hochschulen (minus 0,4) und Ausgaben für Zinsen (plus 1,0).

AUF EIN WORT



„Was noch fehlt, ist eine stärkere Konsumbereitschaft beim Verbraucher. Privater Ausgabenspielraum ist vorhanden. Die gewaltige Summe von 60 Milliarden Mark spricht dafür, daß die Dynamik des privaten Verbrauchs neben der Investitionstätigkeit der Unternehmen in den kommenden Jahren zur wichtigsten Antriebskraft des Wirtschaftswachstums und der Beschäftigung wird."

Ignaz Kiechle, Bundeslandwirtschaftsminister, Bonn.
FOTO: TEUTOPRESS

„Ich hätte Esch lieber nicht kennengelernt"

Galen tritt als Zeuge auf – Wurde Scheich Kamel mit der IBH-Beteiligung betrogen?

INGE ADHAM, **Koblenz**

Etwas schlanker, aber mit der von ihm gewohnten Eleganz erschien gestern Ferdinand *Graf Galen*, ehemals Miteigner des Bankhauses Schröder, Münchmeyer & Hengst (SMH), erneut vor Gericht. *Diesmal nicht in* eigener Sache – der Graf wurde bereits rechtkräftig wegen seines Anteils am Zusammenbruch des Bankhauses verurteilt – sondern als freier Mann und Zeuge in Begleitung seines Rechtsbeistands.

Die Aussagen Galens sollten der 10. Koblenzer Strafkammer weiterhelfen bei der Wahrheitsfindung in jener Frage, die für den Angeklagten Horst Dieter Esch von entscheidender Bedeutung ist: Hat der saudische Scheich Saleh A. Kamel, einst Mitaktionär bei der 1983 in Konkurs gegangenen IBH-Holding Grund sich betrogen zu fühlen oder nicht.

Die Sitzung begann *mit* einem Vorgeplänkel. Eschs Anwalt Geis wollte nämlich sichergestellt wissen, daß *ein Anwalt aus der Kanzlei die den* Scheich in den in Mainz anhängigen Schadensersatzverfahren vertritt, sein Wissen aus der Zeugenvernehmung nicht innerhalb seiner Kanzlei weitergibt, da andere Mitglieder der Kanzlei als Zeugen in Koblenz geladen *sind. Man geht freundlich und* verbindlich miteinander um, in diesem Koblenzer Verfahren, so wurde auch in diesem Punkt rasch eine Einigung gefunden.

Die Frage, ist der Scheich nun betrogen worden als er eine Kapitalbeteiligung bei IBH einging oder nicht, blieb weiter offen. Galen, der den Scheich Ende November 1982 kennenlernte, war nach seinen Aussagen nicht an Vorgesprächen mit Saleh beteiligt, die führte Esch. Für den Grafen, daran läßt er keinen Zeifel, ging es bei den Kapitalerhöhungen der IBH grundsätzlich um „frisches Geld", auch wenn er einräumt, daß es, nach allem was er *inzwischen* gelesen hat, möglicherweise doch nicht so war. Bei der Erinnerung an ein „Krisengespräch" in London, das 1983 die Voraussetzungen für eine letzte Kapitalerhöhung zur Sanierung der IBH schaffen sollte, zeigt der Graf Lücken. Präzise Erinnerungen fehlen. Auch als Esch selbst direkt an Galen gewandt nachfragt, ob sich der Scheich *damals in London getäuscht gefühlt* habe, bringt nicht weiter. Galen, der es vermeidet, sich direkt an Esch zu wenden, erinnert freilich daran, daß heute – nach der Pleite – auch für ihn alles anders aussehe: Ich kann auch nur sagen, daß ich Herrn Esch lieber nicht kennengelernt hätte, genauso ist das bei dem Scheich. Im übrigen hält Galen den Scheich für einen guten Geschäftsmann, der sich professionell beraten ließ, aber durchaus auch risikofreudig gewesen sei.

Galen, der sehr sicher aussagte, vermied den direkten Kontakt zu Esch, auch dessen Fragen beantwortete er praktisch in Richtung Gericht. *Ob er noch einmal als Zeuge erschei*nen muß, ist noch offen. Vom 6. Oktober an wird der Scheich selbst als Zeuge gehört werden.

Anonyme Konten

J. Sch. (Paris) – Mit ihrer Amnestie für illegal im Ausland unterhaltene Gelder scheint die bürgerliche Regierung mehr Glück zu haben als die sozialistische. Den rund 600 Millionen Franc, welche die Sozialisten 1982 innerhalb von sechs Monaten zum Transfer nach Frankreich veranlaßte, standen in nur zweieinhalb Monaten vom 12. Juli dieses Jahres an (Amnestiebeginn) 648 Millionen Franc gegenüber.

Auf diesen Betrag waren allerdings *nur zehn Prozent* als Pauschalabfindung für den Straferlaß zu zahlen, während die Sozialisten *25 Prozent abschöpften. Der Ertrag* für die Staatskasse erreichte also bisher weniger als die Hälfte.

Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Denn erstens läuft die derzeitige Amnestie bis *Ende Januar 1987*, und zweitens haben sich in letzter Zeit die Eingänge wesentlich verstärkt. Allein in der Woche vom 15. zum 22. September wurden 200 Millionen Franc zurückgeführt. Dies erklärt sich daraus, daß das Finanzministerium die Banken *inzwischen ermächtigt hat,* für solche Transaktionen anonyme Transitkonten einzurichten. Darauf kassiert sie die Abgabe zugunsten des Staates, aber der Name des Kunden bleibt verschwiegen. Das ist wohl das einzige – allerdings zeitlich begrenzte – französische Bank*geheimnis*.

An diesem Punkt lag tatsächlich der Hase im Pfeffer: Denn was nützt die schönste Amnestie, wenn der Devisenflüchtling den Behörden namentlich bekannt wird? Er hätte dann seine Schweizer Fränkli vielleicht doch noch als Einkommen versteuern müssen oder zumindest eine allgemeine Steuerprüfung riskiert. *Und sollte die Linke wieder* an die Macht kommen, dann wäre er vielleicht sogar an den Pranger *gestellt worden. So aber bezahlt er* seine Abgabe aus der Westentasche der Währungsgewinne.

Gesunder Südweststaat

Von WERNER NEITZEL

Die Wogen gingen hoch und haben sich noch immer nicht geglättet: Für den Bau eines neuen Pkw-Montagewerks der Daimler-Benz AG im mittelbadischen Rastatt macht die Stuttgarter Landesregierung fast 140 Mill. DM aus der Staatskasse locker. An diesem „subventionspolitischen Sündenfall" haben sich die Gemüter quer durch die Parteien auch jenseits der Südwestregion erhitzt. Vielen will nicht einleuchten, weshalb ausgerechnet das zu den bestverdienenden Konzernen zählende Nobelunternehmen mit soviel Geld hofiert werden soll. *Und dies in einem* Bundesland, das sich die Erhaltung und Förderung einer gesunden mit*telständischen* Wirtschaftsstruktur auf die Fahnen geschrieben hat.

Trotz seiner robusten wirtschaftlichen *Kondition leistet sich* Stuttgart mit Bayern einen Subventionswettlauf um Firmenansiedlungen. Gemeinsame Regeln sind hier längst überfällig.

In der Tat ist die robuste Kondition der Wirtschaft in Baden-Württemberg zu einem wesentlichen Teil der gesunden Verfassung der vielen mittelständischen Betriebe zu verdanken, die sich durch Flexibilität und Anpassungsfreude als Marktnischen-Sucher bewähren. In der Südwestregion klappt das Zusammenspiel von Konzernen und kleineren wie *auch größeren Zulieferbetrieben* optimal.

Dabei kommt dem Südwesten ein „naturgegebener" Vorteil zustatten. Was einstmals als großes Manko galt, nämlich der Mangel an Rohstoffen und entsprechenden Grundstoffindustrien, gereicht dem „Ländle" heute gewissermaßen zum Segen. Die heutige Stärke in der Weiterverarbeitung, im Veredeln und Tüfteln hat letztlich ihre Wurzel in jener Mangelsituation.

Hochqualitativer Maschinenbau, Fahrzeugbau, eine leistungsfähige Elektro-, Elektronik- und Kommunikationstechnik, eine ebensolche optische, feinmechanische und uhrentechnische Industrie, im Wettbewerb gestählte Textilunternehmen und eine Vielzahl unterschiedlichster Branchen mehr bilden das solide Rückgrat. Strukturkrisen blieben dem Südwesten erspart.

In der Stuttgarter Regierungszentrale versteht man es, mit diesen Pfunden zu wuchern. Nicht ohne Neid wird anderwärts vermerkt, daß der umtriebige *Regierungschef* Lothar Späth alles tut, um mit einem Geflecht an Förderprogrammen, mit der Einbeziehung der zahlreichen Universitäten und Forschungsinstitutionen in den Technologietransfer das Investitionsklima im Südwesten warm zu halten. Wirtschaftswachstum, hohe Exportintensität und überdurchschnittlich gute Beschäftigungslage sind die äußeren Kennzeichen für die gesunde baden-württembergische Struktur.

Mit einer Arbeitslosenquote von nur 4,9 Prozent gegenüber einem Bundesdurchschnitt von 8,5 Prozent rangiert der Südwesten traditionsgemäß mit Abstand vorn in der Beschäftigungsskala. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß es auch in diesem Bundesland ein Gefälle gibt: Die Spannbreite reicht von 3,4 Prozent Arbeitslosenquote *des Bezirks Göppingen bis zu 7,8* Prozent in Freiburg. Während der stark mit Industrie durchsetzte *Großraum* Stuttgart praktisch vollbeschäftigt ist und den Facharbeitermangel als Wachstumsbremse beklagt, schneiden die Randzonen des Landes deutlich schlechter ab. In jenen größtenteils mehr ländlich geprägten Gegenden schlägt die angespannte Lage in der Landwirtschaft unter anderem ebenso durch wie die in der Bauwirtschaft.

Die Zeiten sind vorbei, in denen allerorts Industrieansiedlungen nur so aus dem Boden schossen. Die *Zahl der Vorhaben ist spärlicher* geworden und das Interesse von Kommunen und Ländern an Arbeits*platz-verheißenden Investoren* dementsprechend stark ausgeprägt.

So ist es nicht verwunderlich, daß man versucht, sich mit Investitionszuschüssen und anderen „Morgengaben" zu überbieten, um so Ansiedlungsinteressenten sich gegenseitig abzujagen. Insbesondere zwischen Baden-Württemberg und Bayern hat sich in ihren Grenzregionen ein Subventionswettlauf entwickelt, der sich immer weiter hochzuschaukeln droht.

Hier wie auch im Falle Rastatt, wo man sehr schnell mit dem Argument der Notwendigkeit zu schaffender und zu sichernder Arbeitsplätze aufwartet, wäre es an der Zeit, über gemeinsame Regeln neu nachzudenken und auch da*nach zu handeln.*

Im Hinblick auf den eher partikularistisch gefärbten Eifer der „Landesfürsten" mag dies allerdings ein allzu frommer Wunsch sein. Daß man sich bei seinen einzelbetrieblichen *Fördermaßnahmen* auf eine „ordnungspolitische Gratwanderung" begeben habe, wird in der Stuttgarter Regierungszentrale offen eingeräumt. Die Sorge, mit solchen Maßnahmen eine Lawine an weiteren Wünschen losgetreten zu haben, erscheint so unbegründet nicht.

Mehr Wettbewerb am französischen Ölmarkt

J.Sch. Paris

Die französische Regierung hat beschlossen, die auf einem Gesetz aus dem Jahre 1928 basierende Reglementierung des Ölmarktes weiter zu lockern. An eine Ermäßigung der überdurchschnittlich hohen Ölproduktensteuern ist aber nicht gedacht.

Ab sofort aufgehoben wird die Verpflichtung der Importeure, 80 Prozent der von ihnen vertriebenen Ölprodukte aus den Raffinerien der EG-Länder zu beziehen. Der unabhängige Handel wird dadurch in die Lage versetzt, sich zu den günstigsten Weltmarktbedingungen (außerhalb der EG) einzudecken. Andererseits werden die in Frankreich ansässigen Raffinerien, auch der ausländischen Ölgesellschaften, von der Verpflichtung befreit, 90 Prozent ihrer im Inland abgesetzten Ölprodukte aus (importierten) Rohöl zu bestreiten.

Das von der EG vorgeschriebene Minimum einer Vorratshaltung für 90 Verbrauchstage bleibt zwar bestehen, davon aber soll wie in anderen Ländern ein Teil vom Staat finanziert werden. Gegenwärtig haben in Frankreich die Raffinerien die gesamte Last der Vorratshaltung zu tragen. Im OECD-Durchschnitt sind etwa 80 Prozent Raffinerie- und 20 Prozent Regierungsvorräte.

Weiter fortgeführt wird schließlich die Verpflichtung der Raffinerien, zwei Drittel ihrer Rohölimporte durch Tanker unter französischer Flagge durchzuführen.

Probleme bei der Fiat-Plazierung

VWD, London

Bei der Plazierung der Aktien der Fiat S.p.a. im Umfang von rund 2,09 Mrd. Dollar soll es, wie aus Londoner Bankkreisen bekannt wurde, Schwierigkeiten geben. Wegen des jüngsten Kursrückgangs der Fiat-Aktie hätten viele Anleger versucht, von ihren Zeichnungsanträgen zurückzutreten. Der zusammengefaßte Verlust für die Konsortialbanken soll sich auf mehr als 50 Mill. Dollar belaufen. Mindestens 60 Prozent der Emission sollen bei den Konsorten unter Führung der Deutsche Bank Capital Markets Ltd., London, unverkauft liegen.

In Konsortialkreisen wird fehlende Zusammenarbeit bei der Unterbringung der Aktien beklagt. Manche hätten versucht, durch Unterbietung des Ausgabekurses Material bei den gleichen Anlegern zu plazieren. Hinzu sei gekommen, daß einige institutionelle Anleger bemüht seien, ihre Kauforders zu stornieren, da sie bezweifelten, daß die Euroemission ohne weiteres in Fiat-Aktien getauscht werden kann, die in Mailand handelbar sind.

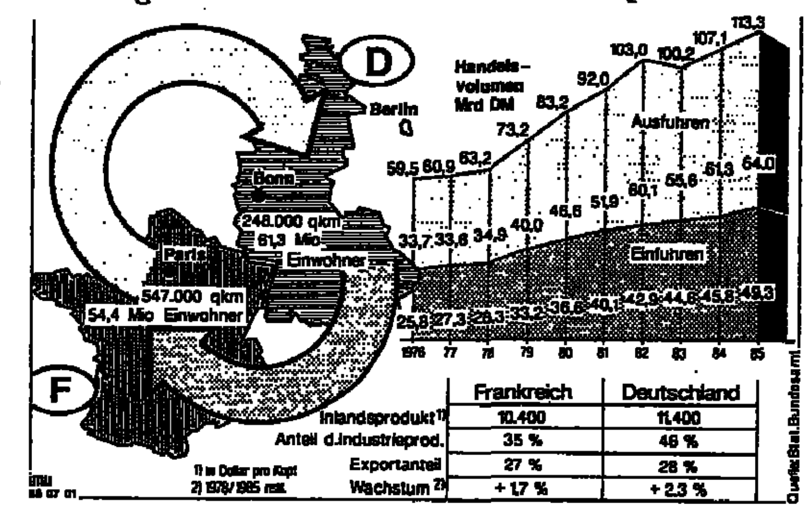
Die Deutsche Bank, die fast 600 Mill. Dollar der Emission übernommen hat, scheint ihr Material jedoch erfolgreich in Europa und Asien untergebracht zu haben. Sie habe, so Daiwa Europa Ltd., bereits Daiwa-Kunden in Japan zur Zeichnung eingeladen, bevor Daiwa Europe sich bereit erklärt habe, 100 Mill. Dollar der Emission zu übernehmen.

Deutsche Firmen erobern Marktanteile in Frankreich

Franc-Abwertung noch ohne Wirkung – Handelsdefizit mit der Bundesrepublik im ersten Halbjahr weiter gestiegen

JOACHIM SCHAUFUSS, Paris

Wenn sich in Frankreich die Konjunktur belebt, kommt dies meist vor allem den ausländischen Lieferanten zugute – mit der Bundesrepublik an der Spitze. Das hatte sich besonders deutlich 1981/82 gezeigt. Die damals von der sozialistischen Regierung betriebene Konsum-Belebungspolitik beflügelte die Importe weit stärker als die inländische Produktion. Denn die meisten Unternehmen waren nicht in der Lage, sich der plötzlich gestiegenen Nachfrage anzupassen. Viele wollten aber auch einfach kein neues Personal einstellen, das sie später nicht ohne weiteres freisetzen konnten.



	Frankreich	Deutschland
Inlandsprodukt 1)	10.400	11.400
Anteil d. Industrieprod.	35 %	46 %
Exportanteil	27 %	28 %
Wachstum 2)	+ 1,7 %	+ 2,3 %

1) in Dollar pro Kopf 2) 1978/1985 real.

Dieses Handikap ist inzwischen durch die Aufhebung des behördlichen Genehmigungszwangs für Entlassungen beseitigt. Auch wird der derzeitige französische Konjunkturaufschwung im Unterschied zu früheren nicht von Preisimpulsen begleitet, die der ausländischen Konkurrenz zusätzliche Vorteile verschafften. In den letzten Monaten sind die französischen Konsumentenpreise praktisch stabil geblieben, und im Jahresvergleich haben sie sich um zwei Prozent erhöht, dabei um nur 0,1 Prozent für industrielle Erzeugnisse.

Vor allem aber ist es diesmal um die Weltkonjunktur besser bestellt. In der Bundesrepublik, dem größten französischen Handelspartner, steigt der Verbrauch inzwischen um real vier Prozent im Jahr. So ergeben sich für den französischen Export neue Chancen, zumal er durch die Franc-Abwertung vom 7. April begünstigt wird, die inzwischen gegenüber der D-Mark effektiv sieben bis acht Prozent erreicht. Damit ist der seit der vorletzten Abwertung vom März 1983 entstandene Inflationsabstand von 12,4 Punkten zwar noch nicht wettgemacht, jedoch wurde die Differenz in der Lohnkostenentwicklung von 5,6 Punkten mehr als ausgeglichen.

In diesem Jahr werden die französischen Löhne wahrscheinlich erstmals weniger schnell steigen als die deutschen. Außerdem haben sich die Lohnnebenkosten der Unternehmen infolge sozialer Entlastungen vermindert. Auch die finanzielle Lage der Unternehmen ist dank der Körperschaftssteuersenkung wesentlich besser geworden. Trotzdem haben viele französische Unternehmen gerade auf dem deutschen Markt die Abwertungsgewinne in die eigene Tasche gesteckt, anstatt sie an ihre Kunden weiterzugeben, während die meisten deutschen Unternehmen ihren Währungsnachteil in Frankreich weitgehend selbst verkrafteten. Allerdings hatten sie hier vor der Abwertung im Unterschied zu den französischen glänzend verdient.

So ging das französische Handelsbilanzdefizit gegenüber der Bundesrepublik nicht etwa zurück, sondern nahm weiter zu – im Vergleich des ersten Halbjahrs 86/85 auf immerhin 19,3 (13,9) Mrd. Franc. Dies ist zwar zum Teil darauf zurückzuführen, daß eine Abwertung zunächst einmal die Einfuhr verteuert. Aber sie ist auch mengenmäßig stärker gestiegen als der französische Export in die Bundesrepublik. Denn die deutschen Unternehmen wußten die französische Konjunkturbelebung besser zu nutzen als die französischen den deutschen Konjunkturaufschwung, obwohl dieser breiter angelegt ist.

In Frankreich nimmt hauptsächlich der private Konsum zu, weniger dagegen die Nachfrage nach Investitionsgütern. Trotzdem konnte die deutsche Industrie auch in diesem Sektor, in dem sie der größte französische Lieferant ist, ihren Marktanteil weiter vergrößern. Die Franzosen dagegen verlieren seit Jahren in fast allen deutschen Importbereichen Anteile. Zu den wenigen Ausnahmen gehören die Aeronautik und der Strom, der dank der besonders wettbewerbsfähigen französischen Atomkraftwerke in zunehmendem Maße in die Bundesrepublik exportiert wird.

Traditionell stark aktiv ist für Frankreich nur der Agrar-Außenhandel, ohne den der Passivsaldo mit der Bundesrepublik um ein Drittel höher ausfallen würde. Aber selbst im Textilbereich mehren sich die Defizite. Seit kurzem hat sich eigentlich nur der zuvor stark zurückgegangene französische Pkw-Export erhöht.

Die Gründe für dieses vor allem strukturelle Ungleichgewicht sind auf Seiten der Deutschen die gute Qualität, die Lieferpünktlichkeit und der effiziente Service. Dagegen fehlt es den Franzosen vor allem an Marketing und Anpassungsfähigkeit an die deutschen Verbrauchsgewohnheiten. Auch suchen sie eher schnelle Gewinne als langfristige, auf größere Investitionen in der Bundesrepublik gestützte Erfolge. Die inzwischen erfolgte Freigabe der Investitionen im Ausland läßt hier eine Besserung erwarten.

Zum Glück verbucht Frankreich sehr hohe Überschüsse im Dienstleistungsverkehr, insbesondere im Reiseverkehr mit der Bundesrepublik. Die Leistungsbilanz ist bilateral weit weniger defizitär als die Handelsbilanz und insgesamt hat sie in den ersten sieben Monaten dieses Jahres sogar einen Überschuß von 9,8 Mrd. Franc gebracht, nach 11,2 Mrd. Franc Defizit in der gleichen Vorjahreszeit.

Immer mehr Einfamilienhäuser

Bausparkassen: Steuererleichterung auch künftig einplanen

adh. Frankfurt

Ist Bausparen überhaupt noch zeitgemäß? Die Landschaft am Wohnungsmarkt der Bundesrepublik hat sich grundlegend geändert. Auf dem Höhepunkt des deutschen Baubooms gab es einmal rund 700 000 Fertigstellungen pro Jahr, 1986 werden es allenfalls 250 000 sein. Gesättigter Markt, kein Bedarf mehr an neuem Wohneigentum und damit staatlicher Förderung für jene, die es anstreben?

So weist Johannes Runge, Mitglied des Vorstandes der Norddeutschen Landesbank Girozentrale in Hannover und Vorsitzender der Bausparkassenkonferenz daraufhin, daß die Entwicklung der Baugenehmigungen in diesem Jahr ein sehr differenziertes Bild zeige. Für Einfamilienhäuser weisen die Baugenehmigungen nämlich in den ersten sechs Monaten dieses Jahres mit einem Plus von fast sechs Prozent weiter nach oben, während die Zahl der im Mehrfamilienhausbau genehmigten Wohnungen mit minus 34 Prozent wiederum deutlich nach unten geht. Noch stärker signalisieren Umfrageergebnisse den ungebrochenen Wunsch nach dem Wohnen im eigenen Haus: 80 Prozent der Gesamtbevölkerung, aber auch 73 Prozent der jungen Leute sprechen sich dafür aus.

Grund genug, eine – steuerliche – Erleichterung auf dem Weg zum Eigenheim auch künftig einzuplanen, meinen die Bausparkassen. Die veränderten Strukturen am Wohnungsmarkt haben übrigens bereits deutliche Spuren im Bauspargeschäft hinterlassen. Wurden vor zehn Jahren noch drei Viertel der Bausparverträge für Neubauten eingesetzt, sind es heute nur noch die Hälfte. Der Rest wird für Erwerbe von gebrauchten Immobilien und in zunehmendem Maße für Um- und Ausbauten verwendet.

Auch in der Wohnungsbaupolitik hätten sich die Motive in den letzten Jahren bereits deutlich geändert, erinnert Dieter Boening, Sprecher der Geschäftsleitung der Landes-Bausparkasse Hannover/Braunschweig, der auf den Abbau der staatlichen Förderung durch die Wohnungsbauprämie in beachtlichem Umfang hinweist. In den letzten zehn Jahren sank dieser staatliche Beitrag zur Erleichterung des Wegs zu den eigenen vier Wänden von rund drei Mrd. DM (1975) auf etwa 0,9 Mrd. DM (1985). Dahinter steht freilich nicht der gesunkene Bauwunsch, sondern das Herauswachsen einer immer größeren Anzahl von Bürgern mit ihrem Einkommen aus den Fördergrenzen. Dabei habe das Bausparen nur vorübergehend an Attraktivität verloren.

Dabei steht freilich in vielen Fällen eine geänderte Motivation zum Bausparen im Vordergrund. Vielfach soll ohne konkretes Bauvorhaben für eine spätere Möglichkeit oder auch den Erbfall, der Umbauten nötig macht, vorgesorgt werden. Zunehmend sieht die ÖBS Hannover auch bei ihren Kunden den Gedanken der Vorsorge im Vordergrund: Mit Hilfe von Wohneigentum eine Ergänzung zur Altersvorsorge schaffen, die durch mietfreies Wohnen im Alter den Unterschied zwischem aktivem und Renteneinkommen erträglicher macht. Vor diesem Hintergrund werden für das Bausparen auch in Zukunft gute Chancen gesehen.

Internationale Finanzen

H. Wl. Bonn

Darlehen: Die japanische Meiji Mutual Life Insurance und die Mitsubishi Bank legen einen 7,7-Mrd.-Yen-Kredit an die Hessische Landesbank heraus. Die Laufzeit beträgt fünf Jahre bei einem Zins von 6,5 Prozent.

Gefälschte Aktien: Die Tokioter Effektenbörse hat ihre Mitglieder über gefälschte Aktienzertifikate des japanischen Bekleidungsherstellers Sankyo Seiko informiert. Die jeweils 1000 Stammaktien repräsentierenden Papiere tragen den Code „55a" oder „56a".

Madrid: Spanien will in seinem Haushalt 1987 die Steueranreize zum Kauf von Renten und Aktien reduzieren; bei den „Festverzinslichen" wird die Abzugsfähigkeit von 15 Prozent des Kaufpreises abgeschafft. Beim Aktienkauf wird der gegen die Einkommensteuer verrechenbare Satz von 17 auf zehn Prozent gekürzt. Die Quellensteuer auf Zinsen und Dividenden wird von 18 auf 20 Prozent angehoben.

Eurobond: Eine Anleihe im Volumen von 100 Mill. Dollar will die Fuji Bank and Trust auflegen. Die fünfjährige Emission mit einem Kupon von 7,625 Prozent wird zu 101,5 Prozent angeboten.

CBS: Die US-Börsenaufsicht SEC geht dem Verdacht von Insiderhandel bei Aktien und Optionen der Fernsehstation Columbia Broadcasting System nach.

Euroanleihe: Die Cie Generale d' Electricité (CGE) begibt eine Anleihe mit einem neunprozentigen Kupon über 100 Mill. Dollar zu 108 Prozent. Die Endfälligkeit ist 15. Oktober 1991, die Rendite beträgt 7,05 Prozent.

Ebara: Der japanische Pumpenhersteller Ebara Corp. emittiert eine Eurobondanleihe mit Bezugsrechten im Wert von 70 Mill. Dollar und Endfälligkeit am 23. Oktober 1991. Der Kuponsatz wird mit 3,75 Prozent, der Zeichnungskurs mit Pari genannt.

Nippon Seiko: Das Unternehmen begibt eine Wandelanleihe über 15 Mrd. Yen mit Fälligkeit 31. Oktober 2001. Kupon und Wandelpreis stehen noch nicht fest.

Brüssel: Die BBL, Banque Bruxelles Lambert, will sich mit 50 Prozent an dem australischen Wertpapierbrokerhaus Mullens and Co. beteiligen.

Bankenübernahme: Die Bank of China will die Kontrolle über die Nam Tung Bank, größte Bank in Macao übernehmen.

London prüft Schadenersatzklage

Bisher hat noch kein anderes Land wegen Tschernobyl Forderungen an Moskau gestellt

HH/DW. Bonn

Nach der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl wurde in europäischen Ländern die Frage nach Schadenersatzforderungen an die Sowjetunion erörtert. Moskau lehnt es ab, Schadenersatz zu leisten. Nach Auffassung des Obersten Gerichts der Sowjetunion sind Schäden von den Regierungen zu verantworten, die – völlig unnötig – den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte verboten hätten, heißt es in der Oktober-Ausgabe der Informationsschrift „Kernenergie und Umwelt". Darüber hinaus ist es fraglich, so das Gericht, ob tatsächlich die Radioaktivität aus Tschernobyl oder aus anderen europäischen Ländern für erhöhte Strahlendosen verantwortlich sei.

Nach einer darin zitierten dpa-Umfrage hat bisher kein europäischer Staat Schadenersatzforderungen an Moskau gestellt. In London werde geprüft, ob die Sowjetunion auf der Grundlage internationalen Rechts zur Schadenersatzleistung herangezogen werden könne. Holland erwägt, ob die EG in Moskau Kosten für Strahlungsmessungen geltend machen sollte. In Österreich haben Privatpersonen Musterprozesse gegen die Sowjetunion angestrengt. In der Schweiz gibt es Überlegungen, die entstandenen Kosten auf die Sowjetunion abzuwälzen. Im stark betroffenen Schweden sei eine Schadenersatzforderung nicht aktuell, ebensowenig in Norwegen.

Dagegen gibt es auf nationaler Ebene Entschädigungen für die betroffenen Wirtschaftszweige, so in der Bundesrepublik aufgrund einer Bund-Länder-Vereinbarung. Unfallschäden bei Gemüse und Fleisch, für die es keinen Ausgleich nach dem Atomgesetz gibt, werden ohne Anerkennung einer Rechtspflicht geregelt.

Die italienische Regierung hat rund 750 Mill. Mark für Schadenersatzzahlungen bewilligt, davon rund 40 Prozent für die Gemüse- und Obstwirtschaft. In Österreich sollen Tschernobyl-Geschädigten 75 Prozent der Verluste erstattet werden. Schweden stellt bis zu 70 Mill. Mark als Entschädigung für Einbußen in der Milch-, Fleisch- und Getreideproduktion bereit. Unmittelbar nach dem Unfall seien Landwirte teilweise entschädigt worden.

In Dänemark gebe es weder Regierungshilfe noch lägen amtliche Schätzungen über die Schadenshöhe vor. In Finnland sind nach amtlichen Angaben keine Schadenersatzforderungen gestellt worden. Im stark betroffenen Polen gebe es keine Regierungshilfe, die Schadenshöhe sei nicht bekanntgegeben worden. Die mit rund 100 Mill. Mark bezifferten Ausfälle bei Exporten in den Westen habe man als Folge „westlicher Restriktionen" nicht der Sowjetunion angelastet.

„Kein Mittel gegen Ärzteschwemme"

tl. Bonn

Dem Gesetzentwurf zur kassenärztlichen Bedarfsplanung, der laut Minister Blüm „mehr Wirtschaftlichkeit in der ambulanten Versorgung" sichern soll, steht eine schwierige parlamentarische Beratung bevor. Nach den Plänen aus dem Arbeitsministerium sollte die Selbstverwaltung von Krankenkassen und Kassenärzten für erheblich überversorgte Gebiete Zulassungsbeschränkungen aussprechen können. Mindestens 50 Prozent aller Stadt- und Landkreise sollten aber für eine unbeschränkte Niederlassung freibleiben.

Die „Ärzteschwemme" ist jedoch nach Meinung des CSU-Gesundheitspolitikers Kurt Faltlhauser durch das Gesetz nicht zu beeinflussen. Die überhöhte Zahl von Ärzten werde durch diese Maßnahmen bestenfalls schneller in der Fläche verteilt. Daß dadurch jedoch eine unsachgemäße Ausweitung des Leistungsumfangs als Ergebnis des besonderen Konkurrenzdrucks in überversorgten Gebieten verhindert wird, glaubt Faltlhauser nicht: „Obwohl München ohne Zweifel ein überversorgtes Gebiet ist, ist der Anstieg der Kosten für die Ärzte seit einiger Zeit unterproportional. Offenbar ist die Elastizität der Nachfrage durch den Patienten nicht unendlich und deshalb die Mengen-Manipulation der Leistungserbringung durch den Arzt nicht beliebig handhabbar."

Faltlhauser fragt auch nach dem Sinn einer ordnenden Steuerung am Schluß einer langen und teuren Ausbildung. Wirtschaftlich vertretbar seien Steuerungsversuche nur zu Beginn des gesamten teuren Ausbildungsvorgangs.

Eine weitere Schwierigkeit sieht der CSU-Bundestagsabgeordnete in der praktischen Durchführung der Gesetzesinitiative – insbesondere bei der Freihaltung von 50 Prozent der Planungsbereiche: „Die Experten von sozialistischen Planungszentren wären sicherlich geübte Berater für ein derartiges Vorgehen."

Eidgenossen gegen Subventionen

Volksabstimmung: Nein zum Agrar-Protektionismus

ALFRED ZÄNKER, Genf

In der Schweiz haben die Befürworter vermehrter Agrarschutzpolitik eine schwere Schlappe erlitten. Die Berner Bundesregierung beabsichtigte, die Zuckerrübenerzeugung des Landes durch vermehrte Subventionierung und verminderte Einfuhr auszubauen. Am Sonntag ist diese Gesetzesvorlage nun jedoch durch eine Volksabstimmung mit großer Mehrheit abgelehnt worden.

Die Gegner des sogenannten „Zuckerbeschlusses" hatten die Stimmbürger aufgefordert, durch ein massives Nein zugleich gegen den Agrarprotektionismus zu protestieren und eine Neuorientierung der gesamten Landwirtschaftspolitik zu erzwingen. 62 Prozent der Eidgenossen stimmten gegen, nur 38 Prozent für die Politik der Regierung.

Die Zuckerwirtschaft der Schweiz fußt auf einem komplizierten System der „Mischfinanzierung". Dabei wird etwas über die Hälfte des Bedarfs durch Einfuhren – fast ausschließlich aus der EG – zu niedrigen Weltmarktpreisen gedeckt, aber durch beträchtliche Einfuhrabgaben belastet. Dazu kommen staatliche Subventionen bei der eigenen Produktion. Für den Verbraucher ergibt sich ein Preis von gegenwärtig rund 1,60 DM pro Kilogramm.

Bern wollte nun den Zuckerrübenanbau um rund ein Fünftel ausdehnen und die Selbstversorgung damit von 45 auf 55 Prozent anheben. Die Kosten hätte der Konsument durch eine Verdoppelung der Einfuhrabgaben getragen. Man hoffte so, die Agrareinkommen für einen Teil der Familienbetriebe aufzubessern.

Dem widersetzte sich die einflußreiche Konsumgenossenschaft Migros, die größte Supermarktkette des Landes. Man sammelte rasch die erforderlichen 50 000 Unterschriften, um eine Volksbefragung herbeizuführen. Migros-Direktor Walter Biel betonte nachdrücklich, daß es bei den heutigen strukturellen Zuckerüberschüssen am Weltmarkt wenig sinnvoll sei, nun auch noch in der Schweiz mehr Zucker zu produzieren und den Konsumenten dafür zahlen zu lassen.

Auch handelspolitische Argumente wurden ins Feld geführt. Es sei keine vernünftige Politik, die Zuckerimporte aus der EG zu drosseln, da die Schweiz vom Emmentaler Käse rund drei Viertel der Produktion mit Hilfe hoher Subventionen im Ausland absetzen müsse, um die Auswirkungen der Milchschwemme zu mildern. Italien, die Bundesrepublik, Frankreich und andere EG-Länder gehörten aber zu den Hauptkunden. Man tausche im Grunde Überschußkäse gegen Überschußzucker.

Nun hat das Volk entschieden. Die Schweiz ist wohl das einzige Land, in dem der Bürger die Politik seiner Regierung in dieser Weise korrigieren kann. Die Eidgenossen können durch eine Volksinitiative, die von mindestens 100 000 Bürgern unterschrieben werden muß, eigene wirtschafts- oder sozialpolitische Vorschläge in der Form von Verfassungsänderungen verlangen und – wenn erfolgreich – gegen den Willen von Regierung und Parlament durchsetzen. Sie können auch ein Referendum gegen Gesetze und Verordnungen der Regierung verlangen, wie im Falle des „Zuckerbeschlusses". Dazu sind nur 50 000 Unterschriften nötig.

Das Nein vom vergangenen Sonntag ist „ein Signal an die Politiker, die Weichen in der Landwirtschaft anders zu stellen", meint der liberale „Tagesanzeiger" in Zürich. Denn die Kosten der bisherigen Politik, die auf etwa 6,5 Mrd. DM im Jahr oder rund 1000 DM pro Kopf der Bevölkerung veranschlagt werden, haben nach Meinung der meisten Eidgenossen den kritischen Punkt längst überschritten. Regierung und Bauernlobby werden sich dem Willen des „Souveräns", wie es hierzulande heißt, beugen und nach anderen Formen der Agrarstützung suchen müssen.



DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
Herausgeber: Axel Springer †, Dr. Herbert Kremp
Verlag: Axel Springer Verlag AG, 2000 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 1

BMW „sehr zuversichtlich“

Bereits mehrere tausend Aufträge für den neuen 7er

sz. München

„Sehr zuversichtlich“ beurteilen die Bayerischen Motoren Werke AG (BMW), München, das laufende Geschäftsjahr 1986. Bei unverändert voll ausgelasteten Kapazitäten kann nach den Worten von Vorstandsmitglied Volker Doppelfeld sowohl mit einem Produktionsplus als auch Umsatzwachstum und einem „wieder befriedigenden Ergebnis“ gerechnet werden. Per Ende September wurden gut 325 000 Automobile produziert und verkauft. Bezüglich des Absatzes bedeutet dies ein Plus von rund zwei Prozent. Mit 10,8 Mrd. DM lag der Umsatz um etwa vier Prozent über dem entsprechenden Vorjahreswert.

Das „bedeutsamste“ Ereignis für BMW im laufenden Jahr wird neben der Inbetriebnahme des neuen Werkes in Regensburg die Markteinführung des neuen 7er-Modells im Oktober sein (Preis: 57 000 bis 130 000 DM). Wie sich zeige, seien die Marktvoraussetzungen für den „Neuen“ derzeit „ausgesprochen gut“. Für dieses Auto lägen bereits „mehrere tausend“ Aufträge vor; nicht mit eingerechnet die vielen Verträge, die bei den Händlern unterschriftsreif abgeschlossen seien. Mit der Auslieferung soll am 18. Oktober begonnen werden.

Im Jahr 1987 will man bei BMW von dem neuen 7er, den man bei dem Münchener Unternehmen als „das beste Auto seiner Klasse“ bezeichnet, etwa 20 000 Einheiten bauen. Langfristiges Ziel ist es, mit ihm in diesem oberen Marktsegment, dessen Volumen auf rund 250 000 Pkw pro Jahr weltweit veranschlagt wird, einen Marktanteil von 20 Prozent zu erreichen. Die gesamten finanziellen Vorleistung von BMW für den neuen 7er bezifferte Doppelfeld auf „über 2 Mrd. DM“ (Forschung/Entwicklung und Fertigungsvorbereitungen). In Sachanlagen wird BMW in diesem Jahr rund 1,4 bis 1,5 Mrd. DM investieren, die voll aus dem Cash-flow finanziert werden können.

„Genug Patronen, falls viele Enten kommen“

Klöckner & Co. begeben börsennotierte Genußscheine über 100 Millionen Mark und eine Auslandsanleihe

ERWIN SCHNEIDER, Duisburg

Nach über zweijähriger Vorbereitungszeit, die sich vornehmlich in Verhandlungen mit den Finanzbehörden erschöpfte, legt das Handelshaus Klöckner & Co KGaA, Duisburg, nun ein Konzept vor, um die Risikokapitalbasis weiter zu verbessern. Dazu werden – noch im Oktober – börsennotierte Genußscheine von nominal 100 Mill. DM ausgegeben und eine Auslandsanleihe von 75 Mill. Schweizer Franken begeben.

„Der Kapitalmarkt ist derzeit günstig zur Aufnahme eines solchen Instruments wie der Genußschein“, erklärte der persönlich haftende Gesellschafter Jörg A. Henle. „Und ein Haus wie Klöckner & Co muß damit leben, Situationen auf dem Markt auszuschöpfen.“ Bereits im Vorjahr war Klöckner schon einen neuen Weg gegangen, als man sich als erstes deutsches Unternehmen 65 Mill. Dollar durch eine Euronotes-Transaktion beschafft hatte.

Weil der Großaktionär (99 Prozent von 270 Mill. DM Grundkapital), die Peter-Klöckner-Stiftung, aus Steuergründen nur einen geringen Beitrag von 4 Mill. DM zur Verbreiterung der Haftbasis beitragen kann, verbot sich das Instrument der Kapitalerhöhung über Aktien. Es würde die Aktionärsstruktur völlig verändern, so Henle. Und die stimmrechtslose Aktie wurde ausgeschlossen, weil man nicht zwei Klassen von Aktionären haben wollte.

Die jetzt präsentierte Lösung der Genußscheine habe drei Vorteile für das Unternehmen:

1. bringen sie haftendes Kapital, das für ein weltweit operierendes Unternehmen wichtig sei.
2. geben sie größeren Spielraum im Investitionsbereich. Denn bei einem Investitionsplan, der für 1986 ein Anlageplus von 120 Mill. DM vorsieht, habe Klöckner Schwierigkeiten mit der Kapitalbildung nachzukommen. „Wir wollen aber genug Patronen in der Tasche haben, falls viele Enten kommen“, sagte Henle.
3. sind die Steuervorteile günstig. Das Genußkapital ist nämlich weit weggerückt vom Eigenkapital. Am 4. September hat Klöckner die Finanzministererklärung erhalten, daß das Genußscheinkapital steuerrechtlich als Fremdkapital angesehen wird. Die Ausschüttungen auf die Genußscheine sind deshalb steuerliche Betriebsausgaben.

Finanzchef Heinz Wolf nannte die Genußscheine, die möglichst breit gestreut werden sollen, für Klöckner „maßgeschneidert“. Der Ausgabekurs (plus Aufgeld, das bei einer 100-DM-Stückelung bei etwa 40 DM liegen dürfte) soll am 13. Oktober festgelegt und zwei Tage später sollen die Scheine von einem Bankenkonsortium unter Führung der Deutschen Bank angeboten werden.

Die Verzinsung der Genußscheine orientiert sich sich am Ergebnis des Inlandskonzerns, ab 1990 am Weltergebnis. Für den Normalfall wird die Ausschüttung deutlich über dem Rentenpapierniveau zugesichert. Für 1984 und 1985 wurden danach Genußrenditen von 14,02 und 12,41 Prozent auf den Nominalwert errechnet. Bei einem Agio von 40 DM wären es 1984 noch 10 Prozent gewesen. Garantiert wird eine jährliche Mindestausschüttung von 5 Prozent, die Scheininhaber haben Vorrang vor den Aktionären, die wegen der Gemeinnützigkeit mit einer dürftigen Dividende von 3 Prozent bedient werden.

> Genußscheine sind eine relativ seltene Form der Eigenfinanzierung. Sie sind Wertpapiere, die eine Beteiligung am Unternehmensertrag verbriefen, jedoch keine aktienrechtlichen Eigentümerrechte. Deshalb gewährleisten sie auch kein Stimmrecht. Genußscheine wurden bisher zwölfmal ausgegeben, darunter von der Commerzbank, von Alldephi, Bertelsmann, BBC, DG-Bank oder Dräger.

Harmstorf AG: Werften in Konkurs

JB. Hamburg

Die operativen Gesellschaften der Harmstorf AG, Flensburg, für die am 7. Juli dieses Jahres Antrag auf Eröffnung des Vergleichsverfahrens gestellt worden ist, sind in den Anschlußkonkurs gegangen. Dabei handelt es sich um die Flensburger Schiffbau-Gesellschaft mbH, Schlichting-Werft GmbH, Büsumer Werft GmbH, C. Fr. Duncker & Co. GmbH, Ludwig Dittmers GmbH, A. F. Harmstorf & Co. GmbH, International Transport Management Bereederungsgesellschaft GmbH, America-Africa Line GmbH, Break Bulk & Container Linie GmbH, Harmstorf-Werften GmbH und die HCE Harmstorf Consulting & Engineering GmbH.

Für die Harmstorf AG, Hamburg, die als Holding fungiert, läuft das Vergleichsverfahren weiter. Die Gespräche über eine Fortführung von Teilbereichen der Harmstorf-Gruppe sind offenbar noch nicht beendet. Einzelheiten, so heißt es, werde die AG in Kürze bekannt geben.

Die Harmstorf-Gruppe hatte im Juli wegen akuter Liquiditätsengpässe das Vergleichsverfahren anmelden müssen. Ein Sanierungskonzept, zu dem die Landesregierung Schleswig-Holstein insgesamt 31 Mill. DM zur Verfügung gestellt hatte, war fehlgeschlagen. In der Hauptversammlung des Unternehmens Ende August hatte der Vorstand noch erklärt, daß für eine Reihe von Betrieben „Teillösungen“ möglich seien.

UNTERNEHMEN UND BRANCHEN

Aktiensplitting

München (sz.) – Durch ein Aktiensplitting wird ab 1. Oktober die Notierung der Wanderer-Aktie an den Wertpapierbörsen in München und Berlin umgestellt. Danach wird mit Ablauf des 30. September die Börsennotierung zu je 100 DM eingestellt und am nächsten Tag in 50 DM pro Stück wieder aufgenommen. Parallel dazu werden auch die Aktiendepots bei den Kreditinstituten umgestellt.

Kein Grund für Änderung

Kassel (VWD) – Die Absicht, die Lohnkosten zu senken, ist nach Überzeugung des 2. Senats des Bundesarbeitsgerichts in Kassel für einen Arbeitgeber kein ausreichender Grund, Änderungskündigungen auszusprechen (AZ: 2 AZR 294/85). Für solche Kündigungen müsse vielmehr ein dringendes betriebliches Erfordernis bestehen und im Streitfall nachgewiesen werden, heißt es in dem Urteil.

Unternehmenskooperation

Bonn (dpa/VWD) – Handelsförderung und Unternehmenskooperation sowie die Novellierung jugoslawischer Wirtschaftsgesetze sind die Schwerpunkte des deutsch-jugoslawischen Gemischten Regierungsausschusses, der zur Zeit in Mainz tagt. Wie das Bundeswirtschaftsministerium mitteilt, ist das Handelsvolumen zwischen der Bundesrepublik und Jugoslawien kontinuierlich gestiegen und erreichte im vergangenen Jahr 11 Mrd. DM bei 6,4 Mrd. DM Exporten nach Jugoslawien. Für die jugoslawische Wirtschaft sei die Bundesrepublik größter westlicher Handelspartner und Lieferant von Investitionsgütern.

Konsolidierung

Steinhagen (hdt.) – Die Anfang 1985 aus den bis dahin konkurrierenden Spirituosen-Herstellern H. C. König und H. W. Schlichte entstandene König & Schlichte GmbH & Co, Steinhagen, erzielte im ersten Jahr nach der Fusion einen Umsatz von 180 Mill. DM. Produziert wurden insgesamt 18,9 Mill. Flaschen und Krüge, was dem Absatzvolumen des Vorjahres entsprach. Die weiterhin angespannte Marktsituation bei hochprozentigen Spirituosen beeinträchtige jedoch die Umsätze im Produktbereich „Steinhäger“. Hier ging der Gesamtmarkt, zu Beginn des Jahrzehnts noch bei 10 Mill. Flaschen gelegen, 1985 auf nur noch 7,2 Mill. Flaschen zurück, von denen rund 90 Prozent von König & Schlichte produziert wurden. Die Umsätze im 1. Halbjahr 1986 werden als über den Erwartungen liegend bezeichnet.

Aktivitäten in den USA

Leverkusen (dpa/VWD) – Ihre Aktivitäten im zahnmedizinischen Bereich hat die Bayer AG, Leverkusen, in den USA verstärkt. Ihre US-Tochtergesellschaft Miles Laboratories hat „The Columbus Dental Manufacturing Company“ übernommen, die Material und Geräte für die zahnärztliche Praxis und das zahntechnische Labor herstellt. Columbus Dental hat rund 200 Beschäftigte und erzielt einen Umsatz von rund 24 Mill. DM.

Höhere Tantiemen für Manager

Elektrotechnik, EDV- und Pharmabranche zahlen am besten

HEINZ STÜWE, Bonn

Die gute Konjunktur und die kräftig sprudelnden Gewinne schlagen sich auch auf den Gehaltskonten der deutschen Manager nieder: Die Führungskräfte verdienen in diesem Jahr im Durchschnitt fünf Prozent mehr als 1985. Dabei steigen die erfolgsabhängigen Bezüge besonders kräftig, hat die Kienbaum Vergütungsberatung, Gummersbach, bei ihrer jährlichen Erhebung zur Einkommenssituation im oberen und mittleren Management herausgefunden.

So erhalten Geschäftsführer etwa ein Viertel ihres Gesamteinkommens als Tantieme, das sind im Durchschnitt 60 000 DM. Im mittleren Management ist der variable Anteil kleiner. So erreicht die Tantieme bei Bereichs- und Hauptabteilungsleitern 15 000 DM oder zwölf Prozent ihres Einkommens. Für Abteilungsleiter ermittelte Kienbaum eine durchschnittliche Erfolgsbeteiligung von 7000 DM oder sieben Prozent der gesamten Bezüge.

Die variablen Vergütungsanteile seien aber nicht nur wegen der besseren Erträge gewachsen, erläuterte Kienbaum-Experte Christian Näser der WELT. „Viele Unternehmen haben neue Tantieme-Regelungen installiert. Sie sind zunehmend nicht nur pauschal an Gewinn oder Umsatz gekoppelt, sondern an das Erreichen bestimmter Ziele.“ So könne bei zehn Führungskräften jedem ein anderes Ziel vorgegeben werden. Dieses müsse aber um eine gewinnabhängige Tantieme ergänzt werden (etwa die Hälfte der Erfolgsprämie), „denn ganz vom Gesamtgewinn lösen kann man die variable Vergütung nicht“, betonte Näser.

Die Spanne der Gehälter reicht im mittleren Management von 60 000 DM bis über 200 000 DM, wobei der Schwerpunkt zwischen 100 000 und 120 000 liegt. Im Top-Management sind die Unterschiede noch größer: Bei einer Bandbreite von 100 000 DM bis weit über 500 000 DM verdienen die meisten Geschäftsführer und Vorstände 200 000 bis 250 000 DM.

Am besten zahlen die pharmazeutische Industrie, die Büromaschinen- und EDV-Branche sowie die Elektrotechnik/Elektronik. Im mittleren Management liegen hier die Gehälter rund zehn Prozent über dem Durchschnitt. Den Branchenvergleich hält Näser aber für nicht sehr aussagefähig. Für alle Wirtschaftszweige gelte, daß Führungskräfte bei Großunternehmen und ertragsstarken Firmen besonders gut verdienten.

Für liberalere Aufsichtspraxis

Niederländische Versicherer beklagen Hemmnisse

K.-H. STEFAN, Düsseldorf

Daß die niederländischen Versicherungsgesellschaften ihr unternehmerisches Leistungsvermögen voll zur Geltung bringen können, verdanken sie ihrer nationalen Kontrollbehörde, dem für seine liberale Verwaltungspraxis bekannten staatlichen Versicherungs-Aufsichtsamt. Diesen Eindruck vermittelte jedenfalls Jan B. J. Bollerman, Vorsitzender des Verbandes der Versicherer in den Niederlanden, mit seinem Vortrag in Düsseldorf. Das bedeute, Freiheit bei Handhabung der Prämienpolitik und der Kapitalanlagen sowie Offenheit hinsichtlich der finanziellen Lage des Versicherungsunternehmens.

Generell könne auf dem niederländischen Versicherungsmarkt jede ausländische Gesellschaft – auch wenn sie hier keine eigene Niederlassung unterhalte – beispielsweise direkt Schadenversicherungen anbieten. Dies sei ein offener internationaler Markt, dessen Geschehen durch lebhaften Leistungswettbewerb bestimmt werde. Infolgedessen gebe es hier auch eine gut entwickelte, moderne Versicherungswirtschaft.

Übrigens, so Bollerman, empfinde man bei seinen Landsleuten den Mangel an Reziprozität in anderen europäischen Staaten schon als sehr beschwerlich: „Der niederländische Markt ist für ausländische Schadenversicherer leicht zugänglich, während dies umgekehrt kaum der Fall ist.“

Angesichts der positiven Erfahrungen in ihrem eigenen Land treten die niederländischen Versicherer für die Dienstleistungsfreiheit auf dem europäischen Versicherungsmarkt ein. Dabei komme es heute vor allem auf die Durchsetzung der Dienstleistungsfreiheit im Bereich der großen industriellen und kommerziellen Risiken an, „da sie den Versicherern die Möglichkeit gibt, Versicherungsnehmer, die in mehreren Ländern tätig sind, zu bedienen“.

Andererseits ist man in der niederländischen Versicherungswirtschaft der Auffassung, daß die Durchsetzung der Dienstleistungsfreiheit für den Verkauf von Massenversicherungen ohne Niederlassung dem optimalen Konsumenteninteresse nicht entsprechen würde. Denn diese Versicherungen werden, laut Bollerman, „in Form und Preisgestaltung durch den Markt bestimmt, auf dem sich das versicherte Risiko befindet“. Es dürfte klar sein: Der Weg zum europäischen Versicherungsmarkt muß politisch gesucht und gefunden werden.

BFH: Steuerpflicht von Subventionen

Kl. München

Ertragszuschüsse der öffentlichen Hand zur Kostendeckung bei der Beförderung von Schülern durch private Omnibusunternehmen unterliegen der Einkommensteuer.

Mit dieser Entscheidung beendete der Bundesfinanzhof (Az.: IV R 109/84) den Finanzrechtsstreit eines Omnibusunternehmens aus Baden-Württemberg, das diese Beförderungszuschüsse nicht als Betriebseinnahmen behandeln wollte.

Nach höchstrichterlicher Auffassung müssen Subventionen nach allgemeinen Grundsätzen versteuert werden. Dies führe bei Beförderungszuschüssen zur Steuerpflicht, weil der Gesetzgeber sie nicht – wie bestimmte andere öffentliche Zulagen – von der Einkommensteuer befreit habe. Die Behandlung der Zuschüsse als steuerfreie Zuwendungen zur Abwehr einer Existenzgefährdung (Paragraph 3 Nr. 11 EStG) komme ebensowenig in Betracht wie die Behandlung als tarifbegünstigte Entschädigungen zum Ersatz für entgangene Einnahmen (Paragraphen 24, 34 EStG).

Schneider „erst am Anfang der Karriere“

Dresdner Bank hält den stolzen Emissionskurs von 540 DM für angemessen

DANKWARD SEITZ, München

Mit der ersten Börsennotierung der Schneider Rundfunkwerke AG, Türkheim, am 15. Oktober wird der deutsche Aktienmarkt um ein weiteres interessantes Unternehmen bereichert. Zuvor werden ab dem 1. Oktober einem breiten Publikum 200 000 Stammaktien zu einem Kurs von 540 DM je 50-DM-Aktie zur Zeichnung angeboten.

Diese Aktien stammen aus der jüngsten Kapitalerhöhung der Gesellschaft um 10 Mill. auf 40,1 Mill. DM. Die restlichen gut 75 Prozent des Grundkapitals, das ebenfalls an der Börse eingeführt wird, verbleiben weiterhin bei den Gebrüdern Albert und Bernhard Schneider.

Hohes Ertragswachstum

Bei der Festsetzung des doch recht beachtlichen Emissionskurses von 1080 Prozent habe man es sich, so Alfons Titzrath, das Vorstandsmitglied der Dresdner Bank AG, „nicht leicht gemacht“. Angesichts der Tatsache, daß sich Schneider „nicht nur von der gesamten Unterhaltungselektronik-Branche, sondern auch von vielen anderen Industriefirmen sehr positiv“ abhebe, sei der Kurs „angemessen und auch attraktiv“.

Zudem werde er auch durch zu erwartendes hohes Umsatz- und Ertragswachstum in den nächsten Jahren gerechtfertigt. So könne schon für das laufende Geschäftsjahr 1986 mit einem DVFA-Gewinn von 34 (29) DM je 50-DM-Aktie und für 1987 mit gar 41 DM gerechnet werden.

Für 1986 stellte Bernhard Schneider neben einer angemessenen Dotierung der Rücklagen (29,57 Mill. DM standen Ende 1985 zu Buche) eine Dividende von 10 DM in Aussicht, an der die neuen Aktionäre zu einem Drittel partizipieren werden.

„Überhaupt“, so Schneider, „dürfte 1986 zum besten Jahr in der Unternehmensgeschichte werden. Nachdem die ersten acht Monate ein Umsatzplus von 25 Prozent gebracht hätten, werde der Umsatz zum Jahresende über 500 Mill. DM erreichen. 1985 waren es 430,5 Mill. DM (plus 17 Prozent), wovon 204,5 Mill. DM auf den Bereich Audio und 90,7 Mill. DM auf TV/Video entfielen. Die erst Ende 1984 gegründete Computer-Division steuerte bereits 135,3 Mill. DM bei. Die Exportquote stieg auf 24,1 (23,6) Prozent. Als Jahresüberschuß wurden 17,9 (12,8) Mill. DM ausgewiesen.

Chancen bei Computern

Die mit der Emission dem Unternehmen zufließenden Mittel in Höhe von 98 Mill. DM sollen, so Schneider, voll in die Rücklagen fließen und zur Finanzierung künftiger Investitionen (pro Jahr durchschnittlich 7,5 Mill. DM) und des zu erwartenden Wachstums dienen. „Wir wollen keine Kasse machen!“

Besonders gute Chancen sieht er da im kommenden Jahr im Bereich Audio und vor allem bei Computern sowie ISDN-fähigen Endgeräten. Wenn man bedenke, daß der deutsche PC-Markt sich bis 1990 verdoppeln und dann bis zum Jahr 2000 zweistellige Zuwachsraten aufweisen werde, stehe „Schneider erst am Anfang seiner Karriere“. In den drei Werken in Türkheim, Straß und Eppishausen beschäftigt das Unternehmen etwa 1560 Mitarbeiter.

Schadenquote ist gestiegen

Eisen und Stahl verzeichnet kräftiges Beitragsplus

dos, Hannover

Neue Geschäftsverbindungen, deutliche Ratenerhöhungen und die Anhebung der Tarifbeiträge in der Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung haben bei der HDI-Tochter Eisen und Stahl Rückversicherungs-AG, Hannover, 1985 zu einem Anstieg der Bruttobeitragseinnahmen um 18,8 Prozent auf 679 (572) Mill. DM geführt. Nach Angaben der Gesellschaft verblieben davon 86 (87,8) Prozent im Eigenbehalt. Auch mit dem Ergebnis zeigt sich der Vorstand zufrieden. Aus dem Bilanzgewinn von 3,83 (3,6) DM werden eine unveränderten Dividende von 15 Prozent ausgeschüttet und 2 Mill. DM den freien Rücklagen zugewiesen.

Um den „teilweise unübersichtlichen Haftpflichtansprüchen, die sich aus der heutigen Rechtslage ergeben“, Rechnung zu tragen, hat die Eisen und Stahl Rück zusätzlich Vorsorge getroffen. Die Folge: Obwohl der Schadenverlauf in einigen Bereichen deutliche Verbesserungen erkennen läßt, ergibt sich eine gegenüber dem Vorjahr erhöhte Schadenquote. Die Schwankungsrückstellungen verringerten sich danach um 4,7 Mill. DM auf gut 70 Mill. DM.

Das nichtversicherungstechnische Geschäft verbesserte sich 1985 erneut. Neben dem Ausgleich des Verlustes aus dem Versicherungsgeschäft konnte so der Rückstellung für Bewertungsüberhänge der steuerlich zulässige Höchstbetrag von 17,5 Mill. DM zugewiesen werden. Die Schadenreserve wurde mit 12,6 Mill. DM und die freien Rücklagen vorab mit 3,5 Mill. DM dotiert. Die Kapitalanlagen stiegen im Berichtsjahr um 11 Prozent auf 1,2 (1,09) Mrd. DM, die Erträge daraus auf 114 (96) Mill. DM.

PERSONALIEN

Hubert Pierschkalla, seit 30 Jahren für den Gesamtvertrieb Heizungsprodukte der Buderus AG, Wetzlar, verantwortlich, Präsident der europäischen Heizkesselvereinigung und des Bundesverbandes der deutschen Heizungsindustrie, tritt am 30. September in den Ruhestand.

Dr. **Hans Pinckernelle**, Ehrenvorsitzender des Aufsichtsrats des Haftpflichtverbandes der Deutschen Industrie Versicherungsverein a.G. (HDI), Hannover, kann am 1. Oktober 1986 auf ein halbes Jahrhundert Zugehörigkeit zum Aufsichtsrat dieses Unternehmens zurückschauen.

KONKURSE

Konkurs eröffnet: Berlin-Charlottenburg: Nachl. d. Manfred Schulz; **Bochum:** Nachl. d. Marianne Cox geb. Schmidt, Herne 1; Nachl. d. Udo Cox, Herne 1; **Braunschweig:** Uelner-Bau GmbH; **Burgwedel:** Nachl. d. Willi Bartels; **Duisburg:** Nachl. d. Ralf Letzelter; **Köln:** Holger Matschinski Haus + Bau GmbH; **Münster:** BFB Büro f. Baukoordinierung GmbH, Warendorf; **Neuss:** Kirchner GmbH, Bäckerei u. Konditorei, Lebensmittel, Korschenbroich 2; **Papenburg:** Möbelparadies Dörpen Beteiligungsges. mbH, Dörpen; Möbelparadies Dörpen GmbH & Co. KG, Dörpen.

Aktien im Verlauf stabilisiert

Furcht vor Auslandsverkäufen bremst Käufer

DW. – Am Montag setzte das Aktiengeschäft mit leichteren Kursen ein. Aufgrund der US-Drohung, den Dollar weiter zu drücken, falls die Bundesrepublik und Japan ihre Konjunktur nicht ankurbelten, machte sich die Sorge breit, daß ein steigender Dollar zu Auslandsverkäufen führen könnte.

Das wiederum würde auf die deutschen Aktienkurse drücken. Als, wie man in den Börsensälen sagte, „die Angsthasen ausgestiegen waren", stabilisierte sich das Kursniveau. Vereinzelte Papiere konnten sich im Verlauf sogar dem Vorwochenschlußniveau wieder annähern. Dennoch kam es nicht zu einer großen Kaufwelle. Dazu war die Unsicherheit zu groß. Aber auch die kleinere Nachfrage stieß oft auf leere Märkte.

Bankaktien konnten wieder anziehen, allen voran Deutsche Bank, die ein Minus von fast 15 DM so gut wie ganz aufholten. Autowerte konnten Verluste der ersten Stunde wieder wettmachen. Das gleiche gilt für den Elektromarkt-Spitzenwert Siemens. Im Bereich der Großchemie hielt sich die Erholung in engeren Grenzen. Warenhäuser wurden wenig beachtet. Der Stahlmarkt schwächte sich bemerkenswert ab. Teilweise verloren die Papiere gut vier Prozent. Besser gehalten nur Thyssen. Maschinenbauwerte schwächer. Stabil hielt sich die Springer-Aktie. Bremer Vulkan wurden nach Minusankündigung um etwa 10 DM zurückgenommen.

Nachbörse: schwach

DW-Ak.Ind.: 266,71 (271,65)
DW-Ums.Ind.: 2591 (2687)
Adv.-decline-Zahl: 59 (76)
38-Tg-Linie: 279,07 (278,86)
200-Tg-Linie: 278,88 (278,80)

Fortlaufende Notierungen und Umsätze

	Düsseldorf 29.9.	26.9.	29.9. Stücke	Frankfurt 29.9.	26.9.	26.9. Stücke	Hamburg 29.9.	26.9.	29.9. Stücke	München 29.9.	26.9.	29.9. Stücke
AEG	304,5-6-3-305G	308,5	4579	305-6-4-305	309	8004	304-5-4-305	309	5163	304-7-5-307	309	5686
BASF	271,5-3-0,5-2,5	275	30424	272,5-3,6-0,5-2	274,1	19500	275,5-2-272	275	6608	272-2,5-0,5-2,5	274,5	6178
Bayer	291-1-88-290	293,8	34295	290,5-1,5-89-90	294	26957	288,5-91-291	293,5	11672	291,5-2-89-90,5	294	10038
Bayer. Hypo	570-0-61-568G	572G	1180	565-8-5-567	574	2092	565-7-5-567	575	583	566-72-66-568	570	2060
Bayer. Vbk.	520-0-0-525G	521	561	521-8-0-525	524	7319	519,5-27-14-527	524G	972	521-7-12-527	525	2383
BMW	608-8-3-605G	611	1134	605-8-0-607	612	8370	607-7-1-601	613G	750	613-3-02-607	611	4373
Commerzbk.	311-15-11-313G	318	15528	311-3,5-1-311G	325,5	70569	315-5-2-313,5	319	15317	314-4-0-312,5	317	20092
Conti Gummi	320,5-6-16-317G	321	4582	318-8-5-315	321,5	17758	317-7-7-317	321	3673	324-4-16-318	325	2832
Daimler	1210-25-08-1220G	1235G	3390	1215-24-05-1225	1244	11020	1205-20-05-1220	1232	2979	1233-3-05-1225	1234	1839
Dt. Babc. St.	194,5-4,5-4,5-4	196G	501	191-4-1-192	195	1847	197-7-7-197	198	478	191-1-1-191	197	280
Dt. Babc. Vz.	186-6-6-186G	188G	113	184-4-4-184	189	470	–	–	391	188B—188B	189	–
Dt. Bank	777-86-71-781,5	787	23708	775-85-71-780G	787	31557	777-85-72-783	786	10074	777-84-70-781	787	5544
Dresdner Bk.	402-40-398-398	409G	8462	398-400,5-397-8	408	36795	402-2-398,5-99	409	10850	403-8-398-400	419	5030
FAG Kugelf.	545-2-0-540G	548G	409	545-3-40-540	549,5	3924	–		250	552-2-40bG-545	553	976
Feldmühle	298-8-7-297G	300	8301	295-5,8-3,5-5,8	298,1	5203	300-0-298-298	302	2895	300B-298-8-98bG	300	269
Hoechst	258,5-8,5-6,5-8	259,5	15742	256,3-9,5-6-6,5	260	27857	257-9-6-259	260	7640	258,5-8,5-6-258	259,5	7540
Hoesch	137-7-2,5-132,5	139,5	31989	132-2,8-2-132	138G	72564	134-4,5-3-133	139	5280	137-7-2-134	140	4006
Horten	225-5-2-222G	225G	1378	226-6-1-221	222,5	2342	225-5-3-223	227	913	224B-6-6-226	224	80
Kali u. Salz	290—	290	98	291-1-86-288G	290	1354	—289-9-289	292	285	285-7bG-5-287bG	291	370
Karstadt	437-7-2-433G	435G	1867	435-5-4-435G	435	9991	432-6-2-434,5	435	1005	432B-5-2-435	432	106
Kaufhof	—500G	500G	1660	495-7-5-497	497,2	5346	495-5-4-494	497	370	500B-495-5-495	503	2
KHD	206-6-4-206	212	5490	206-6,5-3,5-205	211	6654	208-8-8-208	216	2790	207-7,5-205	211	568
Klöckner-W.	73,8-3,8-3-73,5G	74G	2428	73,5-3,8-3-73bG	75	8224	73,5-3,5-2-73	74	5815	76-6-4bG-74	75	2181
Linde	780-90-80-785G	795G	699	780-8-50-788	797	70525	780-0-0-780	800	512	780-8-0-782bG	800bB	594
Lufthansa St.	185-5-5-186G	186G	301	180,5-3-0,5-183	185	659	–	–	364	185B-2-2-182	185	96
Lufthansa VA	164G-4-4-164G	165G	109	163-4-3-163	165	2373	165-5-5-165	165	581	164-4-2-162	169	145
Mannesmann	165-6-3-164	169,5	52808	165-5,5-3,5-3,1	167,8	46974	166-6-4-165	169	6848	167,5-7,5-4-166	169,5	11688
MAN St.	241,5-1,5-231G	241G	1593	233,5-3,8-0-230	239	18138	238-8-7-237	243	200	—244-32-232	242bG	2070
MAN Vz.	195-5-90-190G	195G	1499	193-3-188,2	–	5480			2080	190G-89-89-189	190	235
Mercedes-H.	1100G-0-1090-0G	1110G	732	1085-95-80-1093	1105	1380	1095-5-1095	1114	35	1110-0-100-1100	1100	145
Metallges.	325-5-5-324G	330G	1486	321-8-1-328	330	2007	–		108	—335B	345bB	1
Nixdorf	703-3-695-696G	704G	7886	700-0-694-696G	706	29902	699-700-695-698	710	966	701-1-695-698	710	2692
Preussag*	209-13-09-213	211	9760	210-14-10-213G	209	4660	209-13-09-213	209	2715	205-13-05-213	208	819
RWE St.	200,5-0,5-00,5G	201,5G	6642	201,5-1,5-199-9	202,5	12596	201bG-1-0-201	203	3617	202-2-0,5-202	203	853
RWE VA	200-0-198-200G	201	7633	199-200-200	200	1959	200-0-0-200	200	1041	200-0-0-200	200	719
Schering	—615G	615	6882	608-8-6-606,5	613	12022	610-0-05-610	613	748	611-1-06-607	612bG	4873
Siemens	674-4-68-671G	677	11510	672,5-74-66-670	679,5	35507	671-2-67-671	677	6180	673-5-66-672	678	20112
Thyssen	145-6-2,5-145	145,5G	42043	144-5-3-144,5G	145	34008	145-5-3-145,5G	145,5	5659	146-6-3-146	144,5	11360
Veba	282-3-0-283,5G	283,5G	21007	281-2,5-0-283G	283	14999	283-4,5-79-84,5	284	2564	283-3,5-0,5-3,5	284bG	7594
VEW	152,5-7,5-2,5-2	152G	582	151-2-1-151G	152,2	228	152bG-2-2-152	153	200	153G-2-1bG-51bG	155bG	857
VIAG	160,2-0,5-0-0,3	161G	6471	161—160,1	160,7	6211	*	*	2213	161-1-58bG-58bG	159bG	663
VW	474-4-70-472,5	476	20257	470-4-69,5-473	475,5	19430	474-4-70-473	478	1896u	472bB-4,5-0-473	477	19153
Philips**	46,4-6,4-46,4	46,4	3556	46,4-6,6-46,2	46,6	12198	46,9-6,9-46,3	47,3	10558	46,5-6,5-46,5	46,4bG	1145
Royal D.**	177,5-7,5-177,5	–	3503	177,9-7,9-177,1	180	6378	177,5-7,8-177,8	183,4	2378	177,5-8-7-178	178bG	1057
DM-Total: In 1000 DM			133591			271209			58605			67455

Aktien-Umsätze

Düsseldorf	**29.9.**	
Allianz Vers.	2105	1244
Girmes	2697	1406
Gold	1666	131
Henkel	2675	1594
Hussel	446	429
IKB	47	125
Trinkaus	515	1471
Varta	1271	1351
Unilever	450	4690
Zanders	967	1867
Frankfurt	**26.9.**	
Allianz Vers.	6008	3726
Altana	5885	3096
Asko	6604	6025
BBC	1290	1627
BHF	9510	11403
Contigas	452	668
Degussa	9850	2610
DLW	2213	1421
IWK	1945	1667
Varta	2475	1180
Hamburg	**29.9.**	
Allianz Vers.	1112	510
Beiersdorf	929	992
Betola	368	93
Br. Vulkan	16831	21043
HEW	1140	1102
Hussel	64	540
Phoenix	3542	989
Reichelt	0	822
Salamander	–	–
München	**29.9.**	
Ackermann	1780	1157
Allianz Vers.	311	1927
Dierig	44	58
Dywidag	305	197
Energ. Ostb.	114	160
Isar-Amper	13	21
Münch. Rück	305	344
PWA	1241	4167
Salamander	30	25
Südchemie	24	–

Inland

		29.9.	26.9.
H	Aach M Betl. 12,5	2300	2350
H	Aach. M. Vers. 7	1960	1960
D	Aach. Rück. 9	2450	2550
D	Aseag *4	390T	390T
M	Ack-Gögg. 8	160	161
H	Adca 3	184	189
D	Adler 12+16	295T	290G
F	AEG 0	307	310,5
D	AEG KABEL 9	420G	420G
S	Aesculap 9	400	402
F	AGAB 5	161	163G
D	Agrippina *0	3700	3700G
M	Agrob *0	190bB	190bG
M	dgl. Vz.* 0	141,8	141
M	Aigner 0	259,8	259,5
M	Akt. Kaufb.*18+2	1050G	1050bG
H	Agiv 10	435G	435bG
H	Albingia 8+2	1610G	1650G
D	Alexanderw. 0	114bB	113,9
Hn	Allerthal*0	190G	190G
S	Allg.Re.**6,3	4900TB	4900TB
S	dgl.NA**6,3	4050	3950TG
S	dgl.35%E.6,3	6651bG	6651
D	Allianz Leb. 9	6400	6515
D	Allianz V. 10	2200	2340
S	Allweiler St. 8	295G	305G
S	dgl. Vz. 9	210G	210bG
F	Altana 10	404	408
F	Andreae-N.Z. 4	215	224
F	Asko 10	1642	1636
F	dgl. Vz. 11,5	1580	1520
H	Audi NSU 4	670	650
M	Augsb. Kg. 2+1	122bG	122,2
D	AVA	1440	1425
S	Badenwerk 6,5	175	182
F	Bd.Württ.Bk. 12	628G	636G
D	Balcke-Dürr 3	301G	301G
F	Bankg.v.1899 *14+2	790	795
D	Banning ** 0	740G	760G
H	BASF 10	272,5	275
H	Bavaria 3	205bB	205
D	Bayer 10	290	294,5
F	B.Br.Sch.-J. 0	220	228G
M	Bayer. Hdlb. 11	445bG	442
M	Bayer. Hartst. 6	500G	500G
M	Bayer. Hypo 12,5	570	575bG
M	Bayer. Lloyd 5	330TG	340
M	BMW 12,5	606	608
M	Bayer. Vbk. 12,5	525	525
H	Beiersdorf 10	615	620
F	BHF-Bank 12	497	504,5
F	Berl. Bank 6	225	227
B	Berl. Kindl 5	152,5	153
D	Bertelsmann Gen.	222	223,5
B	Belaria 5	135	136
B	Berthold 0	164,5	162
S	Bill.+ Berg. 9	210	225bB
F	Binding 8	374	376bG
F	dgl. Vz. 9	390	385G
M	Blattmetall 6	380bB	381bG
D	Boch.Gels. Str. 0	185bG	182bB
S	Boss 0	2475	2480
M	Brau. Amb. *0	900B	900G
F	Braun Vz. 36,5	1111bG	1111G
H	Br.H.Hypo 11	–	535G
Hn	Brech.Jute *0	97G	98G
H	Breitenb.-C. *28	645G	645G
H	Br. Straßb. *0,5	390T	380T
H	Br. Vulkan 0	145	155
H	Br. Wollk. 10	260,5	265
F	BBC 7	303	306
S	BSU Textil 30%	1555G	1455G
D	Buckau-W. 4,1	125G	123bG
D	Buderus *13,9	512bG	512bG
M	Bgl.Br.Ing. *12	910G	905G
S	Bgl.Brh.Rav. *0	370B	370B
F	Brillantleuchten	182	182
S	Calw D. **24	730B	730B
F	Cassella *15	860,1	860,1
F	Ceag 5	262	260
D	Colonia Vers. 6	650xB	660bB
D	Commerzb. 8	314	321
D	Cobt.Reste*0 RM	15,3G	14,6G
F	Cobt.Genußsch.	120,1	120,5bG
D	Conc. Chem. 4,5	262bB	261,5
B	Conc. Spinne * 0	610G	615bB
D	Contigas 8	335	347
D	Conti Gummi 5	315,2	322,5
D	Dahlb. St. 7,75	262	265
D	dgl. Vz. 14,75	401	400G
S	Daimler 12+2,5	1211	1232
M	Deckel AG 6	221,8	222
F	DG Bank Gen. 8,5%	113,6	113,6
D	Dt. Atl. Tel.10	760G	760G
D	Dt. Babcock St. 3	194	197
D	dgl. Vz. 3,5	186	188,5
F	Dt. Bank 12	776	788
D	Dt. Centrboden 12	860	835
D	Dt. Conti Rück 0	4000G	3900G
D	dgl. NA 0	970G	970G
F	Dt. Eff.+Wbt. 12	590bB	590
F	Degussa 10	478	492
H	Dt. Hyp. H.-Bln. 9	–	340B
H	Dt.Hyp.F.-Br.10+2,5	–	713
Hn	Dt. Spezialgl. 10	462	465
F	Dt. Steinz. *6	315G	320
H	DeTeWe 9	610bB	600G
F	Dt. Texaco 5,3	250	245
D	Didier 7,5	259	243
F	D.bl. Quellen 7,5	385bB	390B
D	Dierig Holding 4	152	153G
D	Dittm. & N **80	7400G	7400G
D	DAB 0	95,1	98bB
S	DLW 11	459	450
H	Doag 5	305,5	320
D	Dm. Ritter 7,7	265	265
D	DUB-Schulth. 7	300bG	300G
D	Duewag 4	215T	219G
D	Dresdn. Bank 10	400	411
F	Dt. Pfandbf. Gen.	104,1	104,1
D	Dyckerh. Z. St. 4	265T	278
D	dgl. Vz. 4	260	268
F	Dywidag 6	204	195,5
D	Edelst. Witten *10	308G	308G
F	Eichbaum-Br. 5	180bB	173G
D	Eisb. Verk. 10	260G	260G
H	Elbschloß 0	310bB	310G
M	ELECTRO. 2000 20	575	585G
M	En. Oberfr. 6	300	295
M	En. Ostb. 6	220bG	220bG
B	Engelhardt 7	262G	265
D	Enka 9	332G	333
M	Erlus 10	380bB	380B
M	Erste Kulmb. 9	1965G	1965bG
M	Escada	969	961
S	Essl. Masch. *6	410G	410G
M	Esterer **0	495B	495B
D	Farb. Liqu.*RM 0	9,6	9,9
F	FAG Kugelf. 2,5	540	551
D	Feldmühle Nobel 5	297	300
D	Felten & Guill.	151	153,2
F	Flachglas 9	314,9	314,9
D	Ford *0	950TG	950TG
B	Forst. Ebn. *4 %	5100bG	5100bG
M	Fr. Oberl. Wk. 5	228bB	228B
F	Frankf. Hypo 12	1250G	1250bG
F	Frankona R. 6	950bG	950bG
F	dgl. NA 6	638	640
F	dgl.50 % E. 3	681	681
F	Fuchs Petrol St. 4	181	184
F	dgl. Vz. 5	165	168
H	Gestm. Bk. 3	195bG	199
M	Gehe *8	220bB	224bG
D	Gelsenwasser 6,5	183	189,5
D	Gerresh. Gl. 7,5	221	217
F	Gestra 7	192,5bG	192,5bG
D	Gildem. 0	149,5	155
D	Girmes 0	147	147
D	Glas & Sp. *11	300T	304xD
D	Goldschm. 9	243	251
M	Glw. Frk. *10	325G	325bG
F	Grünzw. H. 2	164	167
H	Guano *8	410G	410G
M	Hacker-Psch. 23,3	1325	1325G
H	Hageda 0	137bG	137G
D	Hagen Batt. 7,5	240	239,5
H	Hall.-Maurer *0	ausg.	ausg.
H	Hb.Hochb.*4+0,64	90,5B	91
D	Hamb. Berg 7,5	232G	231G
H	HEW 5,5	119	119
H	Hdl. Lüb. 9	622	625bB
Hn	Hann. Papier 6	246	250
H	Harmstorf 0	ausg.	ausg.
D	Harpener 11+1	291	300
F	Harim. & B.St. 6	3200B	3250G
F	dgl. Vz. 6	1650	1680bB
M	Hasen-Bräu 9	1025B	1025B
S	Heidelb. Zem. 7	745	730G
M	Heilit & W. 5	274,5G	274,5G
D	Hein, Lehm. *6	280bG	280bG
D	Heinr. Ind. *16+2	621	622
D	Henkel 3	433	435
F	Henninger 2	155,2	157,5
B	Herlitz 0	170	175
B	dgl. Vz. 0	161,5	160
B	Hermes 8	810G	810G
S	Hesser *14,5	515G	515G
D	Hindr. Auff. *7	211G	211G
D	Hochtief 10+2	1026	1080
D	Hoechst 10	257,5	262
D	Hoesch 5	133	141
M	Hofbr. Cbg. 2	408G	408
D	Hoffm. St. 29	280T	270
S	Hohner *0	148bB	148bG
H	Holsten-Br. 6+1	330,1	330
F	Holzmann 10	570	571
D	Horten 0	225	224
B	Hw. Kayser *12	310	316
D	Hussel 8,5	597	584
M	Hutschenr. 10	540	550G
H	Hypo Hbg. 10+2,5	595	620
D	IKB 7,5	289	287
S	IWKA 5	285	288
M	Isar-Amper 8	352bG	355bG
D	Isenbeck 4,75	196G	196G
D	IVG ab 14.Okt.86	–	–
H	Jacobsen *8	830T	830T
H	Jute Bremen 4	172	175
D	Kabelmetal 5,5	150	151
D	Kali Chemie 12	405	405
D	Kali u. Salz 7	290	292
D	Karstadt 7	430	432
D	Kaufhof 7	500	500
B	Kempinski 6	585	590
D	Keramag 4	244bB	243,5
F	KSB 6,5	170	170
F	dgl. Vz. 7,25	157	155,1
Hn	KWS 8+2	515	515
D	KHD 9	205	210
D	Klöckner-Wk. 0	73,5	74
M	Knürr-Mech. 8	319,9	319bG
D	Kochs-Adler 9	285bG	285bG
D	Köln-Düssd. *16	530G	525G
D	Köln. Rück. *18	1950	1998
B	Kötitzer *50	2900	2800bG
B	dgl. Vz.	2800B	2790G
S	Kolb & Sch. 4	153bG	153
S	Kolbenschmidt 8	285	296
F	Kr. Rheinf. 6,5	250	250
S	Kraft Altw. *14	515	520
M	Krauss-Maffei *16,1	1250G	1230G
D	Kromschr. 11	299	290bB
M	Krones 10	640	645bG
D	Krupp-Stahl *0	132	135
H	Kühltr. *0	507rG	485rG
D	Küppersb. *0	309	304
D	KKB 12	660	680
F	Kupferberg *9	970B	970B
F	Lahmeyer 10	795	795
D	Langenbr. 10	980G	980G
D	dgl. Vz. 10,5	800G	800G
F	Ldw.Rentenbk Gn	105,2	105,2
F	Lech Elektr. 7,5	537	543
D	Leffers 7,5	425T	434
D	dgl. 8,5	399	400
B	Lehmann 0	140,5G	141bB
F	Leifheit 12	506	510
M	Leon. Drahtw. 12	716,5	725
F	Linde 11	783	790
Hn	Lind.Gildebr. *13	1030B	1040
M	Löwenbräu 8+1,5	1230	1245
D	Lufthansa St. 3,5	185,5	187
D	dgl. Vz. 3,5	164	167
D	Magd. Feuer 7,5	830bG	800xB
H	Maihak 44	560bB	550T
F	Mainkraft *15	505	520
F	MAB 7,5	340T	345G
F	dgl. Vz. 7,5	339	330G
D	Mannesmann 6	165	172,5
F	Mannh. Vers. 8	851	860
H	Markt & K. 8	208G	210
F	MAN St. 5,8	233	243,5
F	dgl. Vz. 5,5	188,5	192
F	MAN-Rol. 20,2	617	600G
F	Massa	534	539
S	M.Mühl.Weing. *0	330	335TG
D	Mauser 0	81,5	81,5
F	Mercedes 10,5	1085	1105
F	Metallges. 6	325	339
S	Met. u. Lack 0	95bG	97,9
S	Mileg 6,5	465G	465G
F	Moenus 0	113,5	115,5
F	Monachia 5	3090	3090T
Hn	Möhl. Rün. 3	128	125G
M	Mü. Rück. Inhab. 9	2750bB	2800bB
M	dgl. 50% E.*9	2450	2400
M	NAK Stoffe 0	182bG	184,5bG
S	Neckarw. Essl. 7	231	230
M	N. Bw. Hof 8	358,5	350
M	Niedermayr *0	238B	238G
D	Nino 4	126	127
D	Nixdorf 10	696	705bG
H	Nordcement 6	170bG	177
H	Nord. Steing. 5	170	174
D	Nordstern A. *12	2280G	2280G
D	dgl. NA *18	2100G	2100G
B	Nordst. Leb. *20	8200T	8200T
F	Oberland Glas	227	229
H	Old. Ldbk. 8	335	335
D	O & K 0	140	143
H	Otavi 3	105bB	110G
F	PWA 7	227	230,5
F	Parkbräu *5	350G	350G
M	Patrizier-Br. 0	404	405G
M	Paulaner 34	1785G	1785G
D	Pegulan 8,5	209G	209G
D	dgl. Vz. 9,5	216G	216G
F	Pfälz. Hypo 10+5	750bG	742
F	Pfaff 7	239,5	236
D	Philips Kom. 10+6	990	995
H	Phoenix G. 4,5	227	234
F	Pittler Masch. 0	129	128
S	Porsche 16+2,5	1029	1011
M	Porz. Waldsb. 0	195bG	195bG
H	Preussag 8	211	210
S	Progress 8	186	197
M	Puma	802bG	830
M	Rathgeber *8	455bB	455B
D	Rav. Sp. *0	295G	295G
F	Reichelbräu 0	510G	520G
H	Reichelt 0	96G	93bG
S	Rheinel. 11,5	1135	1130
F	RHEINHYP 10	640	640
D	Rhein. Textil *6	270G	270G
D	Rhein. Boden 6,5	274,8	279,5
D	RWE St. 8	200,5	203
D	dgl. Vz. 8	199,8	200
D	RWK 0	545G	545G
D	Rheinmetall 7,5	393	400
D	Rheinmetall Vz.8,5	327	333
D	Rhenag 7,5	380	380
Hn	Ried. d. H. *22	850	865
H	Rinz. Sth.A **0	1100G	1100G
H	dgl. Lit. B **0	610bG	610G
F	Rosenthal 7,5+1	379bB	379
H	Ruberoid 2,5	840G	840G
D	Rütgers 8,5	390	390
S	Salamander 8	334	340
H	Scheidem. *5,1	280B	280B
D	Schering 12	606,5	613
D	Schiess 0	280T	295
M	Schlenk 5	230G	230G
F	Schiqu.H.*14	605G	605bG
F	Schmal.-Lub.7,5	168	168
D	Schub. & Salz 0	175T	183G
S	Schw. Zellst. *4	180	175bG
H	Securitas *10	1755G	1761bG
S	SEL 10,5	442	443
F	Seitz Enz. N. 3	175G	175bG
S	Sekt. Wach. *8	965rG	955
H	Siemens 12	670	678
F	Sinalco *13	531G	531G
D	Sinn 7	385	398
F	Sinner *12	540G	530,1
M	Sixt	400	401
H	Sloman Nept.*0	70G	70G
M	Sp. Kolben. *10+5	1090B	1098bG
S	Sp. Pfersee *20+30	1210	1200G
B	Springer Verlag 6	590,5	585,5
D	St. Bochum *6,67	233G	233G
H	P & S *0	175G	175G
D	Stern-Br. 0	167	170
D	Stinnes *18	599G	599
B	Stock 1,92	–	–
D	Stöhr 7+2	175bG	180
D	Stolb. Zink 5	670T	680T
D	Stollwerck 7	425	430G
D	Strabag 8	184	186
M	Stumpf 0	136bB	135G
M	dgl. Vz. 2,5	150G	150
S	St. Böckerm. *0	215TB	220TB
S	St.Hofbräu 9+5,5	685TB	695
S	dgl. Vz. 10+5,5	485TB	495G
M	Stürtz 80	21500TG	21000TG
M	Süd-Chemie 12,5	615bG	617B
M	Südboden 11	580bB	580
S	Südz. 10	358	360
M	Technocell	167,5bG	165,5
B	Temp. Feld.*4	1120G	1120
B	Terr. Rud. **9	2210T	2210T
D	Terrex Rumpus 6	128	124
Hn	Text. Z. Vz. 6	175G	175G
D	Thüga 8	480	488G
F	Thuringia 10	1430G	1430G
D	Thyssen 5	144	145
D	Thyssen Ind. 3	114	117,5
F	Traub	340	343
D	Trinkaus u.Burkh. 4	400	400
H	Triton-Belco 2	98,5	97,1
M	Triumph-Adler 0	276G	276bG
F	Tucher Bräu 0	305	302G
M	Überl. Ufr. 6	319	315bG
H	Üstra Hann. Verk. 1	988	988
F	Varta 8,5	330	338
F	VDO 6	300,5	308
D	Veba 10	281	284
F	Veith-Pirelli 6	625	615
M	V. Aa.-Bln.*18	4100G	4100G
M	dgl. NA *18	2950bG	2850
S	V. Alt.u. Str. *0	236G	236bG
F	VDM *6,666	330G	330G
F	V. Dt. Nickel *7	196	192bG
D	VEW 6	152,5	152,5
S	Ver. Filz *0	294G	294G
F	VGT 5	235G	231
H	V. Kammgarn 0	75	76
M	V. Kunstm. 5	170G	170G
D	V. Seidenw. St. 3,5	220	224,5
H	V. Werkst. 0	290T	290T
H	Vereins-Westb. 12	446	450
M	Vbk.-Nürnbg. 12	667bB	653
D	Viag 5	160,2	161
D	Vict. Leben *18	7500	7290
D	dgl. 50% E. *9	6025	6055
F	Vögele 0	116	112bG
M	Vogtl. Bwsp. 8	270B	258G
D	VW 10	473,5	478,9
M	Wanderer *12+1	740bB	747bG
D	Wedag 3	124G	124G
F	Wella 9	750	730
D	Westag & Get. 0	100	100
F	Wickrath *6	280G	280G
S	Walld. Wall 0	134G	134G
S	Württ. Cattun 14	680bB	680TB
S	Württ. El. 8	255G	255G
S	Württ. Feuer 9+1	1570	1595
S	Württ. Hypo 12	800G	800bG
S	Württ. Lein *18	1700B	1700B
S	WMF 0	175,1	175,1
S	dgl. Vz. 3	141	145G
S	Württ.Bd.Vers.*20	2750G	2750G
M	Würzb. Hofb. *8	320B	320
F	Ymos St.	197	198
F	dgl. Vz. 6	187	195
M	Zahnr. Renk. 7	215	212bG
D	Zanders Feinp. 7,5	315	325bG
S	Zeag Zement 10	410	417
S	Zeiss Ikon *10	475rB	475TB
M	Zucker & Co. *0	370TB	383B
S	ZWL Gr. & Bet. 8	380bB	380G

Freiverkehr

F	ADT 0	89	89,9
Br	ADV 3,25	355	380bG
Hn	Allbank 3	313G	315B
F	Alldephi G.7,875%	135,5G	137
F	dgl. 86 7,875%	97,5	97,5
Br	Aqua Signal	133,5	133bG
S	ATB	122bG	122
H	Autania 10	402	405T
F	Bad. Salzschl. *0	800G	800G
M	Bay.Wasser Vz.6,4	160bB	160bB
M	dgl. Na. 6,4	168G	168G
Br	Bkv. Bremen 6	267bG	267G
D	Bw. Gronau **6	500G	500T
H	Bau-V.Hbg *2,56	653	653
F	BBC Genußsch. 11,2	255G	255G
F	Behrens J.F. 0	125,5	127,5
B	Bergmann 8	485	485
B	Berl. El. Bet 12,5	858	865
S	Br. Cluss 5	315G	320G
Hn	Br. Feldschl. **77	5150G	5150G
F	Br. Moninger 0	163G	165
Hn	Brschw.M. 0	187	185G
Br	Brem. Lager 4	85,5	85bG
Br	Brem. H. Els. **0	2800T	2800T
D	Babcock BSH *6	610T	610T
Hn	Ch. Oker *8	1050G	1050G
B	Chem. Brockh. 8	470B	470
D	Colonia Leben *14	5650G	5650G
H	Deime 5	160T	160G
F	Dt. Beteiligung	185B	184,9
H	Deutscher Ring	1808B	1808B
S	Dinkelacker 9,5	970G	975
D	Dol.-Basalt *10	580G	580G
D	Dorst. Masch. *0	410T	410T
H	Drägerw. Vz. 8+1	513	513
H	dgl. Gen. 8+1	236	235bG
Hn	Einb. Br. 10+1,5	465	462
D	Eisen u. Hütt. *20	314,9	305bB
H	Elkraft 0	79,2	78,2
Br	Elsfl. Werft 0	79	80
B	Eschweil. Berg *0	72G	72,5
H	Euro-Kai 3,5	61,5	62
F	Gamy 7,5	185	193
D	Gerr.AG * 2,56	905bGr	880G
M	Genn. B.W.*3,84%	192	180bGr
M	dgl. Vz. *3,84%	185TG	170bGr
B	Greschwitz *4	490G	490G
B	Günther *0	550T	525T
Br	HAG GF 0	235	236G
H	Hanke-B. 12+1	855T	843
H	Hbg. Getr. 3	83	85
H	dgl. Vz. 3+2	72,7	72,9
H	Hapag-Lloyd 3	115	116
F	Hartmann P. 6	345T	350B
M	Heg.+Glas.4	214bG	215B
F	Hägers 0	134B	135B
Hn	Hofb. Wolt. *12	660G	650G
F	Hornschuch 5	135G	135G
Hn	Ilmebahn St. 0	400G	400G
Hn	Ilmebahn Vz. 0	410G	410G
D	Kampa-Haus	423,5	420
F	Kotz Werke 0	185	190
S	Knoeckel 6	186	186bG
F	Koepp 3,5	185G	190B
M	Kraftw. Haag *20	1500TG	1500TG
H	Kühlhaus *16+4	550T	550T
F	KKK St. 8	715G	715G
F	dgl. Vz. 8,5	635G	636
D	Lahnkering 7	230	221
F	Maingasw. 5,5	247rB	251G
M	Markt & Technik 11	630bB	642bGr
F	MCS Modul 7	480	479B
Hn	Meinecke *24+6	1260G	1270
S	Moto Meter 6+1	250	250
M	Nebelhornbahn 0	195G	195G
H	NY H. Gummi 0	65	66
H	Norddt. Hypo 4	250	246
H	Oelmühle 10	245	244bG
Hn	Phywe *0	111	111,2
B	Pom.Zuck 10	1150T	1185T
D	Rösler 4	380T	390G
M	Rückforth St.	5TG	4,8TG
M	Rückforth Vz.	2,5bG	3TB
F	Schenck 6	346B	345
M	Schau+Wirth 9	358	366
H	Schichau Uw.0	105T	105
S	Schloßg. St. *24+3	1675G	1675G
D	Schumag 7,5	330bB	325,1
D	Schuschag *15	590TG	590G
S	Schwabenverl. *6	350G	350G
Br	Seebeckwerft 0	74G	74G
F	Sellwolff 0	26,9B	26,8
F	SGZ-Bk. Genuß	106G	106G
M	Solenhofer 0	2600G	2600G
B	Spinne Z. **87	2300T	2290T
S	Swd. Salzw. 10	390bB	390TB
H	Temming AG 1,5	169	175
H	Teut. Wald. A	950T	950T
H	dgl. B	550	550
F	Tomw. Wiesl. 3	355	348G
M	Triumph Int. 7,5	167G	167bG
M	dgl. Gen. 3,75	57G	57
M	Triumph-Inv. *10	215TG	215TG
M	VFS Vers. *0	479B	479B
Hn	V. Schmirgel *8+15	715G	715G
D	Vict. Feuer *18	3800G	3800G
D	dgl. 50% NA *9	3000G	3000G
B	Vogel Draht 20	780T	715
M	Vogt	401	404
D	Walther 13,5	395T	395T
D	Wasag *20	811bG	812bG
D	Wf. Kupfer *7	271G	271G
D	dgl. Vz. *9	–	–
D	W. Zellstoff 0	86	85,1
Br	Wilkens 0	188B	188

Ungeregelt. Freiverkehr

D	Akt. Br. Beckm. 5	410bGr	410T
M	Alpenmilch 14%	405B	405B
F	Allgussa *6	675B	680B
F	Alte Leipz. B**4,2	990B	990B
F	dgl.50% NA*3 C	1150G	1160
F	dgl. NA 3	800G	800G
F	dgl.50% NA C J.	1000G	1000B
F	Berl. AG Ind*4	480G	400G
D	Berl. Leben 9+3	6000B	6000B
D	dgl. 50% NA 4,5+1,5	4950T	4950T
M	Bernard **35	4200T	4200T
F	Bibl. Institut 0	390B	390B
F	Bürst. Kränzl.*0	215G	215G
F	Deere Lanz *6	144G	144G
F	Diskusw. 1	58B	58B
F	Dm. Hansa 0	240G	240
D	Garbe, Lahm. 0	141G	141G
F	Gas K'laut. 6	260T	260T
F	Georg A. 0	125G	125G
F	Gerling **80	5000T	5000T
F	dgl. NA 5	506G	506G
F	dgl. Vz. 5	480G	480G
F	dgl. Na.Vz. 4	506G	506G
D	Germ. Epe 0	90G	90G
D	Gladbach.Bt. * 12	515T	515T
F	Grossm. * 9	330B	330B
F	Hanfw. Oberu. *0	320T	320T
F	dgl. Vz. 0	290T	290T
D	Köln Verw. 3,5	1325TG	1325TG
D	Koenig & B. 6	–	–
D	dgl. NA. 6	375T	380TB
F	Langbein-Pfann. 8	210rG	214B
F	Masch. Fahr * 12	370G	370G
S	Mnbr.Oberk. 8+2	485,5	–
Hn	Nwd. Hefe *12	525G	520
Hn	Osn. Bierb. *6+2	355B	360B
F	Papier Weisu 0	105G	105G
F	Piper	90,5G	90,1
D	Rheinl. Vers.**24	1850G	1850G
D	dgl. Vz. *12	980TB	990bB
F	Rieb.Mont **1,13	145B	145G
D	Schoeller **12	638TG	638G
F	Schwab 6+1	434G	434G
D	Sportst.Betr. 0	100T	100T
F	Veritas G. 4	397	399
F	Westafr. Vict. 0	64,5	64,9

Unnotierte Werte

F	Global Nat **0	10,5	10,95B
D	H. O. Financial**0	–	9,5T
M	Inv. Propert Int.	22TG	22TG
M	Uac **0	0,5bGr	0,5bGr
M	Spaten-Br.** 22%	4960G	4960G
M	Tewidata	3bG	3bG

Ausland in DM

M	Abbott Labor	85	86,8
M	*AEGON*	83	84,5
M	*Ahold*	81,5	82,7
F	L'Air Liquide	220	215
D	Akzo	128	129
F	Alcan	64,1	65,1
F	Alcoa	75,5G	76
F	Alg. Bk. Nedld.	482	483G
F	All Nippon Air	12G	13G
F	Allied Corp.	82T	82,9
M	ALPS El.	24,2	24,2
F	Amax	29,2	30,2
F	Am. Cyanamid	154G	157G
F	*Ameritech*	271G	271G
M	AMR	117,5	115,2
F	American Brands	168G	168G
D	American Expr.	113G	115G
D	Am Motors	6,5	5,6
F	*Am. T & T*	46,6	47,28
F	Amro Bank	82,5	85
F	Anglo Am. Corp.	30,1	32bB
M	Anglo Am. Gold	15,5	15,9
F	Arbed	107	111,2
F	*ARICO*	243	243,8
D	Armco	13,7	14G
F	Asahi Chem.	10,5G	10,5xD
M	*ASEA*	100,8	100,5
F	ASICS	6,7T	7T
M	*Atl. Richfield*	116	114,6
H	Atlas Copco	64	64
M	Avon	67,1	68,2
D	*Baker Int.*	20,9	20G
F	*Bell Canada*	21,5	21,5G
F	Banco de Bilbao	95,4	89
F	Banco Central	61,7	60,2
F	Banco Hisp. Am.	36	34,8
F	Banco de Sant.	61,9	57,2
F	Banco de Vizcaya	115	112,5
F	Barlow Rand	9,6	9,7
F	BAT Industries	12,45	13
M	Baxter Trav. Lab.	31,1	31,8
M	*BBC*	1900bG	1950
F	*Bell Atlantic*	137	133
D	Bell Canada	56G	54,5
F	*Bell South*	117	116,5G
D	Bethlehem Steel	15,25	15,1
F	Black & Decker	32,5	33bB
F	*Boeing*	109,5	110
M	Bougainville C.	3,8	4
F	Bowater	9,05	9,1
F	*Bowater Inc.*	54T	55G
D	BP	19,5	20
F	*British Telecom*	–	–
F	*Broken Hill*	10,7	10,8
M	*Broken H. ADR's*	20,9	21bB
F	BTR plc	8,9	9,3
F	Bull	14,3	14
F	*Cdn. Pacific*	23	23,9
F	Canon	11,8	12
F	Casio Comp.	17,4	17
F	Caterpillar	79	82,5
D	Ch. Manhattan	74	77
M	Christiania Bank	57	57
F	Chrysler	73,5	75,2bG
M	*Ciba Geigy*	4350	4390
M	Citicorp.	101,6	102,5
F	Coca-Cola	70	71
D	Colgate	75,5	75,5
M	Commodore Int.	15,2	15,2
M	Comm. Satellite	70,8	71,7
F	Cons. Gold F.	16,5	16,55
F	Control Data	52,2	53,5
F	Copenhagen Hbk.	–	–
H	Courtaulds	–	–
M	CRA	9,05	9,2
M	*Crossair*	2080	2100
M	*CSR*	3,65	3,7
F	Daiei	18,5G	18,5G
M	Daiwa Sec.	29,2	29,8
F	Dart & Kraft	111G	113,5
M	De Beers Cons.	15	14,9
F	Deere Comp.	48G	49,5
F	Delta Air Lines	88G	87,5
M	*Den norske Credit*	49,9	49
F	*Diam. Shamrock*	22,5	23
M	Digital Equipm.	184	190,5
M	Disney Prod.	79,4	80,1
M	Dome Petroleum	1,6bG	1,65
D	Dow Chemical	106,5	107
D	Dresser	36G	36rB
M	Driefontein Cons	53	53,7
D	DuPont	159	162,5
H	Dunlop	3,5G	3,5G
D	Eastern Air Lines	17,8	18
F	*Eastman Kodak*	108,7	109,2
F	*Eaton*	141T	139T
F	*Elektrolux*	84	84,5
F	Elf Aquitaine	ausg.	ausg.
F	Elscint	30G	30G
M	*Elsevier N.V.*	195	196,3
F	Emhart	65	66,5G
D	Ericsson	70,5	70
F	*Esselte Business*	61G	61G
D	Exxon	134,5	135
M	Fed. Nat. Mortg.	61,7	62,8
D	Fiat St.	71,9	72,9
D	dgl. Vz.	13,8	14,1
D	Fisons	16,3G	16,7G
M	Fluor	26,7	27,2
D	Ford	103,5	105
F	Fujitsu	12	11,5
F	*General Electric*	147T	148,5
F	General Mining	27,6xD	29
D	General Motors	140	141,5
D	Gevaert	294G	297
F	Goodyear	67	66,5
M	*Gist Brocades*	41,7	43
H	Grace	94	95
F	*Greyhound*	63G	64G
D	GKN	7,45	8T
F	Gulf Canada	20,7	20,5G
D	Halliburton	44G	43,1
F	*HCA Hospital*	77	77T
M	*Heineken*	148,6	154,2
M	Hewlett Packard	76,9	81,7
F	Highveld Steel	2,9	3
F	Hitachi	1415	1300
M	*Hoffm.LaRoche*	13000bG	13450
M	*Holderbank*	5250	5500
M	Holiday Inns	144,2	143,1
F	Homestake	58	59,4
M	Hongkong Land	3,6	3,6
M	*Hong.&Shang Bk.*	1,95bB	1,9
D	Hoogovens	51,7	52,5
D	Hughes Tool	16,1G	15,7G
M	Hutchison Wh.	46,6	46,5
F	IBM	275,5	276,5bB
F	ICI	31,5bG	30,9
M	*Impala Plat.Hold.*	22bG	22,6
M	Imperial Oil	67,3	69,1
F	*Inco*	26,6	27,1
F	Int. T & T	97	98,2
D	Istituto Fin. Ind.	42G	42G
F	Italcementi	115	115
F	Izumiya	23G	23G
F	Japan Line	1,25bG	1,25TxD
M	Jardine Math. H.	4,4bG	4,4bB
D	Jusco	20,3G	19G
F	Kawasaki Kisen	2,7	2,5xD
F	Kawasaki Steel	3,7	3,4xD
M	Kloof Gold Min.	16,3bG	17,25
F	Komatsu	6,75	6,75
D	*KLM*	39	39,1
M	*Kon.Dist. Bols*	138	142,5
M	*Kon.Ned. Fokker*	54,8	56
F	Konishiroku Photo	8,1T	8,5G
F	Kubota	5,5G	5,5G
D	Lafarge	425G	415
D	Litton Ind.	150G	151G
F	Lone Star	–	–
D	LTV	4,6	4,6
D	Marubeni	7G	6,8G
F	Marudai Food	11G	11G
D	Matsushita El.	23,6	21,5bG
M	McDonald's	120	120
M	Merrill Lynch	71,5	71
F	*McDonnell D.*	171,5	173,3
M	Medtronic	159,3	162
F	Mercury Sel.	69T	69T
F	*M.I.M. Hold.*	3,09	3,04
M	*M.I.M. ADR's*	6bB	6,1
M	Minerals & Res.	15,8	16,25
D	Minnesota M.	209	209G
D	Minolta Camera	9G	9,3
F	Mitsubishi Chem.	9G	9,1
F	Mitsubishi El.	6,8T	6,5GxD
F	Mitsui Bk.	14G	14
F	Mitsui & Co.	9,2G	9,2xB
F	Mitsui Engin.	2,2G	2,4
F	Mitsui O. S. K.	3,6G	3,6G
F	Mitsumi El.	15	15,5TxD
H	Mobil Corp.	74,5	74,5
F	Monsanto	138	136
F	*Montedison*	5	5,01
M	*Mövenpick Hold.*	7858	7980
F	Murata	28G	28
M	Nat. Nederl.	72,3	73
F	RJR Nabisco	95G	95G
M	Nat. Semicond.	18,2	18,4
M	*Navistar Int.*	14,4	14,8
M	NCR	94,8	94,2
D	Nat. Westminster	15,5	15,5
F	NEC Corp.	30,1	28,5
F	Nestlé	10500	10100
M	Nestlé Part.	1815	1805
F	Nichii	20T	20T
D	Nikko Sec.	26bG	24,9bG
F	Nippon Kokan	4,1	4,1
F	Nippon Shinpan	15,5G	16,3
M	Nippon Steel	2,9bG	2,9
F	Nippon Yusen	6,5G	6,6
F	Nissan Motor	7,8	7,5
F	Nisshin Steel	2,5G	2,5
F	Nissho - Iwai	6,8G	6,8
D	NL Industries	9,6G	9,5G
M	Nomura Sec.	46,5	44,3
M	Noranda	29,3	31,3
F	*Norsk Data*	59G	62
F	Norsk Data B	60	60,5
F	Norsk Hydro	41,2	42,1
F	Novo Ind.	315	315B
F	*Nynex*	128,7	128,7G
H	Occ. Petroleum	57,5	58
F	Oce v. d. Grint.	465G	473
M	*Oerlikon-Bührle*	1940	1960
F	Olivetti St.	25,9	25,5
F	Olivetti Vz.	13,5	13,5
F	Olympus Optical	13G	15G
H	v. Ommeren	31,2	31,3
F	Omron Tateisi	19,5G	19,5
F	*Pacific Telesis*	106,4G	108,4
F	Pakhoed	54	54,1
F	*PanAm*	10,8	10,8
D	Parker Drilling	7	7,2
F	*Parker Hannifin*	57G	55G
F	*Peko Wallsend*	8,1	8,25
M	Pepsi	53,4	56,1
F	Pernod	305	300G
F	*Peugeot*	535	540
F	Philip Morris	151,2	155
H	Philips	46,4	46,5
M	Pioneer El.	26	26,4
F	Pirelli	7,3	7,35
M	Polaroid	124,1	126
M	Prime Computer	39,6	40,5
F	Procter & G.	136,5	139
D	Ramada Inns	13,6G	13,5G
M	Ranger Oil	8,25	8
F	Reuter	–	–
F	Ricoh	10,5	10,5xB
F	Rio Tinto NA-St.	18,1T	19
F	Rio Tinto Kumm	17,5T	18T
H	Robeco	80,5	81,5
F	Rodamco	119G	120G
F	Rockwell	77,1G	80
H	Rolinco	73,5	72,5
F	Rorento	44G	44G
F	Rothmans Int	4	4,4
D	Rowan Cos.	8,5	8,8G
H	Royal Dutch	177,8	179,5
M	*Rustenb. Pl. H.*	25,2	23,9
F	*Saipem*	–	–
M	*Salomon*	78,6	79,6
F	Sanden Corp	8,35T	8
M	*Sandoz Part.*	2095	2080
M	*Santos*	5	5,15
F	Sanyo Elec.	5,15	5,15
F	Sanwa Bk.	17,5G	17,5xD
M	SASOL	3,6bG	3,6bG
F	*Schering Plough*	145	153
M	*Schindler Hold.*	3700	3750
F	Schlumberger	66,1	67
F	Schw. Alum.	750	750
F	Schw. Bankgesell.	6902bG	7050
F	dgl. Part.	270	270
F	Schw. Bankverein	640	650
F	Schw. Bankv. PS	551	555
F	Schw. Kreditanst.	4500	4500
M	Sears, Roebuck	81,4	87,1
F	Seiyu Stores	15,5G	15,5G
F	Sekisui House	20,5	20,5G
F	Selected Risk	69T	69T
F	Shell Canada	54G	54G
H	Shell T & T	28	27,5G
D	Singer	108	105,5G
F	Sna BPD	7,5G	7,31
D	Solvay	371G	372G
D	Sony Corp	41	41,5
F	*Southw. Bell*	214,5G	215,6G
F	Squibb	205G	205G
F	Standard Oil	90,5	97
F	Stanley Elec.	11G	11
F	Steyr-Daimler-P.	22,6	23,3
M	*Suchard*	9710	9600
F	Sumitomo	13T	12,5GxD
F	Sumitomo Heavy	3,7	3GxD
D	Sumitomo Metal	2,5bG	2,4bB
D	Sun	105G	105G
M	*Sunshine Mining*	8bG	8,8bB
F	*Sunstar Hold.*	1500G	1500G
M	*Svenska Cell.*	78,3	77,3
F	Swissair	1690	1700G
F	Tokai Kens.	13,1	12,7
M	Tandy	64,6	65,8bG
F	Taiyo Yuden	12G	12G
F	*Telefónica*	14,7	14,1
F	Tenneco	82,1	82G
D	Texaco	67,8	68,5
F	Texas Instruments	225,5	236
D	Thomson-CSF	495	485G
D	Thorn Emi	13,2G	13,7G
F	Tokyo El.	12,5	13GxD
D	Tokyo Pac	340G	340G
F	Tokyo Sanyo El.	5,1G	5,2
D	Toray	8,4G	8,4G
D	Toshiba	10,8	10
M	Toyota Motor	27,4	24,6
D	Trans World Airl.	51,7G	–
F	TRIO Kenwood	8G	8G
F	TRW	–	–
F	Tsumura Juntendo	23TxD	25T
D	UAL	115B	118T
H	Unilever	421	425
F	Union Carbide	44,5	44
F	United Techn.	85	86
F	*USX Corp*	47,5	48B
M	*US West*	109,7	108,3
M	Vaal Reefs Expl.	16bG	16,95
D	Vmf-Stork	75	76,5G
F	Volvo A	108	109
F	dgl. Nam B	109G	109G
M	Wang Labor	26	26,5
F	Warner Commun.	44,1	45
F	Warner Lambert	108	–
F	Wells Fargo	197G	200
M	Western Deep L.	84	86
M	*Western Mining*	5,6	5,75bB
M	Westinghouse El.	106,2	108,1
M	Weyerhaeuser	70,5	69,2
M	Winterthur Part	1419	1405
D	Xerox Corp	107	110,5
M	*Zürich Vers.Ges.*	9190	9400

D = Düsseldorf, F = Frankfurt, H = Hamburg, Hn = Hannover, B = Berlin, Br = Bremen, M = München, S = Stuttgart. Stücke in 50 DM, *Stücke in 100 DM, **abweichende Stückelung. Kursiv Pos.= ausl. Freiverkehr. Ohne Gewähr

---

Ein gnädiger Tod vollendete ein erfülltes Leben.

Johannes Warnemünde

* 25. Februar 1898 † 22. September 1986

In Dankbarkeit und Trauer

Elisabeth Warnemünde geb. Biederer
Herbert Warnemünde
Dr. Christa Bersch geb. Warnemünde
Ursula Cheng geb. Warnemünde
und Familie

2000 Hamburg 76, Blumenau 166

Die Beisetzung hat im engsten Familienkreis stattgefunden.
Bitte keine Beileidsbesuche.

Willem Grimm

* 2. 5. 1904 † 19. 9. 1986

Käthe Grimm geb. Franck
Margret Grimm geb. Tiemann
Michael Grimm und Katrin Stanschus
Klaus und Katrin Schlaich geb. Grimm
mit Sönke, Christoph und Johannes

Hamburg, Aachen, St. Augustin

Die Trauerfeier hat stattgefunden.

PROF. WILLEM GRIMM

* 2. Mai 1904 † 19. September 1986

In Dankbarkeit

Griffelkunst-Vereinigung Hamburg

Die niedersächsische Ärzteschaft trauert um den plötzlichen und unerwarteten Tod einer hervorragenden Arzt-Persönlichkeit, ihres Kollegen

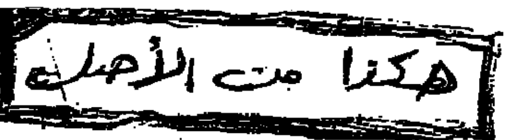
Dr. med. Rudolf Delius

Arzt für Allgemeinmedizin
Träger des Großen Verdienstkreuzes
des Niedersächsischen Verdienstordens und des
Verdienstkreuzes 1. Klasse des Bundesverdienstordens

Die niedersächsische Ärzteschaft nimmt in Ehrfurcht und Dankbarkeit Abschied von einem wegen seiner menschlichen Eigenschaften angesehenen Kollegen, von einem stets hilfsbereiten und von starkem und sozialem Verantwortungsbewußtsein erfüllten Arzt, der sich außerdem in fast drei Jahrzehnten ehrenamtlicher Tätigkeit als Vorsitzender und als Beisitzer in Vorständen und anderen Gremien der Ärztekammer und der Kassenärztlichen Vereinigung Niedersachsen auf Bezirks- und Landesebene sowie durch erfolgreiches langjähriges Wirken im Vorstand der Kassenärztlichen Bundesvereinigung um die gesundheitliche Sicherung der Bürger unseres Landes und um seinen Stand außerordentliche Verdienste erworben hat.

Hannover, den 22. September 1986

Ärztekammer Niedersachsen	**Kassenärztliche Vereinigung Niedersachsen**
Dr. med. Osterwald	Prof. Dr. med. Weinhold
Präsident	1. Vorsitzender des Vorstandes



Im Jahr 2000 wird es der Gast besser haben als die Gastronomen

Polarisierung des Angebots wird größer – Szenario-Studie zur Entwicklung der Branche

HANNA GIESKES, Bonn

„Die Zeiten der langweiligen Gaststätte gehen unwiderruflich zu Ende." Diese frohe Botschaft verkündet eine Szenario-Studie, die im Auftrag der Rüdesheimer Weinbrennerei Asbach am Lehrstuhl für Marketing der Universität Erlangen-Nürnberg entstanden ist. Die Wissenschaftler begründen ihren Optimismus so: „Die Erfolgreichen des Jahres 2000 werden von einer starken Dienstleistungsmentalität geprägt sein: Management und Mitarbeiter fühlen sich dem Gast verpflichtet."

Dazu bedarf es freilich einer Reihe von Voraussetzungen, von denen nur eine mit Sicherheit zutreffen wird: Der Wettbewerb in der Gastronomie wird härter. Von den anderen kann man das höchstens hoffen. So unterstellen die *Forscher ein* gesellschaftliches und wirtschaftliches Umfeld – ein jährliches Wirtschaftswachstum zwischen drei und vier Prozent, eine Arbeislosenquote von zwei Prozent und eine Wochenarbeitszeit von 32 Stunden –, in dem die Gastronomie gedeihen muß.

Sie schließen allerdings nicht aus, daß es auch anders kommen könnte: Bei einer Arbeitslosenquote von elf Prozent, realem *Kaufkraftschwund und sinkendem* privaten Verbrauch „wachsen auf den Balkonen der Städte Tomaten, Gurken und Radieschen". Wie es dann um die Gastronomie bestellt sein wird, lassen die Wissenschaftler offen – wohl in der zutreffenden An*nahme, daß der Leser sich dies selbst* ausdenken kann.

Sollten die Rahmenbedingungen der Branche auch im Jahr 2000 gewogen bleiben, dann werden es freilich nicht die Gastronomen besser haben, sondern die Gäste. Deren Wünsche an bestimmte Angebotsformen werden „noch spezieller", und damit verschärfe sich auch der Preis-Leistungswettbewerb in der Gastronomie, heißt es in der Studie.

So werde das Spektrum gastronomischer Betriebe im Jahr 2000 von einer deutlichen Polarisierung gekennzeichnet sein: „Individuell geführten Klein- und Mittelbetrieben stehen systemgeprägte Groß- und Kettenbetriebe gegenüber; Angebotsvielfalt in allen Preisvariationen konkurriert gegen ein straffes und systematisiertes Speisen- und Getränkeangebot um die Gunst des Kunden." Die Forscher schließen daraus zweierlei: erstens, daß die Lebenszyklen von Betriebstypen künftig kürzer sein werden als heute, und zweitens, daß in bestimmten Bereichen der Branche der Werbeaufwand dem vergleichbarer Wirtschaftszweige der Konsumgüterindustrie entsprechen *wird.*

Am schwersten wird sich nach Ansicht der Marketing-Experten die traditionelle Gastronomie – gutbürgerliche Restaurants, Speisegaststätten und Ausflugsbetriebe – auf ihrem Weg ins nächste Jahrtausend tun. Hier sei eine Ablösung des althergebrachten umfangreichen Speisenangebots – aus Konserve und Tiefkühltruhe – durch frische und saisonbezogene Spezialitäten gefragt; außerdem müßten diese Unternehmen, um dem Wettbewerb mit vielfältigen Schnellverzehr-Angeboten aufnehmen zu können, die Arbeitsabläufe sowohl in der Küche als auch im Service stärker rationalisieren. Und „um nicht zwischen die Mühlsteine zu geraten", werde der mittelständische Gastwirt *traditioneller Prägung im Jahr 2000* mit Kollegen sowohl auf der Verkaufs- als auch der Einkaufsseite kooperieren.

Nicht leicht wird es, so die Studie, auch die „getränkebezogene Kommunikations-Gastronomie" haben – zu deutsch Gaststätten, „urige" Bierlokale, Pubs, Bistros, Discos, Weinstuben, Bars und Vergnügungsbetriebe. Der mittelständische Pächter etwa könne den notwendigen Wandel nicht allein vollziehen – hin zu einem steigenden Speisenanteil am Umsatz, zum wachsenden *Unterhaltungsan*gebot und „weg vom ausschließlichen Biergaststätten-Ambiente". So werden im Jahr 2000 vor allem die Brauereien gefordert sein, die die betriebswirtschaftliche Beratung ebenso liefern müßten wie Speisen- und Getränkekartenservice oder die Werbeplanung.

Von den Diskotheken der Zukunft – „Bezugspunkte für die Flucht aus dem Alltag" – erwarten die Verfasser der Studie einen Trend zur höherwertigen Ausstattung: mehr Illusionstechnik, mehr Unterhaltung und mehr Atmosphäre. Dazu gehören auch „ruhigere Zonen zur Intensivie*rung der Kommunikation*", die heute in den meisten Discos wegen der Lautstärke der Musik entfällt.

Trotz steigender Anforderungen werde das Marktsegment „Kommunikations-Gastronomie" ein „Tummelplatz von Pionieren und Umsteigern" bleiben, vermuten die Erlanger Marketing-Experten. Ihre Begründung: In diesem Bereich rangieren kommunikative und psychologische Fähigkeiten „deutlich" vor Fachwissen, „und diese Entwicklung tut der ganzen Branche gut und verbessert ihr Image in der Öffentlichkeit."



Bierkneipen-Atmosphäre – im Jahr 2000 nicht mehr gefragt? FOTO: DIE WELT

Die größten Veränderungen erwarten sie im Bereich der Tages-, Handels- und Schnellgastronomie, „denn die Zeiten des kalten und sterilen Schnellimbisses sind vorbei". Im Jahr 2000 gebe es in diesem Marktsegment mehr leistungsfähige Unternehmen als heute, „die noch professioneller arbeiten", und auch der Lebensmittel-Einzel*handel mische kräftig mit. Das Nah*rungsmittel-Handwerk werde sich an diesem Markt ebenfalls tummeln.

Wachsende Bedeutung, wenngleich auch einen härteren Wettbewerb, prophezeihen die Forscher der Spezialitätengastronomie; es komme zu steigenden Angeboten nicht nur aus dem Mittelmeerraum, sondern auch aus Asien. Die größte Widerstandskraft gegen die Risiken des Wandels vermuten sie bei den Feinschmecker-Restaurants; dort werde es im Jahr 2000 höchstens noch nobler zugehen als heute.

Sogar die Werbung werde immer mehr verfeinert: „Die Meisterköche, Restaurantchefs und Sommeliers treten öfter im Fernsehen auf" – Paul Bocuse konnte das freilich schon in diesem Jahrzehnt –, und die Namen der Restaurants und Küchenchefs „gehören zum Allgemeinwissen der gebildeten Leute". Selbst im Service *wittern die Experten am Erlanger* Lehrstuhl für Marketing noch Veredelungs-Möglichkeiten: Im Jahr 2000 werde mancher „Maître de Restaurant" eine Frau sein, „denn immer mehr Frauen entdecken hier ihre berufliche Chance".

Mittelständisches Leitbild für die Handelsstruktur?

hg. Bonn

Die Bundesregierung will offenbar noch in dieser Legislaturperiode die Ansiedlung großflächiger Einzelhandelsbetriebe außerhalb der Innenstädte erschweren. In einem Referentenentwurf zur *Baunutzungsverord*nung aus dem Hause des Bundesbauministers Oscar Schneider wird vorgeschlagen, die bisherige Obergrenze von 1500 Quadratmetern Geschoßfläche auf 1200 Quadratmeter herabzuziehen.

Oberhalb dieser Größenordnung – sie entspricht einer Verkaufsfläche von unter 1000 Quadratmetern – werden „unerwünschte städtebauliche Auswirkungen" vermutet; sollte die Gemeinde, in der sich der Handelsbetrieb ansiedeln will, diese Vermutung als zutreffend einschätzen, kann sie mit Hilfe der Baunutzungsverordnung die Ansiedlung verhindern. Das größte Problem dabei ist der Inhalt des Begriffs „städtebauliche Auswirkungen".

Der Bundesbauminister versteht *darunter nicht nur Nachteile für das* Verkehrsnetz und in manchen Fällen „unzumutbare Lärmbelästigungen in Wohngebieten durch erhöhtes Verkehrsaufkommen", sondern auch und vor allem „eine Beeinträchtigung der vorhandenen Nahversorgung durch Läden, Handwerk und Dienstleistungen in den Kerngebieten"; dies treffe besonders ältere Menschen ohne Auto. Dahinter steckt die Vermutung, daß Einkaufszentren und SB-Warenhäuser „auf der grünen Wiese" den traditionellen Einzelhandel in den Innenstädten verdrängen; mithin müsse ihr Wachstum gebremst werden.

Das läuft auf einen Schutz des mit*telständischen Einzelhandels* in den Kerngebieten vor preisaggressiven Großbetriebsformen hinaus; damit verlassen die Protagonisten der Novelle den Boden der Städtebaupolitik und begeben sich auf fremdes Terrain: in die Wirtschaftsstruktur- und Wettbewerbspolitik. Das ist jedoch nicht Sinn der Baunutzungsverordnung.

Beim Deutschen Industrie- und Handelstag hält man das hinter dem Referentenentwurf stehende Konzept, eine mittelständische Handels*struktur gewissermaßen zum Leitbild* bei der Aufstellung von Bauleitplänen hochzustilisieren, für unangemessen: „Die Qualität der Versorgung hängt gerade von dem Zusammenspiel verschiedener Betriebstypen unterschiedlicher Größen mit *differierenden Angebotskonzepten* ab".

Im übrigen sei eine Verringerung *der Geschoßflächengröße* „nicht nur nicht nötig, sondern auch bedenklich". Nicht nötig deshalb, weil sich erstens bereits durch das geltende Recht Betriebe mit Geschoßflächen unter 1500 Quadratmetern verhindern ließen, und weil es zweitens keine Indizien dafür gebe, daß die Nahversorgung durch die Einkaufszentren an der Peripherie der Städte beeinträchtigt worden sei. So hat die *Industrie- und Handelskammer in* München vor kurzem festgestellt, daß es lediglich in acht von 2051 bayerischen Gemeinden keinen Laden mehr gibt.

Bedenklich findet der DIHT den Novellierungsentwurf, weil mit der Herabsetzung der Geschoßfläche „gängige Betriebsgrößen erreicht werden, die auch der mittelständische Einzelhandel benötigt". Am Ende siedeln sich im Nahversorgungsbereich außerhalb der Kerngebiete nur noch Discounter an, weil ein volles *Sortiment auf knapp 1000 Qua*dratmetern Verkaufsfläche in einigen Jahren gar nicht mehr unterzubringen sei. Ob man dies im Hause Schneider bedacht hat?

Ausländer werden verstärkt auf ihren Märkten angegriffen

Thyssen Edelstahl investiert in die Vertriebsaktivitäten

ERWIN SCHNEIDER, Bonn

Mit einer weiteren Offensive auf den internationalen Märkten will die Thyssen Edelstahlwerke AG (TEW), Krefeld, dem verstärkten internationalen Wettbewerb begegnen. Denn ausländische Anbieter haben in der Bundesrepublik in den letzten Jahren *erhebliche Marktanteile gewonnen*, erklärte Vorstandsvorsitzender Prof. Karlheinz Rösener in Maurepas nahe Paris, wo die französische Tochter Thyssen Aciers Spéciaux S. A. ihren Sitz hat. Und der Importsog in den hochpreisigen deutschen Markt hält stetig an.

Seit 1980 hat TEW in die Auslandsaktivitäten 79 Mill. DM in Sachanlagen investiert, wobei sich die Zahl der Mitarbeiter in den 15 eigenen ausländischen Vertriebsgesellschaften, von gut 1000 auf fast 1300 erhöht hat. Insgesamt verfügt TEW über Vertriebsstützpunkte in 53 Ländern. Im Geschäftsjahr 1985/86, das heute endet, sind zwei neue Schritte in Angriff *genommen worden.* Einmal wurde bei einer Investition von 12 Mill. DM das Geschäft in USA am neuen Standort Carol Stream bei Chicago konzentriert, zum anderen eine Gesellschaft in Norwegen gegründet.

Das Geschäft der 15 Vertriebsgesellschaften, die im Lagergeschäft tätig sind, erreichte im Geschäftsjahr 1984/85 fast 775 Mill. DM, damit wurden in den letzten fünf Jahren fast 300 *Mill. DM zugelegt. „Wir sind der Mei*nung, daß wir mit unserer Absatzpolitik auf dem richtigen Weg sind, denn unsere Vertriebsgesellschaften haben sich zu einer wesentlichen Stütze für Umsatz und vor allem Ertrag entwickelt", erklärte Rösener.

Für das laufende Geschäftsjahr wird – bereinigt um Wechselkursveränderungen – ein Umsatzplus von rund neun Prozent erwartet. Einschließlich des Streckengeschäfts, das die Gesellschaften im Ausland vermitteln, erreicht das Umsatzvolumen mit rund 1,1 Mrd. DM mehr als ein Drittel des TEW-Weltumsatzes. Weitere 300 Mill. DM trugen die kapitalmäßig unabhängigen Vertretungen bei.

Zwar hat sich der Edelstahl in die*sem Jahr besser gehalten als der Mas*senstahl, aber nur das hochwertige Segment Rostfrei Flach läuft deutlich über den Planansätzen und damit sehr zufriedenstellend, wie Rösener erklärte. Auch bei den Werkzeugstählen sind die Absatzchancen gut. In diesen beiden Segmenten rangiert Thyssen Edelstahl auf dem Weltmarkt ganz weit vorne in der Herstellerliste. Beim Baustahl dagegen liegt das Minus zwischen 20 und 30 Prozent gegenüber den geplanten Zahlen. Für den Profilstahl sagt Rösener in der näheren Zukunft ein weltweites Desaster voraus.

In diesem Umfeld sieht sich TEW durch seine Konzeption gegenüber *den Wettbewerbern im Vorteil.* „Denn besonders bei den hochwertigen Edelstahlgüten spielt die kundengerechte kurzfristige Lieferfähigkeit eine bedeutende Rolle für die Wahl des Lieferanten," erklärt Vorstandsmitglied Tilmann Kömpel. Deshalb profiliert sich TEW in diesem Geschäft, das eine intensive technische Beratung erfordert, mehr und mehr als Anbieter von techni*schen Dienstleistungen.*

Die französische Tochter, die seit 1964 zu TEW gehört, hat mit rund 500 Mitarbeitern im Geschäftsjahr 1984/85 einen Umsatz von 700 Mill. Franc erreicht, vor zehn Jahren waren es nur 64 Mill. Franc. Im jetzt zu Ende gehenden Jahr wird mit einem Anstieg auf über 800 Mill. Franc gerechnet. Wie Rösener erklärte, wurden in Maurepas „seit jeher positive Ergebnisse erwirtschaftet."

Relativer Fortschritt

M. R. – Die Welt wußte – auch bevor Albert Einstein sie in einem neuen Licht sah –, daß manches relativ ist. Auch für den Fortschritt gilt das. Als der Fußgänger mit dem Fahrrad gesegnet wurde, nannte man das ebenso Fortschritt wie die Verdrängung der Pferdekutsche durch das Automobil.

Wie relativ das Fortschrittsempfinden auch in unseren Tagen sein kann, in denen ein technologischer *Rekord den anderen jagt*, zeigen zur Zeit die Werbestrategen für den russischen Automobil-Import Lada in ihren neuesten Anzeigen.

Womit lockt nun Lada den zweifelnden Käufer? Nein, nicht mit irgendeinem hypermodernen Schnickschnack, der so unwesentliche Dinge wie Fahrkomfort, Motorleistung, Benzinverbrauch, Umweltfreundlichkeit und ähnliches betrifft. Lada kann sich auch an den kleinen Dingen erfreuen. Da lesen wir, der Lada-Vertragshändler werde uns – und jetzt Originalton – „mit Freuden die variablen Kopfstützen, die Scheinwerfer-Wisch-Waschanlage, den elektrischen Zigarettenanzünder und seine (des Lada) anderen technischen *Finessen vorführen*". Finessen – kursiv geschrieben.

Kehren wir zum Vertragshändler *zurück*: „Dann wird er Sie (uns, die möglichen Käufer) auf den Luxus von Scheibenwischern mit Intervallschaltung, seitlichen Rammschutzleisten, Liegesitzen und einem beleuchteten Handschuhfach aufmerksam machen. Und es würde uns auch nicht wundern, wenn er Sie zu einer Probefahrt einlädt."

Kühn, der Mann – ist man versucht zu sagen. Denn man sollte bedenken, daß der Motor diesen Lada Nova Kombi GL „in weniger als 90 Sekunden auf 150 km/h katapultiert hat". Da ist man dann doch baff, für welchen Spottpreis das *Gefährt zu haben ist.*

Fortschritt und Luxus – alles ist halt relativ.

Bei den Kundenzeitungen weht eine frische Brise

Inzwischen fester Bestandteil der Einzelhandelswerbung

PETER M. REHBACH, Bonn

Im „Stamm", dem für Werbe- und PR-Leute unentbehrlichen Presse- und Medienhandbuch, sucht man den für eine bestimmte Mediengattung gültigen Oberbegriff im alphabetischen „Benutzungshilfenverzeichnis" vergebens. „Kundenzeitschriften" haben im „Stamm" keine eigene Rubrik. Die jüngste Ausgabe des „Etat-Kalkulator" von „creativ collection" dagegen verzeichnet immerhin 47 Titel, deren Geamtauflage monatlich nahezu 30 Millionen Exemplare erreicht. Tatsächlich liegt die Zahl der Kundenzeitungen und die von ihnen erzielte Verbreitung weit höher: Bereits 1970 waren etwa 140 Titel bekannt, die mit mehr als 60 Millionen Stück monatlich kostenlos an die Konsumenten verteilt wurden.

Der Zentralausschuß der Werbewirtschaft (ZAW) weist den Kundenzeitschriften „*heute* mehr denn je" eine entscheidende Kommunikatons- und Marketingaufgabe zu. Sie sind nach den Feststellungen des ZAW längst „ein fester Bestandteil der Einzelhandelswerbung."

Repräsentativen Untersuchungen *zufolge ist auch sicher, daß Kunden*zeitungen eine erstaunlich hohe Leser-Blatt-Bindung entwickeln und bereits bestehende Bindungen des Lesers – des Kunden also – an Produkte und sogar an die „Kundenblättchen" verteilenden Geschäfte fe*stigen: Von den meisten Einzelhänd*lern wird die Kundenzeitung in erster Linie auch als Instrument der Pflege der Stammkundschaft eingesetzt.

Direkte Imagepflege

Qualitativ, formal und inhaltlich also, entsprechen die Kundenzeitungen heute durchweg den gültigen redaktionellen und drucktechnischen Standards. Ihre Thematik ist in der Regel weitgehend auf Produktinformationen (Rezepte!), Familien- und Haushaltsfragen, Gesundheitsprobleme und Unterhaltung begrenzt. Auffällig ist, daß die Kundenzeitungen nur relativ selten für die branchenbezogene Öffentlichkeitsarbeit und direkte Imagepflege genutzt werden.

In jüngster Zeit ist allerdings ein Wandel *zu beobachten. Einige Bran*chen und ihre Verbände haben offenbar die große Chance erkannt, die in den Kundenzeitschriften „als verlängertes Verkaufsgespräch" auch für die Übermittlung und Festigung von Informationen und Meinungen zu ihrer Branche und ihren Interessen liegen. Über das „Kostendämpfungsgesetz" und verwandte Themen ist so *zum Beispiel in den Kundenzeitun*gen der Apotheker ausführlich berichtet und kommentiert worden.

Geldwerte Tips

Ein besonders interessantes Beispiel, wie das Medium „Kundenzeitung" neuerdings ganz gezielt über die reine Verkaufsförderung hinaus für die branchenpolitische Öffentlichkeitsarbeit genutzt wird, ist der Kundeninformations-Service mit dem für den Imageanspruch der Branche bezeichnenden Titel „Frische Brise", den der Deutsche Textilreinigungs-Verband (DTV) vor einem Jahr mit einer Startauflage von mo*natlich 150 000 Exemplaren heraus*gebracht hat.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Kundenpublikationen ist die „Frische Brise" nicht als kommerzielles Verlagsobjekt entstanden. Sie wurde vielmehr von vornherein von *Redakteuren (PR-O PRessebürO,* Meckenheim) unter vorwiegend journalistischen Gesichtspunkten entwickelt. „Dem Leser möglichst viele ‚geldwerte Tips' aus allen Lebensbereichen – also keineswegs nur aus dem Bereich der Textilreinigung und -pflege – zu vermitteln, ist unser wichtigstes Ziel", lautet die Philosophie der Redaktin, der natürlich der damit erzielbare Imagegewinn für die Branche durchaus bewußt ist. Im Gegensatz zu anderen Kundenzeitungen ähnelt das im Rollenoffset gedruckte Blatt einer „richtigen" Zeitung und hält sich auch an das journalistische Prinzip einer möglichst weitgehenden Trennung von Meldung und Meinung: Durch den relativ starren Markt der Kundenzeitung weht insofern eine „Frische Brise", die Kommunikationsfachleute als die zur Ziet interessanteste und modernste Form einer für Kunden bestimmten Publikation halten.

Rentenwerte schwach

Auch der Rentenmarkt litt – wie die Aktienmärkte – unter der Sorge, daß ausländische Anleger bei eventuell steigenden Dollarkursen verkaufen und in Dollaranlagen zurückkehren könnten. Vor allem öffentliche Anleihen, in denen Ausländer stark engagiert sind, spürten dies und verloren in der Spitze einen vollen Prozentpunkt. In DM-Auslandsanleihen war die Unternehmungslust auf beiden Seiten gering, so daß sich die Kurse nicht merklich änderten. Dagegen tendierten Pfandbriefe schwach.

Bundesbahn

F	7 dgl. 77	2/87	100,75	100,75G
F	6 dgl. 77	9/87	101,2	101,2
F	6 dgl. 78 II	7/88	102	102,25
F	6½ dgl. 77	5/89	103,35	103,5
F	8 dgl. 79 I	7/89	107,45	107,55
F	6 dgl. 78 I	2/90	102,6	102,8
F	8 dgl. 80 II	7/90	109,1G	109,2G

Anmerkung: *Zinsen steuerfrei. PF = Pfandbrief, KO = Kommunalobligation, KS = Kommunalschatzanweisung, IS = Inhaberschuldverschreibung, RS = Rentenschuldverschreibung, S = Schuldverschreibung. Kurse ohne Gewähr. B = Berlin, Br = Bremen, D = Düsseldorf, F = Frankfurt, H = Hamburg, Ha = Hannover, M = München, S = Stuttgart

Warenpreise – Termine

Mit sehr kräftigen Verlusten schlossen am Freitag die Gold-, Silber- und Kaffeenotierungen am Terminmarkt der New Yorker Comex. Etwas schwächer gingen Kupfer und Kakao aus dem Markt.

Getreide/Getreideprodukte

WEIZEN Chicago (c/bush)

	26.9.	25.9.
Dez.	263,75-264,00	260,50-260,75
März	259,00	256,50-255,50
Mai	244,50	243,00

WEIZEN Winnipeg (can.$/t) Wheat Board cif.

St.L. 1 CW	198,23	198,23
Am. Durum	196,01	196,01

ROGGEN Winnipeg (can.$/t)

Okt.	96,50	97,00
Dez.	98,00	98,00-98,10
März	99,80	99,80

HAFER Winnipeg (can. $/t)

Okt.	79,00	78,70
Dez.	77,50	77,00
März	78,50	77,80

HAFER Chicago (c/bush)

Okt.	124,50-124,75	122,75-122,50
März	127,75-128,00	127,00
Mai	127,00	126,25

MAIS Chicago (c/bush)

Okt.	172,00-172,50	169,75-170,25
März	181,75-182,00	180,25-180,00
Mai	187,00	185,25-185,00

GERSTE Winnipeg (can.$/t)

Okt.	84,60	83,90
Dez.	83,30	82,30
März	84,50	83,80

Genußmittel

KAFFEE New York (c/lb)

	26.9.	25.9.
Dez.	206,00-206,50	212,00-212,30
März	199,00	203,70-204,00
Mai	198,42	202,25-202,50

KAKAO New York ($/t)

	26.9.	25.9.
Dez.	2000-2005	2012-2017
März	2022-2028	2043-2045
Mai	2050-2052	2068-2072
Umsatz	4159	2577

Öle, Fette, Tierprodukte

ERDNUSSÖL New York (c/lb) Südstaaten fob Werk

26.9.	25.9.
27,00	27,00

MAISÖL New York (c/lb) US-Mittelweststaaten fob Werk

18,25	18,00

SOJAÖL Chicago (c/lb)

Okt.	14,04-14,06	14,22-14,20
Dez.	14,64-14,65	14,75-14,74
Jan.	14,75-14,76	14,88
März	15,04-15,05	15,15
Mai	15,25	15,35
Juli	15,40-15,41	15,50
Aug.	15,45	15,55

BAUMWOLLSAATÖL New York (c/lb) Mississippi-Tal fob Werk

14,00	13,50

SCHMALZ Chicago (c/lb)

loco lose	14,00	14,00
Choice white hog 4 % fr. F.	10,50	10,50

TALG New York (c/lb)

top white	11,50	11,50
fancy	11,00	11,00
bleicht.	10,75	10,75
yellow max. 10% fr.F	8,25	8,25

SCHWEINE Chicago (c/lb)

Okt.	51,90-51,80	51,70-51,80
Dez.	51,75-51,90	51,50-51,65
Febr.	50,95-50,90	51,25-51,20

SCHWEINEBÄUCHE Chicago (c/lb)

Febr.	68,35-68,60	69,42-69,42
März	67,95-67,70	68,60-68,35
Mai	67,50-67,90	68,35-68,20

HÄUTE Chicago (c/lb)

	26.9.	25.9.
Ochsen einh. schwere River Northern	66,00	65,00-66,00
Kühe einh. schwere River Northern	58,00-59,00	58,00-59,00

Bundesschatzbriefe (Zinslauf vom 1. August 1986 an, Zinsstaffel in Prozent jährlich, in Klammern Zwischenrenditen in Prozent für die jeweilige Besitzdauer): Ausgabe 1986/7 (Typ A) 3,50 (3,50) – 4,50 (3,99) – 5,00 (4,31) – 6,00 (4,70) – 7,00 (5,12) – 8,00 (5,53). Ausgabe 1986/8 (Typ B) 3,50 (3,50) – 4,50 (4,00) – 5,00 (4,33) – 6,00 (4,75) – 7,00 (5,19) – 8,00 (5,66) – 8,00 (5,97). Finanzierungsschätze des Bundes (Renditen in Prozent): 1 Jahr 3,80, 2 Jahre 4,50. Bundesobligationen (Ausgabebedingungen in Prozent): Zins 5,25, Kurs 98,50, Rendite 5,60.

Nullkupon-Anleihen (DM)

Deutsche Emittenten	Rückzahlung Preis	Datum	Kurs 29.9.	Rendite in %
BW-Bank E.69	100,00	1.7.95	58,081	6,40
Commerzbank	100,00	22.5.95	55,25	7,10
Commerzbank	100,00	4.8.00	39,00	7,04
Deutsche Bk. S	287,00	23.1.95	138,50	9,18
DSL-Bank R.264	157,01	2.7.90	112,62	5,35
DSL-Bank R.265	100,00	2.7.90	82,20	5,35
DSL-Bank R.266	100,00	1.8.95	57,07	6,55
Hbg. Ldbk. A.2	100,00	15.8.96	52,50	6,83
Hess. Ldbk. 245	100,00	1.6.95	58,33	6,41
Hess. Ldbk. 246	100,00	1.6.00	40,15	6,89
Hess. Ldbk. 247	100,00	1.6.95	57,86	6,51
Hess. Ldbk. 248	100,00	1.7.05	27,86	7,05
Hess. Ldbk. 251	100,00	2.11.05	27,73	6,95
Hess. Ldbk. 255	100,00	4.4.06	26,31	7,08
Hess. Ldbk. 256	100,00	5.4.16	14,22	6,83
SGZ-Bank 60	100,00	12.6.95	57,11	6,65
WestLB 600	100,00	2.5.95	58,00	6,55
WestLB 605	100,00	1.6.01	37,25	6,96
WestLB 606	100,00	1.8.06	25,95	7,04
WestLB 500	126,86	16.2.89	114,40	4,44
WestLB 501	137,01	16.2.90	115,80	5,11
WestLB 504	141,85	1.10.91	108,90	5,43
WestLB 505	143,24	1.9.92	103,40	5,66
Emittenten (DM) Ausland				
Österreich	200,00	24.5.95	116,50	6,33
Österreich	294,12	24.5.00	117,65	6,88

Renditen und Preise von Pfandbriefen und KO

Laufzeit Jahre	Rendite* ca.% (Vortag)	Orientierungspreise** bei Nominalzinsen von 5%	6%	7%	8%	9%	10%
1	4,75 (4,70)	100,3	101,1	102,1	103,0	104,0	104,9
2	4,90 (4,85)	100,2	101,9	103,7	105,6	107,5	109,3
3	5,20 (5,20)	99,45	101,9	104,6	107,3	110,0	112,8
4	5,65 (5,60)	97,40	100,9	104,4	107,9	111,4	114,8
5	5,89 (5,85)	95,85	100,5	104,3	108,5	112,7	116,9
6	6,09 (6,05)	94,20	99,55	104,0	108,9	113,8	118,6
7	6,32 (6,29)	92,20	98,25	103,2	108,7	114,2	119,7
8	6,62 (6,61)	89,60	95,65	101,7	107,6	113,8	119,8
9	6,84 (6,83)	87,35	93,85	101,1	105,9	113,5	120,0
10	6,86 (6,86)	86,20	93,25	101,0	107,3	114,4	121,4
15	7,10 (7,10)	80,20	89,20	99,10	107,2	116,2	125,2

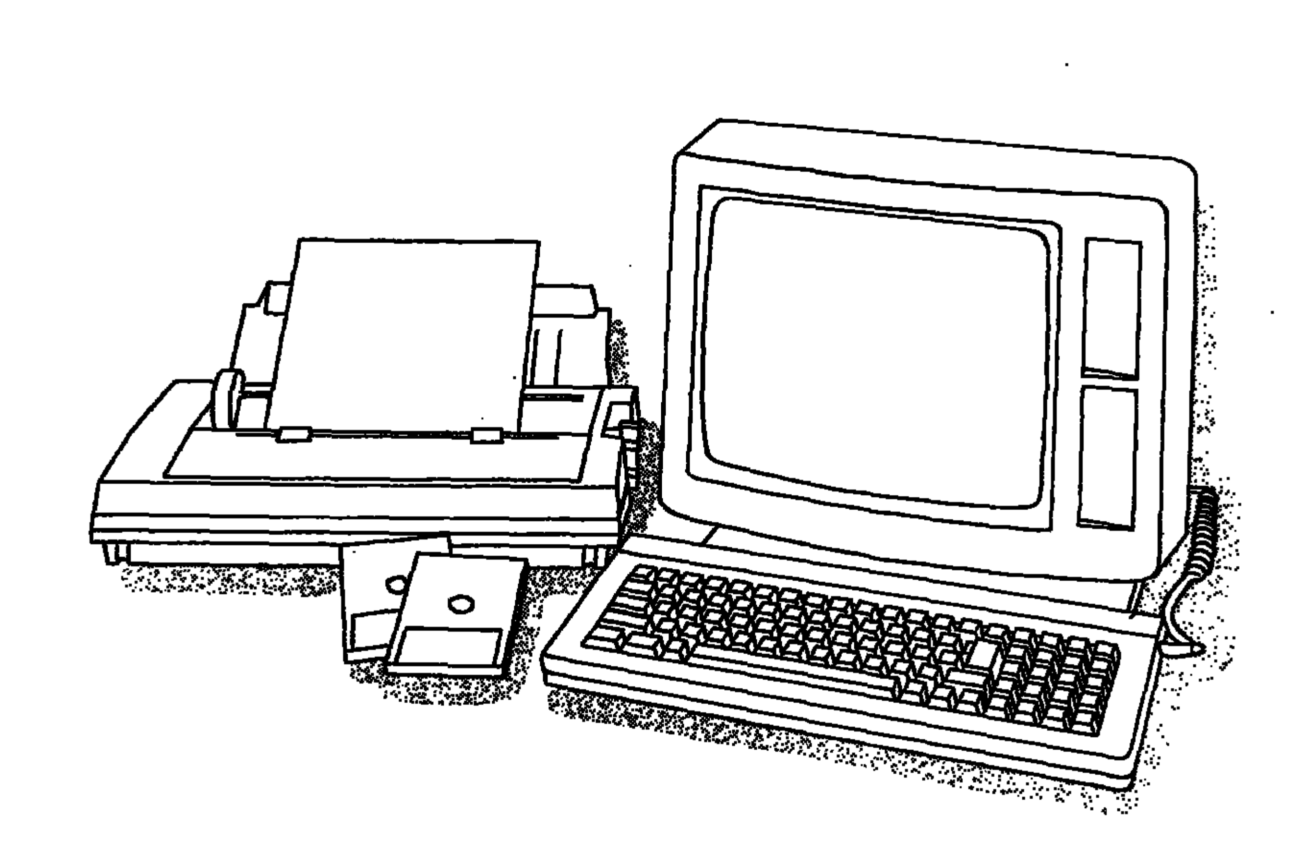
*Die Rendite wird auf der Basis aktueller Kupons berechnet (ca. %)
**Aufgrund der Marktrendite errechnete Preise, die von den amtlich notierten Kursen vergleichbarer Papiere abweichen können.

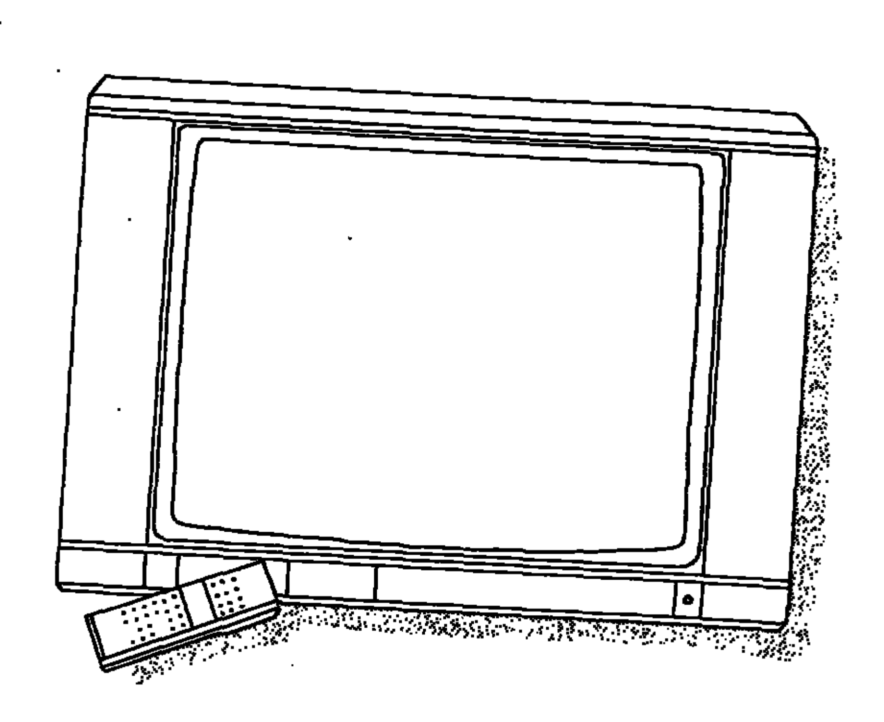
Commerzbank Rentenindex: 112,465 (112,578)
Performance-Rentenindex: 247,312 (247,358)
Mitgeteilt von der COMMERZBANK

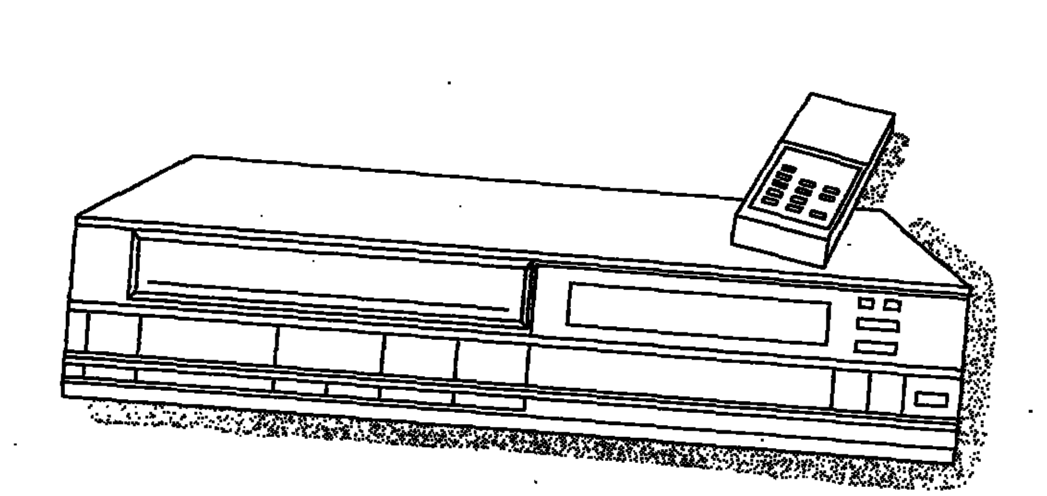
New Yorker Finanzmärkte

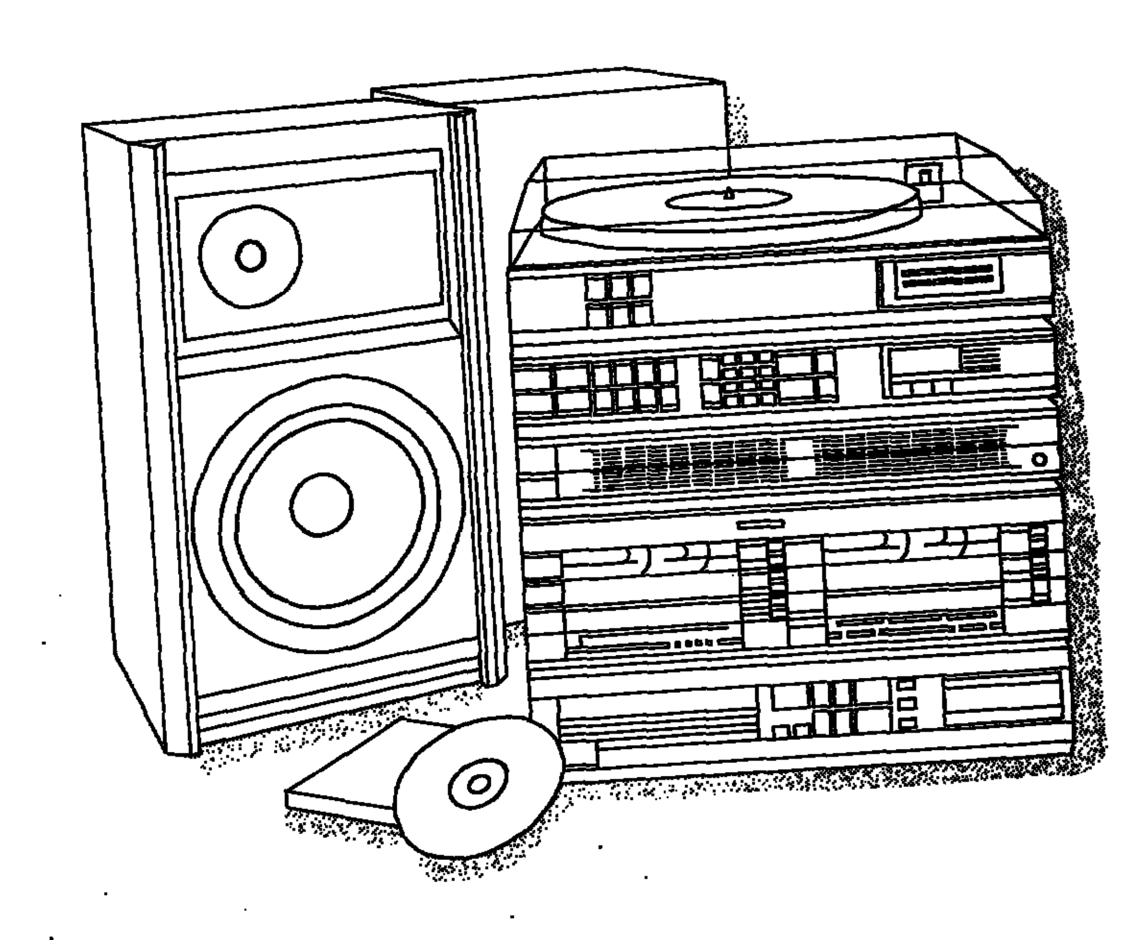
Fed Funds	26. Sept.	5,875-5,811
Commercial Paper (Direktplazierung)	30-59 Tage	5,825
	60-270 Tage	5,55
Commercial Paper (Händlerplazierung)	30 Tage	5,825
	60 Tage	5,80
	90 Tage	5,775
Certificates of Deposit	1 Monat	5,65
	2 Monate	5,65
	3 Monate	5,65
	6 Monate	5,65
	12 Monate	5,70

Wo andere aufgaben, haben wir Erfolg. Und gehen jetzt an die Börse.

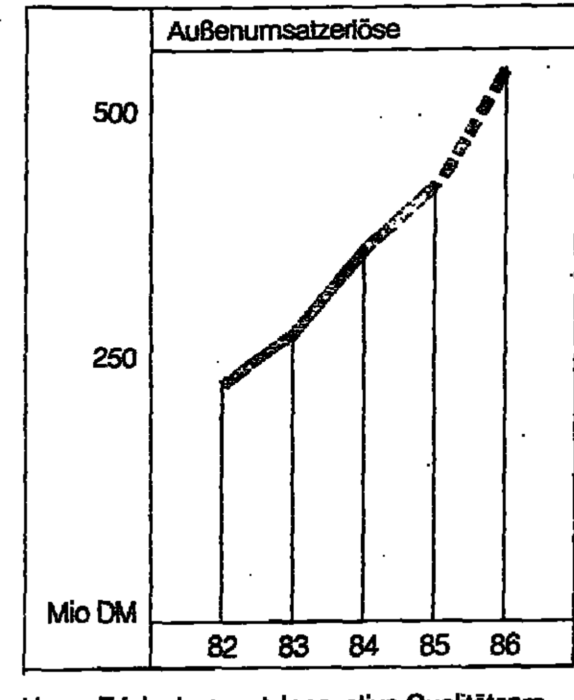






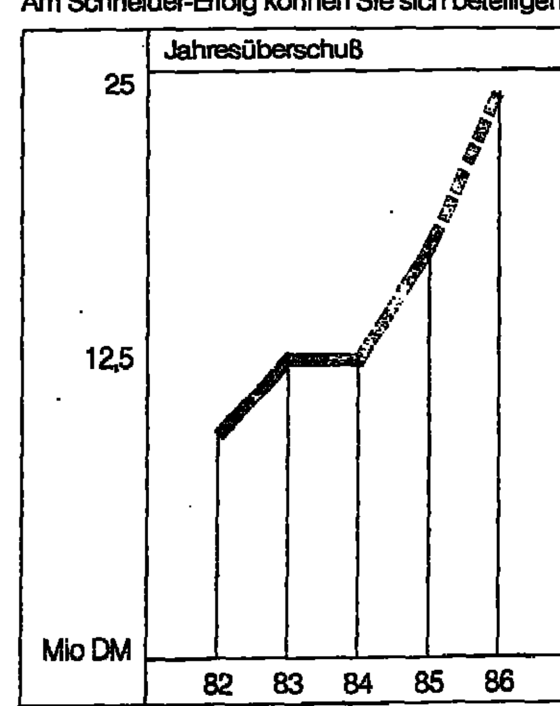


Schneider ist in Wachstums-Märkten erfolgreich: Mit Audio, TV und Video in der *Unterhaltungselektronik, mit Home- und Personalcomputern* für Zuhause und Büro.
Wir steigerten von 1981 bis 1985 unseren Umsatz von 231 Mio DM auf 430 Mio DM. Bis 1990 *sind* jährliche Umsatzsteigerungen von mehr als 10 Prozent eine realistische Planung.



Unser Erfolgskonzept: Innovative Qualitätsprodukte im modernen Design bei günstigem Preis/Leistungsverhältnis. Hohe Fertigungsproduktivität und geringe Verwaltungs- und Vertriebskosten.

Unsere zukünftigen Wachstumsimpulse gehen von wichtigen Neuerungen aus:
Audio
CD-Player, Digitaler Hörfunk, Digital-Audio-Tape.
TV/Video
Stereo-Empfang, Flachbildschirme, Satelliten-Fernsehen.
Computer
Leistungssteigerung bei Home-Computern, Leistungssteigerung bei Personal-Computern.
Bei einer Marktsättigung von zur Zeit weniger als 10% liegen hier besonders herausragende Absatzchancen für Schneider.
Am Schneider-Erfolg können Sie sich beteiligen!



Das Aktien-Verkaufsangebot.
Von einem Bankenkonsortium unter der Federführung der Dresdner Bank AG *und Mitführung* der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank AG werden 200.000 Inhaber-Stammaktien ab morgen einem breiten Publikum zum Kauf angeboten.
Der Kaufpreis je 50-Mark-Aktie beträgt 540,– DM und ist zuzüglich der üblichen Effektenprovision und der Börsenumsatzsteuer von den Erwerbern am 9. Oktober 1986 zu entrichten. Die Aktien sind für das Geschäftsjahr 1986 zu einem Drittel dividendenberechtigt.
Kaufanträge nehmen folgende Banken während der üblichen Schalterstunden entgegen:

Dresdner Bank AG
Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank AG
Bayerische Landesbank Girozentrale
Deutsche Bank AG
Reuschel & Co.

Der Handel und die amtliche Notierung der Schneider-Aktie werden voraussichtlich am 15. Oktober 1986 an den Wertpapierbörsen zu München und Frankfurt am Main aufgenommen.

Schneider Rundfunkwerke AG,
8939 Türkheim/Unterallgäu



Ausland

Amsterdam

Kopenhagen

London

Luxemburg

Madrid

Mailand

Brüssel

Hongkong

New York

Paris

Johannesburg

Stockholm

Singapur

Tokio

Sydney

Oslo

Toronto

Shell Canada	22,25	22,5
Sherritt Gordon	6,25	6,375
Steleo -A-	21,5	21,625
TransCda. PipeLines	16,875	16,875
Varity Corp.	2,65	2,65
Westcoast Transm.	13	13
Index: TSE 300	2967,40	2981,90

Wien

	29.9.	26.9.
Creditanst.-Bkv.Vz.	2295	2320
Gösser-Brauerei	3440	3430
Länderbank Vz.	2270	2268
Leasing	990	990
Linz Textil	3495	3495
Österr. Brau	3410	3490
Perlmooser Zement	625	633
Reininghaus	846	870
Schwechater Br	1890	1900
Semperit	206	211
Steyr-Daimler-P.	158	157
Steyrermühl Papier	3130	3130
Universale Hoch	260	261
Veitscher Magnesit	10200	10200
Index	237,49	238,38

Zürich

	29.9.	26.9.
Alusuisse	592	610
dgl. NA	210	210
Bank Leu	3700	3800
Brown Boveri	1540	1555
Ciba Geigy Inh.	3490	3500
Ciba Geigy Part.	2600	2550
Georg Fischer Inh.	1900	1950
Mag.z.Globus Part.	1525	1540
H. La Roche 1/10	10700	11100
Holderbank	4275	4350
Italo-Suisse	315	315
Jacobs Suchard Inh.	7950	7700
Jelmoli	3390	3450
Landis Gyr	1810	1840
Mövenpick Inh.	6350	6350
Motor Columbus	1870	1900
Nestlé Inh.	8300	8350
Oerlikon-Bührle	1550	1500
Sandoz NA	4110	4100
Sandoz Inh.	11200	11000
Sandoz Part.	1690	1650
Saurer Nam.	65	65
Art. A. Saurer	151	156
Schw. Bankges.	5625	5775
Schw. Bankverein	521	535
Schw. Kredit. A. Inh.	5620	5720
Schw. Rückv. Inh.	16500	17000
Schw. Volksb. Inh.	2550	2600
Sika -B-	3525	3750
Gebr. Sulzer Part.	535	560
Swissair	1300	1375
dgl. NA	1130	1200
Winterthur Inh.	6450	6625
Winterthur Part.	1135	1200
Zür. Vers. Inh.	7500	7775
Index: Schw. Bankv.	625,70	676,00

Inlandszertifikate

Optionshandel

Auslandszertifikate

Rentenoptionen

Junge Aktien

Devisenmärkte

Das Wochenende brachte keine neuen Erkenntnisse hinsichtlich der Wechselkurse. Das Bemühen um Solidarität wurde von US-Finanzminister Baker empfindlich gestört, der seine bekannten Aufforderungen an Japan, mehr für das Wachstum zu tun, oder einen weiteren Dollarrutsch hinzunehmen, wiederholte. Der Dollar geriet dadurch am 29. September ins Trudeln und gab auf 2,0225 nach. Als bekannt wurde, daß die Bundesbank in Asien wohl ein paar Dollar gekauft habe, zog der Kurs am 2,034 an. Da weitere Aktivitäten in Europa nicht festzustellen waren, kam die Notiz nur noch mit 2,0272 zustande. Das Britische Pfund fiel parallel zum Dollar um 0,7 Prozent auf das neue Tief von 2,912. Kräftige Einbußen hatten noch der Yen und die floatenden nordischen Währungen. US-Dollar in: Amsterdam 2,291; Brüssel 42,0175; Paris 6,637, Mailand 1401,00; Wien 14,278; Zürich 1,6446; Ir. Pfund/DM 2,741; Pfund/Dollar 1,4565; Pfund/DM 2,912.

Devisen und Sorten

29.9.1986	Disk.-satz	Frankf. Devis. Geld	Brief	Wechs. Ank.-Kurs[4]	Sorten* Ankauf	Verkauf
New York[1]	5,50	2,0232	2,0312	2,0252	1,98	2,08
London[2]	10,0	2,905	2,919	2,884	2,86	3,01
Dublin[2]	16,5	2,734	2,748	2,695	2,66	2,81
Montreal[1]	8,58	1,4584	1,4664	1,4494	1,41	1,51
Amsterd.	5,00	88,375	88,595	88,290	87,50	89,25
Zürich	4,00	123,16	123,36	123,29	122,00	124,75
Brüssel	8,00	4,812	4,832	4,786	4,68	4,86
Paris	9,50	30,46	30,62	30,255	29,65	31,30
Kopenh.	7,00	26,43	26,55	26,19	25,50	27,25
Oslo	8,00	27,445	27,565	26,865	26,50	28,25
Stockh.	8,00	29,235	29,395	29,01	28,50	30,25
Mailand[3]**	12,0	1,4415	1,4515	1,4205	1,41	1,49
Wien	4,00	14,194	14,254	14,16	14,10	14,31
Madrid	8,00	1,512	1,522	1,485	1,46	1,58
Lissabon**	14,5	1,368	1,388	1,343	1,10	1,65
Tokio	3,50	1,315	1,318	1,3185	1,28	1,34
Helsinki	8,50	41,19	41,39	40,52	40,00	42,00
Belgrad* **	–	–	–	–	0,24	0,64
Budap.* **	–	–	–	–	2,60	4,10
Athen* **	20,5	1,473	1,527	–	0,95	1,70
Ankara* **	–	–	–	–	0,20	0,39
Sydney*	–	1,2635	1,2825	–	1,22	1,34
Johannbg.*	10,5	0,898	0,952	–	0,71	0,96
Hongkong *	–	25,82	26,10	–	23,00	30,00

Alles in Hundert; [1]1 Dollar; [2]1 Pfund; [3]1000 Lire; [4]Kurse für Tratten 60 bis 90 Tage; * nicht amtlich notiert; ** Einfuhr begrenzt gestattet.
Mitgeteilt von der Dresdner Bank AG, Essen.

Ein Land kämpft mit Freund und Feind um seine Zukunft

Regierungschef Masire: „Ein Boykott gegen Südafrika würde die Falschen treffen"

Von H.-H. HOLZAMER

Wenn die marxistische Regierung Mozambiques bereit ist, uns als legitimen Verhandlungspartner zu akzeptieren, warum sollte dann noch irgend jemand anderes versuchen, uns zu boykottieren?" fragte Louis Nel, stellvertretender südafrikanischer Außenminister, am Tage nach dem Abschluß des Nkomati-Vertrages am 17. März 1984.

Mit dem Vertrag von Nkomati war es der Republik von Südafrika gelungen, gegenüber dem Frontstaat Mozambique, der in Sachen des antirassistischen Kampfes als besonders engagiert galt, die Auffassung Pretorias vertraglich durchzusetzen, daß Südafrika nicht nur als Staat legal, sondern daß das gegenwärtige Regime im Prinzip auch legitim sei und daß daher eine äußere Unterstützung des Widerstandes als subversive und illegale Einmischung in die internen Angelegenheiten Südafrikas zu beurteilen sei. Chester A. Crocker, Undersecretary of State for African Affairs in der Reagan-Regierung, hat auf diese Konsequenzen ausdrücklich hingewiesen und Nkomati als „Durchbruch" bezeichnet.

Daß die Frage Louis Nels auch in Richtung Botswana ging, war kein Geheimnis. Und wenige Tage später äußerte der botswanische Präsident Masire die Befürchtung, daß Südafrika „uns alle dahinprügele, entsprechende Vereinbarungen zu unterzeichnen". Das Prügeln der Südafrikaner war durchaus konkret gemeint, denn obwohl Außenminister Mogwe schon am 8. April 1984 betonte, daß Botswana keine Stützpunkte des Terrorismus oder des ANC dulden werde, steigerte Außenminister Botha den Druck gegen das Nachbarland, indem er behauptete, der ANC habe seine „Operationsbasis" in dieses Land verlegt.

Am 14. Juni 1985 überfielen südafrikanische Truppen das unbewaffnete Land und nahmen mit ihrem Überfall auf Gabarone der kleinen Hauptstadt ihre Unschuld. Es gab ein Dutzend Tote, zahlreiche Verletzte und erheblichen Sachschaden. Im Sommer 1986 wurde die Strafaktion wiederholt. In einem Dorf unweit der Hauptstadt gab es wiederum Tote und Verletzte.

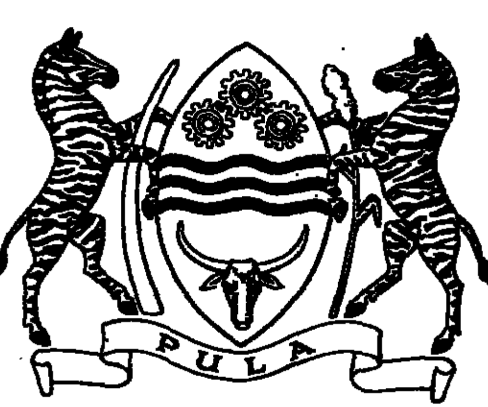
Aber Präsident Masire blieb und bleibt hart. Ein Nkomati mit Botswana wird es nicht geben, und Botswana wird weiter – wie Masire der WELT erklärte – „aus moralischer Überzeugung und in Übereinstimmung mit dem Internationalen Recht Leute aufnehmen, die vor Unterdrückung fliehen".

Die Energie, mit der Botswana seine Unabhängigkeit verteidigt, verdient Respekt, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das Land wirtschaftlich vollkommen vom mächtigen Nachbarn Südafrika abhängig ist.

Jeder Apfel, jede Banane, die man auf dem Markt von Gaborone kaufen kann, kommt über die Grenze. Der Export läuft über die Straße zu den Häfen im Süden, vor allem Kapstadt. Daher ist die Regierung Botswanas auch gegenüber den Forderungen befreundeter Staaten sehr zurückhaltend, was Sanktionen gegen Pretoria angeht.

Diese Position wurde auch auf dem Gipfel der Blockfreien in Harare, der Hauptstadt des Nachbarlands Zimbabwe, vertreten und durchgehalten. „Wenn man Südafrika boykottiert, macht man nur einige Länder reich auf Kosten von anderen", sagt Masire der WELT.

Auch bezweifelt er, daß Boykottmaßnahmen wirksam werden könnten. Südafrika habe zu viele Freunde.



Und selbst „wenn sie greifen, haben wir in Südafrika eine Militärregierung, die dann sicherlich einen noch schärferen Unterdrückungskurs fahren würde. Und wer kommt dann, um zu helfen? Die sechste Flotte, die Briten oder gar die Deutschen?"

Die Regierung in Pretoria und auch die einflußreichen Manager der Zentralbank plädieren für selektive Maßnahmen, aber im Grunde wird bezweifelt, daß der Westen – allen voran der Amerikaner – überhaupt in Sachen Sanktionen gegen Südafrika engagiert sind.

Botswana lebt heute in der Tat in der Furcht vor südafrikanischen Gegenmaßnahmen, die nicht einmal militärischer Natur sein müssen. Das Land braucht den Export seiner Diamanten, und da ist der weltweit operierende südafrikanische Diamantengigant de Beers mit 50 Prozent dabei.

Es lebt auch vom Export von Rindfleisch, das in die EG mit Tiefkühllastern via Kapstadt transportiert wird, und es hofft bald, auch über substantielle Einnahmen im Tourismusbereich zu verfügen.

Der Tourismus ist die große Hoffnung, aber der Weg dahin ist weit und führt wiederum über den mächtigen Nachbarn im Süden. „Was nutzt es uns, wenn wir Touristen, die das Okavango-Delta besichtigen wollen, zwar mit einem Jumbo bis nach Johannesburg bringen können, sie dann aber mit nur halbem Gepäck in eine Otter umsteigen müssen, um den Rest der Reise zurückzulegen?" fragt Tourismus-Direktorin Chawa Bogosi.

Immerhin, um einen besseren Anschluß in andere Nachbarländer ist man bemüht, Lusaka und Harare bieten sich an, aber nur wenige Airliner bieten Flüge zu diesen Zielen an. Vielleicht sorgt die Fluglinie British Caledonian jetzt für eine Trendwende.

Auch die Rinderzucht der letzten Jahre ist nicht gerade eine Erfolgsstory, denn die Dürre, die schon jetzt das vierte Jahr anhält, hat zu einem dramatischen Rückgang des Viehbestandes geführt. Kein Wunder, daß der Anteil der Devisenaufkommen, die über den Diamantenexport erwirtschaftet werden, immer größer wird. Heute stellen die Exporterlöse aus den Diamanten schon deutlich mehr als 70 Prozent des Außenumsatzes.

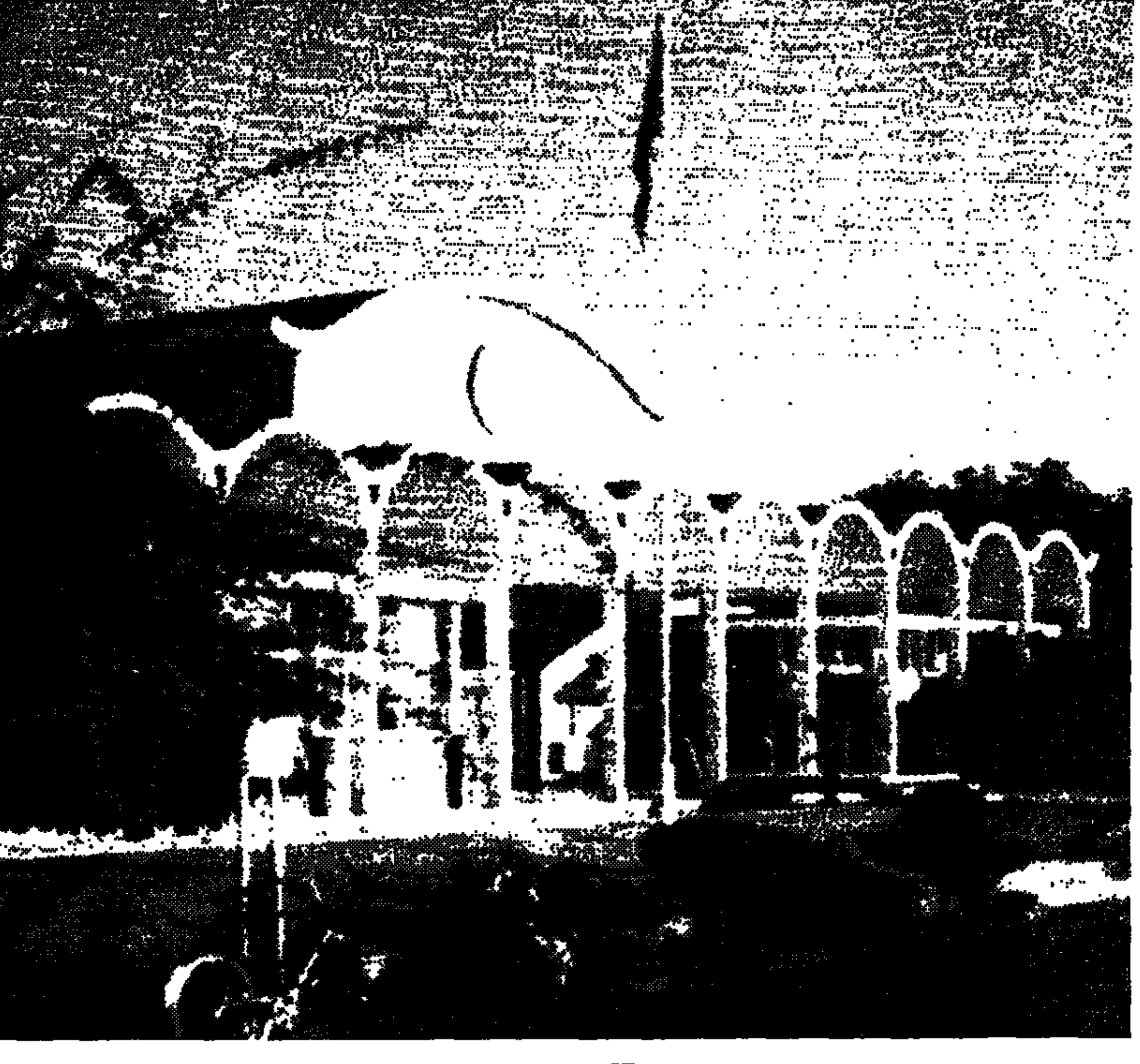
Erstaunlich, daß Masire gleichwohl – und das zu Recht – von einem „dramatischen, wirtschaftlichen Fortschritt seit der Unabhängigkeit" sprechen kann, hat sich doch das Pro-Kopf-Einkommen mehr als verfünffacht. Auch das abgelaufene Jahr weist noch 4,6 Prozent Zuwachs auf, weniger als der Schnitt der letzten Jahre von 12, aber mehr als die erwarteten 2,4 Prozent. Grund dafür sind die günstigen Preise, die Diamanten 1985 erzielten.

1966, als die Briten Botswana in die Unabhängigkeit entließen und auch Südafrika keinen Einspruch erhob – all dies geschah deswegen, weil die Diamantenminen noch nicht entdeckt waren –, war Botswana eines der ärmsten Länder in Afrika. Mehr als 30 Prozent der Botswana zwischen 20 und 40 arbeiteten in Südafrika, der Rest ernährte sich von dem, was die Landwirtschaft, vor allen Dingen die Rinder, hergaben.

Erst als die Orapa- und Letlhakane-Diamantenminen, die Selebi-Phikwe-Kupfer- und Nickelmine und die Jwaneng-Diamantenmine entdeckt wurden, kam so etwas wie wirtschaftliche und infrastrukturelle Entwicklung in Gang. Das Geld, das die Diamanten einbrachten, erlaubte es, Bewässerungssysteme zu entwikkeln, um die Landwirtschaft besser gegen die Trockenheit zu sichern.

Ein Impfsystem mit eigener Serumproduktion konnte aufgebaut werden, das heute schon ins Ausland exportiert.

Das Lomé-Abkommen mit Europa erlaubt es, zu günstigem Preis Fleisch in die Länder der Europäischen Gemeinschaft zu exportieren.



Eine Seltenheit in der Region, ein funktionierendes Parlament in der Hauptstadt Gaborone. Das Vorbild ist Westminster. FOTO: HHH

„Südafrika muß aufhören, unser Land immer wieder anzugreifen"

WELT-Interview mit dem Präsidenten von Botswana, Quett Keitumile Joni Masire

Botswana ist eines der wenigen Beispiele parlamentarischer Demokratien in Afrika. Mit Präsident Quett Keitumile Joni Masire unterhielten sich Björn Erik Rosin und H.-H. Holzamer.

WELT: Kann es sich Botswana leisten, demokratisch zu sein, wo es von der Regierung Südafrikas heftig unter Druck gesetzt wird und erheblich unter Problemen wie der Dürre leidet. Ist eine Demokratie im westlichen Stil ein gültiges Konzept für einen problembeladenen Kontinent wie Afrika?

Masire: Als die Griechen ein Regierungssystem enwickelten, das auf der Zustimmung der Regierten beruhte, waren sie ein ganzes Stück ärmer als wir. Demokratie ist ein qualitativer Weg, der alle Sphären der Gesellschaft durchschneidet. Wir in Botswana sind immer demokratisch gewesen, in unseren Familien, in den Gerichtssälen und im öffentlichen Dienst.

Das einzig Neue, was wir getan haben, war, die Westminsterstruktur des Parlaments zu übernehmen. Wir haben nur die Methoden kopiert, nicht das Konzept. Unsere Probleme mit Südafrika würden nicht geringer werden, wenn wir eine andere Regierungsform hätten. Südafrika hat nichts damit zu tun, wie wir unser Leben leben. Es will uns nur als Sündenbock benutzen, um von anderen Problemen abzulenken. Und die Trockenheit ist Gottes Wille. Eine andere Regierungsform würde das Klima nicht ändern.

WELT: Botswana hat im letzten Jahrzehnt eine der höchsten Wachstumsraten in Afrika erlebt. Aber wir sind heute Zeuge wachsender Schwierigkeiten auf dem Weltmarkt für die Rohmaterialien, die das Wirtschaftswachstum gestützt haben. Wird es in den kommenden Jahren möglich sein, daß Botswana diese positive Tendenz aufrecht erhält, und was sind die wichtigsten Voraussetzungen für die Entwicklung des Landes?

Masire: Ihre Vermutungen sind so gut wie meine über unsere Fähigkeit, eine hohe Wachstumsrate beizubehalten. Aber wir haben immerhin zwei ambitionierte Programme aufgelegt, um das Wachstum in den Produktivbereichen zu erleichtern.

Ein Aspekt ist die Bereitstellung von Anreizen für die Industrialisierung und der andere ist ein vernüftiges Programm für die Nahrungsmittelerzeugung. Beide Programme würden Arbeitsplätze schaffen, wenn sie Erfolg haben.

Die Resonanz war sehr ermutigend, aber der Regen ließ uns im Stich. Wir bereiten größere Landstriche vor, damit sie bewässert werden können, und haben Programme für Anbauflächen in den Flußbetten im Ngami und Chobe-Distrikt. Wir arbeiten an diesem Programm schon seit drei Jahren.

Was die Industrialisierung angeht, zeigen unsere Statistiken keinen wesentlichen Unterschied. Wir erwarteten einen langsamen Marsch.

WELT: Botswana ist ein Empfänger von wesentlicher internationaler Hilfe. Wird es in vorhersehbarer Zukunft möglich sein, ohne diese Hilfe auszukommen?

Masire: Bei Beginn der Unabhängigkeit benötigten wir mehr Hilfe, als wir es heute tun. Ich hoffe, wir werden mit weniger und immer weniger in der Zukunft auskommen, bis wir auf eigenen Füßen stehen können. Natürlich schätzen wir die internationale Hilfe, die wir bekommen, sehr.

WELT: Das Wirtschaftswachstum war stabil, aber nach Informationen der Opposition in ihrem Land vergrößert sich der Abstand zwischen den verschiedenen Gruppen in Botswana.

Masire: Ich bin nicht überzeugt, daß diese Unterstellungen bewiesen werden können. Eine unserer Zielsetzungen bei der wirtschaftlichen Entwicklung ist soziale Gerechtigkeit. Wir haben eine Institution geschaffen, die Nemic heißt. Hier arbeiten Gewerkschafter, Unternehmer und Regierung zusammen. Ihr Ziel ist, die Einkommen im öffentlichen Sektor zu regulieren, um sicherzustellen, daß die Unterschiede im Einkommensbereich in einem vernünftigen Rahmen gehalten werden können. Die Einkommensstufen, die durch diese Körperschaft festgelegt werden, liefern auch die Maximalgehälter für den Privatsektor.

Wir regulieren darüber hinaus die Einkommen durch eine Steuerpolitik mit Höchstwerten von 60 Prozent für zu versteuernde Einkommen von über 20 000 Pula.

WELT: Wie beurteilen Sie die Anstrengungen des SADCC zu wachsender wirtschaftlicher Zusammenarbeit zwischen den Ländern im südlichen Afrika?

Masire: Als Konzept hat SADCC ein großes Potential, und das Engagement der Mitgliedstaaten von SADCC steht in diesem Stadium außerhalb jeder Frage. Deswegen macht es riesige Fortschritte. Und deswegen bin ich sehr glücklich mit dem Wirken von SADCC. Gleichwohl hat das Arbeitsprogramm größere Dringlichkeit erfahren wegen der sich verschlechternden Situation in Südafrika. Um die Realisierung des Programms jedoch zu beschleunigen, brauchen wir jedoch finanzielle Mittel.

WELT: Was tut Ihre Regierung, um die wirtschaftliche Emanzipation von der Republik Südafrika zu beschleunigen, und was ist Ihrer Meinung nach das größte Hindernis?

Masire: Wir versuchen unsere Wirtschaft zu diversifizieren, um mehr Arbeitsplätze zu schaffen. Die Entwicklung der Landwirtschaft, der industriellen Fertigung und des Tourismus ist dabei die Basis unserer Strategie.

Wir würden gerne einen größeren Gebrauch von den Häfen Mozambiques machen. Deswegen haben wir die Nord-Süd-Straße entwickelt, und wir werden im nächsten Frühjahr eine Eisenbahnlinie eröffnen.

Das Haupthindernis, um völlige Unabhängigkeit von Südafrika zu erreichen, ist unsere geographische Situation, denn unser Land hat keinen Zugang zum Meer. Sie wissen, daß Südafrika die Straßen zu den Häfen in Mozambique zerstört.

WELT: Vor einem Jahr und im Frühsommer dieses Jahres wurde Ihre Hauptstadt von südafrikanischen Truppen angegriffen. Wie ist die Situation heute an der gemeinsamen Grenze, und wenn Sie wie-

● Fortsetzung Seite II

„Südafrika muß aufhören, unser Land immer wieder anzugreifen“

● Fortsetzung von Seite 1

der angegriffen würden, wären Ihre Streitkräfte imstande, die territoriale Integrität des Landes zu verteidigen?

Masire: Südafrika greift mein Land an, ohne provoziert zu sein und ohne Rechtfertigung. Wir fordern Entschädigung für die Vernichtung von Leben, Gesundheit und Eigentum von der Regierung Südafrikas für jedwede Form ihrer Aggressionen gegen mein Land.

WELT: Die südafrikanische Regierung drängt Ihre Regierung, ein Sicherheitsabkommen vergleichbar dem vom Nkomati, damals mit Mozambique geschlossen, zu unterzeichnen. Wie ist die Reaktion Ihrer Regierung auf solche Forderung?

Masire: Südafrikas Außenminister hat meinem Minister für äußere Angelegenheiten im Februar 1985 gesagt, daß seine Regierung nicht länger fordere, daß wir ein Abkommen mit ihnen schlössen. Später änderte er seine Meinung, und wir wurden ohne Warnung im Juni 1985 überfallen. Im Februar dieses Jahres kam ein südafrikanischer Emissär hierher und berichtete mir, daß seine Regierung mit den Ergebnissen eines Treffens, das vorher stattgefunden hat, zufrieden sei. Doch drei Monate später griff die Regierung von Südafrika mein Land erneut an. Zur gleichen Zeit warfen die südafrikanischen Mörder Flugblätter ab, in denen zu lesen war, daß die südafrikanische Regierung meine Regierung nicht lieben würde.

Der Präsident von Mozambique hat mir berichtet, daß Südafrika zugegeben habe, daß es die Vereinbarungen von Nkomati verletzt habe. Südafrika hat in der Folgezeit auch öffentlich bestätigt, daß es das Abkommen verletzte.

Daher ist es eklatant, daß Südafrika nicht ehrlich verhandelt. Ein Abkommen wäre das Papier nicht wert, auf dem es geschrieben wurde.

WELT: Wie reagieren Sie, wenn Sie von der Forderung nach Wirtschaftssanktionen gegen Südafrika hören? Wie würden Sanktionen die wirtschaftliche und politische Situation in Botswana berühren?

Masire: Wir haben nicht die Fähigkeit, Sanktionen gegenüber Südafrika zu verhängen. Wir sind auch nicht imstande, uns denen in den Weg zu stellen, die solche Sanktionen gegen Südafrika verhängen wollen. Die Frage ist daher weitgehend akademisch für uns.

WELT: Wie würden Sie generell den Fortschritt beschreiben, den Botswana seit der Unabhängigkeit erlebt hat, und welches sind die größten Probleme, die in der Zukunft zu meistern sind.

Masire: Wir haben in Frieden untereinander gelebt, wir haben unsere Traditionen und Institutionen geachtet und respektiert. Botswana ist eine geeinte Nation. Aufgrund der Einheit unseres Volkes und des Friedens in diesem Land ist es uns gelungen, uns auf die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen zu konzentrieren. Diese Entwicklungen haben für ein stabiles politisches Klima gesorgt.

Unsere größte Herausforderung scheint auswärtige Aggression zu sein. In der Vergangenheit mußten wir mit dem Regime in Rhodesien verhandeln, daher ist diese Herausforderung nicht völlig neu.



Führer der stärksten Partei und seit Juli 1980 Botswanas Präsident, Quett Ketumile Masire FOTO: HHH

WELT: Welches ist der gegenwärtige Stand der Beziehung zu Südafrika?

Masire: Südafrika hat Botswana bei drei Gelegenheiten angegriffen. Viele Bomben aus Südafrika sind in meinem Land detoniert. Präsident Botha hat gesagt, daß die Angriffe, die er gegen Botswana, Zimbabwe und *Zambia am 19. Mai 1986 geführt hat*, nur ein Auftakt gewesen seien.

WELT: Wie betrachten Sie die Wirtschaftssituation, und welches sind die wichtigsten Probleme, die in diesem Gebiet einer Lösung bedürfen?

Masire: Unsere Wirtschaftssituation hat sich in den letzten 18 Jahren jährlich um zwölf Prozent Wachstum verbessert. Damit sind wir glücklich. Die Bank von Botswana hat gerade den Jahresbericht für 1985 herausgegeben, in dem festgestellt wird, daß unser Bruttosozialprodukt um 7,7 Prozent gewachsen ist.

WELT: Botswanas Wirtschaft hat sich seit der Unabhängigkeit auf eine große Zahl von europäischen Bürokraten und Technikern in Schlüsselpositionen verlassen. Hat Ihre Regierung Pläne, diese Zahl wesentlich zu reduzieren?

Masire: Eine zahlenmäßige Verringerung ist kein Ziel. Das Ziel ist vielmehr sicherzustellen, daß Ausländer ihre Fähigkeiten mit den Einheimischen teilen und diese, wenn sie die notwendige Erfahrung gesammelt haben, die Ausländer gegebenenfalls überflüssig machen.

Da aber eine schnell wachsende Wirtschaft die Schaffung von mehr und mehr Positionen im Management, im technischen und fachlichen Bereich bedeutet, benötigen wir noch mehr Ausländer, denn während wir vielleicht in einigen Gebieten Ausländer ersetzen können, können unsere Leute, da wir so wenig an qualifizierten haben, die neugeschaffenen Berufe nicht besetzen.

SAMBIA
Lusaka
ANGOLA
Harare
NAMIBIA
CHOBE
ZIMBABWE
Okavango-Delta
Windhuk
BOTSWANA
MOÇAMBIQUE
Gaborone
Pretoria
Maputo
Johannesburg
SWASILAND
LESOTHO
SÜDAFRIKA
Kapstadt
DIE WELT

Auf einen Blick

WICHTIGE ANSCHRIFTEN

Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, P.O. Box 315, Gaborone, Tel. 002673153143

Ministerium für Handel und Wirtschaft, Private Bag 004, Gaborone, Tel. 53881

Ministerium für Mineralische Ressourcen und Wasserangelegenheit, Private Bag 0018, Gaborone, Tel. 52454

Wild Life and National Parks, P.O. Box 131, Gaborone, Tel. 51461

Tourismusabteilung, Private Bag 0047, Gaborone, Tel. 53024/3314

BOTSCHAFT BOTSWANA

Akkreditiert für die Bundesrepublik, 169 Avenue de Tervuren, 1150 Brüssel

REGIERUNGSFORM

Botswana ist eine Demokratie, in der alle *Rasse gleiche Rechte haben. Die Freiheit* des Wortes, der Presse und der Vereinigung sind garantiert. Wahlberechtigt sind alle Brüger mit dem Alter von 21. Die Mitglieder des Einkammerparlaments der National Assembly werden direkt von 34 Wahlkreisen gewählt und wählen ihrerseits vier weitere Mitglieder und einen Speaker. Der Präsidentschaftskandidat der Mehrheit der direkt gewählten Parlamentsmitglieder wird Präsident.

GEOGRAPHISCHE LAGE

Botswana hat keinen Zugang zum Meer und liegt auf der Höhe des Wendekreises des Krebses in der Mitte des südafrikanischen Plateaus. Die durchschnittliche Höhe über dem Meeresspiegel ist 1000 Meter, und die Gesamtfläche des Landes beträgt 582 000 Quadratkilometer, etwa die Größe von Frankreich, Kenia oder Madagaskar.

SPRACHE

Die meisten der Bürger Botswanas sind Mitglieder des Setswana-Stammes. Landessprachen sind Setswana und Englisch.

WIRTSCHAFT

Die Hälfte des Haushaltes wird heute durch den Diamantenexport verdient, der über 70 Prozent der Exporterlöse einbringt. Für weitere Erlöse sorgen Kupfer- und Nikkelexporte, Fleisch und der Tourismus. Nationale Währung ist der Pula, der aus einem Korb mehrerer Währungen gebildet wird.

Kapitalhilfe aus Hamburg für die Landwirtschaft

Die Hansestadt will Botswana auch weiter unterstützen

Botswana ist Schwerpunkt der entwicklungspolitischen Projektarbeit Hamburgs“, sagte Bürgermeister Klaus von Dohnanyi anläßlich des Besuches von Staatspräsident Quett K. J. Masire.

Mit 300 000 Mark unterstützte die Hansestadt im letzten Jahr landwirtschaftliche und industrielle Projekte in der Republik Botswana. Bürgermeister Klaus von Dohnanyi: „Das ist eine Art von Hilfe zur Selbsthilfe, damit die Menschen in den Entwicklungsländern ihre Lebensbedingungen aus eigener Kraft verbessern können.“

Hamburgs Zweiter Bürgermeister und Innensenator Alfons Pawelczyk begründete die Entscheidung für Botswana so: „Es ist keine Patenschaft, aber wir wollen unsere Hilfe auf ein Land konzentrieren. Botswana ist ein Nachbarstaat Südafrikas und zählt zu den 36 ärmsten Ländern der Erde. Wir glauben, daß wir diesem Land auch mit begrenzten Mitteln helfen können. Der Senat hat zusammen mit der Regierung von Botswana ein Konzept für konkrete Einzelprojekte erarbeitet. Dazu gehört auch unsere Bitte an die Hamburger Bürger, zum Beispiel im Urlaub unentgeltlich im Lande zu helfen.“

„Unsere Projekte sollen den Binnenmarkt stärken“

Mitte September zog Hamburgs Wirtschaftssenator Volker Lange eine vorläufige Bilanz über das Jahresprogramm 1986. „Unser Schwerpunkt der Arbeit lag in drei Projekten. Sie sollen im Lande selbst dauerhafte Arbeitsplätze in ländlichen Regionen schaffen, um den Binnenmarkt zu stärken.

Der Hintergrund ist politischer Natur. Botswana ist politisch durch die Nähe zu Südafrika eingeengt. Ein Faustpfand der südafrikanischen Regierung sind in diesem Zusammenhang insbesondere die Wanderarbeiter aus den schwarzafrikanischen Nachbarstaaten wie Botswana zum Beispiel.“ Unter Nutzung lokaler Ressourcen werden in wirtschaftlich benachteiligten Regionen neue Arbeitsplätze geschaffen und zusätzliche Einkommensquellen erschlossen. Zwei im Vorjahr begonnene Projekte, die Modellanlage zur Herstellung von Kalk in Segeng und die Schieferproduktion in Dipotsana, wurden mit zusammen 110 000 Mark weiter ausgebaut.

Neue Erwerbsquellen für die Einheimischen

Wegen der langjährigen Trockenheit in der Projektregion ist die Landwirtschaft als Erwerbsgrundlage weitgehend ausgefallen. Die Bevölkerung ist deshalb überwiegend arbeitslos und auf fremde Nahrungsmittelhilfe angewiesen. Durch die Hamburger Projekte entstehen jetzt gewerbliche Arbeitsplätze. Auch muß der in den Anlagen produzierte Kalk und Schiefer für den inländischen Baustoffmarkt nicht mehr aus Südafrika importiert werden.

Günstiger ist das Umfeld für landwirtschaftliche Produktion in Selekolela. Wegen der Wanderarbeit der Männer in Südafrika leben im Dorf überwiegend Frauen, die meist die ökonomische Hauptlast in der Familie tragen. Da es kaum örtliche Erwerbsmöglichkeiten gab, war das Überleben zahlreicher Familien nur durch Nahrungsmittelhilfe gewährleistet.

In einem Dorfentwicklungsprogramm wurden neue Erwerbsquellen erschlossen. Mit 172 000 Mark wurden Gemüseanbau, Abbau von Mineralien, planvolles Sammeln und Vermarkten von Heilkräutern und weitere Maßnahmen gefördert. Gegenwärtig wirken im Rahmen ihres Projektstudiums zwei Studenten der Hamburger Hochschule für Politik an der Projektarbeit in Selekolela mit.

Ein 1985 gefördertes Projekt des Marie-Schlei-Fördervereins in Mabutsane, einem abgelegenen Dorf in der Kalahari-Wüste, wurde mittlerweile erfolgreich abgeschlossen. ng.

Rinderzüchter garantieren die Stabilität des Landes

Das Fleisch wird auch in die Bundesrepublik exportiert

Botswana ist eine Gesellschaft von Rinderzüchtern. Im Kabinett gibt es nur einen, der nicht zu Hause eine Kuh stehen hat, und das ist der Tourismusminister. Der züchtet Hühner und fühlt sich deswegen von seinen Kollegen auch diskriminiert.

Daß Botswana eine Gesellschaft der Rinderzüchter ist, ist übrigens – wie viele sagen – auch der Grund für die innere Stabilität des Landes, denn wer Rinder hat, hat Besitz und fürchtet den Verlust – eine Erfahrung, die unter anderem auch von Herden besitzenden Volksstämmen in Kenia überliefert ist.

Anders als das Geschäft mit den Diamanten ist die Aufzucht und der Verkauf des Fleisches ein mühsames Unterfangen. Rinder brauchen Wasser, und die Trockenheit im vierten Jahr hat dazu geführt, daß von der 2,2 Millionen Stück großen Herde alleine in diesem Jahr 200 000 verhungert sind oder geschlachtet werden mußten. Dann braucht das Fleisch, bis es bei den Verbrauchern in Europa ist, drei Monate, es kann auch nicht geflogen werden. Die Transportkosten nach Kapstadt verschlingen alleine jährlich 2,56 Millionen Pula von den 135 Millionen Umsatz und reduzierten den Gewinn in 1985 auf 14 Millionen. Geld ging auch in den Stabilisationsfonds, der die Verluste der Trokkenheit ausgleichen helfen soll.

Die besten Preise werden in Europa erzielt. Das jährliche Quotum für die Europäische Gemeinschaft beträgt 19 000 metrische Tonnen (bei 40 000 metrischen Tonnen Gesamtexport). Die Europäer zahlen 3000 Dollar die Tonne, verkaufen aber seltsamerweise Fleisch aus Botswana in Angola zum Preis von 1000 Dollar die Tonne, nachdem es eine Reise von 16 000 Kilometern hinter sich hat – und versperren damit den Markt Angola für Botswana.

Auf dem europäischen Markt wird damit nur ein Prozent des Verbrauches erreicht. Die europäischen Bauern, die mit ihren billigen Preisen Botswana etwa den lukrativen Markt im Nahen und Mittleren Osten versperren, haben keinen Grund zu klagen. 80 Prozent des Wertes der Produktion gleich 70 Prozent der Menge gehen in den Export, ein Großteil davon in die Republik Südafrika, die wöchentlich 260 Tonnen erhält.

Das Fleisch, das von der Botswana Meat Commission (BMC) streng überwacht wird, um insbesondere auch den strengen europäischen Auflagen hinsichtlich des Schutzes gegen Rinderpest zu genügen, ist von hoher Qualität. Wegen der Trockenheit und der langen Wege, die die Tiere zurücklegen müssen, um an Wasserplätze und an Nahrung heranzukommen, enthält das Fleisch wenig Fett und ist sehr haltbar. Es wird daher im eigenen Land und etwa auch in Brasilien gerne in Konserven gepackt. In der Bundesrepublik findet es unter anderem in Hamburgern Verwendung.

Nicht nur mit schwierigen Transportwegen oder der Trockenheit, auch mit den Umweltschützern haben die Rinderzüchter zu kämpfen. Als sie in der Kalahari-Wüste Zäune aufstellten, um den Bestand besser gegen die Rinderpest schützen zu können, hieß es, die Kalahari-Wüste würde geopfert, um den Westen mit Botswana-Beef zu versorgen. „Während eine wachsende Zahl von Rindern das Land zu Staub kauen, verhindern Drahtzäune, daß das wandernde Wild Zugang zu den einzigen Wasserquellen hat.“

Die Verantwortlichen in Botswana hören das überhaupt nicht gerne, denn man habe einen Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der Rinderzucht und dem Wild Life gefunden. Man dürfe auch nicht übersehen, daß auch die Tiere unter der Dürre zu leiden hätten. Immerhin seien noch 17 bis 25 Prozent des Landes der Natur vorbehalten. Auch könne von einer Übervölkerung der Kalahari-Rinder keine Rede sein, habe man doch in den letzten Jahren 55 Prozent der Rinder verloren.

Man benötigte die Zäune, um die Impfung gegen die Rinderpest zu gewährleisten, sagt David Finlay, BMC-Direktor. „Die Rinderpest ist ein Killer. 98 Prozent der gesamten Bestände ist beispielsweise im Jahr 1890 an Rinderpest eingegangen“. er

„Wir haben noch viele Kimberleys“

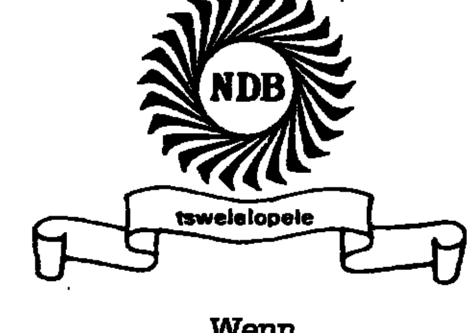
Botswana ist die Nummer drei unter den Diamantenländern in der Welt

Jeder zweite Pula, den Botswana in die Staatskasse bekommt, wird von der de Beers Botswana Mining Company Ltd. verdient. Mehr noch – 70 Prozent der Deviseneinnahmen erwirtschaftet die Gesellschaft, die mehr als 4000 Leute beschäftigt und dafür verantwortlich ist, daß Botswana wertmäßig die Nummer drei unter den Diamantenländern ist hinter der Sowjetunion und Südafrika. Was die Menge der geförderten Karate angeht, ist Australien Nummer eins, Zaire Nummer zwei und Botswana wiederum Dritter.

Die Firma besitzt drei Minen: Orapa, Letlhakane und Jwaneng. Gegründet wurde die Firma 1969, um die Orapa-Mine zu entwickeln, die nach 12jähriger Suche von den Geologen de Beers' 1967 entdeckt wurde. Alle Minen zusammen förderten 1985 12 634 928 Karat. Damit verdiente die Firma im abgelaufenen Jahr netto 482 664 Pula. Die Produktion wird von der Tochter der Botswana Diamant Valuing Company Ltd. sortiert nach Gewicht (ein Karat gleich ein Fünftel Gramm), nach Farbe, Qualität und Form. Nachdem mechanisch die Produktion in 51 verschiedene Register aufgefächert worden ist, wird sie dann durch geschulte Hände in an die 5000 Gruppen gegliedert, geprüft und zum Verkauf freigegeben.

Dafür, daß die Sortierer nicht auch in die eigene Tasche sortieren, sorgen ausgeklügelte Sicherheitsmaßnahmen und 54 Aufseher. Schwund ist jedoch kein Problem, wie Louis Nschindo, der Direktor der Gesellschaft, versichert, denn jeder Versuch hat die sofortige Entlassung zur Folge, ein Risiko, das den Mitarbeitern bislang angesichts der guten Bezahlung und des gesicherten Jobs als zu riskant erschien. Die Minen werden, wenn das gegenwärtige Abbautempo beibehalten wird, sicherlich noch 20 Jahre, vermutlich aber auch noch 100 Jahre für den Wohlstand des Landes sorgen können, sagt Nschindo. Außerdem ist er überzeugt, daß Botswana noch „eine Menge von Kimberleys“ hat – so heißt die größte Diamantenmine der Welt in Südafrika –, aber sie seien noch verborgen.

Ein Problem für die Diamantenindustrie ist nicht der Vorrat, ist auch nicht der Absatz auf den Märkten der Welt in Amsterdam, Frankfurt oder London. Was die Leute besorgt, ist, was passiert, wenn Südafrika die Grenze schließt oder die Minen dichtmacht. Denn die Minen gehören zu gleichen Teilen der Regierung von Botswana und de Beers Consolidated Mines Ltd., und die wiederum sitzt in der Republik Südafrika. ho



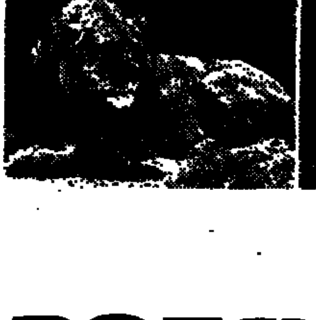


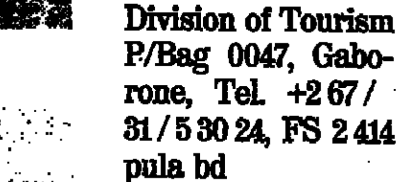
Elefanten gibt's im Norden



Überall moderne Hotels









Wo wilde Elefanten und Löwen durchs Hotelgelände streunen

Ein preiswertes Vergnügen: Safari in den großen Wildreservaten von Botswana

Eine Safari in Afrika ist ganz einfach eine Reise. Wer aber heute noch echte Natur, wilde Tiere in ihrer natürlichen Umgebung erleben will, der muß in ein Land reisen, das abseits des Massentourismus liegt, wie beispielsweise Botswana, wo sich Tier- und Vogelwelt in ursprünglicher Vielfalt erhalten haben.

Der Großteil der Fläche von Botswana wird von der Halbwüste Kalahari eingenommen, die deswegen keine echte Wüste ist, weil fast überall noch etwas wächst, und deshalb Tiere überleben können. Im Norden aber, wo Wasser reichlich vorhanden ist, befinden sich zwei Naturreservate weit abseits der Touristenpfade: das Moremi-Wildreservat mit dem Okavango-Delta und der Chobe-Nationalpark.

Eine Gartenterrasse mitten im Urwald

Zwei Urlaubswochen genügen, ein Linienflug nach Lusaka oder Harare, der Anschlußflug nach Livingstone oder Victoria Falls, und der staunende Reisende steht vor dem Wunder der Victoriafälle, nur 80 Kilometer von Chobe entfernt. Es ist nicht einmal ein Abstecher, geschweige denn ein Umweg: Die Victoriafälle liegen am direkten Weg, und ein Privatflugzeug von Victoria Falls nach Kasane, wo sich die Landepiste von Chobe befindet, kostet kaum mehr als die Abholung im Land Rover.

Wer über Lusaka (Sambia) anreist, landet erst in Livingstone und sollte zumindest eine Nacht dort verbringen, um die Ostseite der Victoriafälle und die Knife Edge Bridge zu besuchen, die einen Ausblick bieten, der von der West- (Zimbabwe-) Seite nicht gegeben ist. Besonders agile Besucher können an der Ostseite sogar bis an den Fuß der Fälle hinabsteigen. Zur Übernachtung bietet sich das Musi-o-Tunya Intercontinental an, das direkt neben dem Ost-Katarakt liegt.

Eine zweite Nacht an den Fällen sollte man in Victoria Falls, Zimbabwe, verbringen. Wer sich im North-Western Hotel wohlgefühlt hat, wird im altehrwürdigen Victoria Falls Hotel noch glücklicher werden, wo bereits vor fünfzig Jahren Bahnreisende auf dem Weg von Kapstadt nach Elisabethville gerne ihre komfortable Schlafwagenreise unterbrachen, um einen Tag in „echt englischem Stil" zu verleben.

Der Ausblick von der Gartenterrasse direkt auf die Stahlbrücke, die Straße und Bahn über die Schlucht von Zimbabwe nach Sambia führt, wird in der Mitte von einer flatternden Fahne unterbrochen, deren bunte Farben mit Zimbabwe-Vogel wie ein Fremdkörper wirken – dort, wenn irgendwo auf der Welt, erwartet man noch den Union Jack.

Von Victoria Falls gelangt man mühelos in zwei Stunden auf der Straße und in wenigen Minuten in der Luft nach Chobe.

Die Chobe Game Lodge wäre auch am Stadtrand von Wien ein bezauberndes Hotel. Der überraschende neomaurische Baustil fügt sich erstaunlich harmonisch in die Landschaft, die Ausstattung der Räumlichkeiten und der Gästeräume ist zugleich bequem und stilgerecht. Die Gartenterrasse ist wunderschön, sämtliche Zimmer haben eigene Terrassen oder Balkone mit Ausblick auf den Chobe-Fluß und auf das gegenüberliegende Ufer in Namibia. Daß es dort südafrikanische Soldaten gibt, stört längst niemanden.

„Hier ist ein Blick auf eines von Afrikas erstaunlichsten Mysterien. Eine Welt aus Wasser und Sand, die sich der Logik entzieht. Wer waren die Menschen, die die Höhlen der Tsodilo-Hügel zeichneten? Erdbeben erschüttern immer noch tief drunten die Wasser des Okavango. Eine 10 000 Quadratkilometer große Wildnis von Inseln, Flüssen und Sümpfen in dem abgelegenen Dürreland im nördlichen Botswana. Hier ist eine Welt der Nomaden, wo 1000 Büffel in die Leere donnern; wo ein Zug von Schmetterlingen Tage braucht um vorüberzufliegen, wo sich hunderttausende Flamingos niederlassen und über Nacht weiterziehen und selbst die Menschen in Bewegung bleiben und der Dünung von Gras und Wasser folgen."

Die hoteleigene Yacht macht Sundowner-Kreuzfahrten auf dem Sambesi zwischen Namibia und Sambia.

Ein Aufenthalt in der Chobe Game Lodge wäre allein fast die Reise wert. Für weniger als 250 Mark pro Person ist ein Appartement mit privatem Schwimmbecken zu haben. Wenn das allzu protzig klingt – man muß die Anlage gesehen haben, um zu begreifen, wie sagenhaft geschmackvoll sogar ein privates Schwimmbecken sich in die Natur einfügen kann.

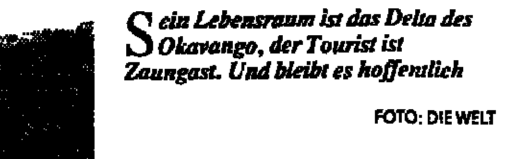
Eine Fahrt im Delta mit dem Baumstammkanu

Ein unvergeßliches Erlebnis ist der Sonnenuntergang, der hier im südlichen Afrika schon nicht mehr ganz so kurz ist wie am Äquator. Die zauberhafte Atmosphäre, der rötliche Himmel, der Chobe-Fluß, gegen den sich die Konturen der Bäume fast wie auf einem Postkartenfoto abheben.

Möglicherweise zeigt sich auf dem gegenüberliegenden Ufer ein Elefant, nachts streunen manchmal wilde Tiere durch das Hotelgelände. Dieser Moment des abendlichen Zaubers hat im ganzen südlichen Afrika Reisende in seinen Bann gezogen, er gab Anlaß zu dem berühmten Sundowner, dem Drink before dinner, dem gerade dort eine besondere Bedeutung zukommt. Der Afrikaforscher und Missionar David Livingstone pflegte nach dem tagelangen Fußmarsch an einem Klapptisch Platz zu nehmen und einen mitgebrachten Whisky aus seiner schottischen Heimat zu trinken.

Um 6.15 Uhr findet die erste Ausfahrt zur Wildbesichtigung statt. Die Wintermonate Mai bis Juli sind morgens besonders kühl und man kann warme Kleidung, Handschuhe und die mitgelieferten Schoßdecken gut vertragen. In der ersten Stunde ist es zum Fotografieren möglicherweise noch zu dunkel; es ist auch schade, den Zauber der Natur immer nur durch die Linse einer Kamera zu betrachten.

Zu früher Morgenstunde, bei Sonnenaufgang, pflegen viele Tiere die Wasserstellen aufzusuchen, aber auch am späten Vormittag kann man vor allem Elefanten häufig am Flußrand beobachten. Der Besucher sollte nicht in der Absicht kommen, möglichst viele Tierarten „abhaken" zu können. Der Zauber der Wildnis liegt darin, Tiere in ihrer natürlichen Umgebung zu beobachten, selbst wenn man nicht genau weiß, wie sie heißen. Auch bei einem längeren Aufenthalt muß nicht jeder das Glück haben, Löwen oder gar Leoparden zu sehen – obwohl gerade die Löwen im Chobe-Park zahlreich sind.





Sein Lebensraum ist das Delta des Okavango, der Tourist ist Zaungast. Und bleibt es hoffentlich

FOTO: DIE WELT

Etwa 35 Kilometer Strecke innerhalb des Chobe-Parks sind auch mit Zweiradantrieb befahrbar, aber die Wahrscheinlichkeit, Raubkatzen zu sehen, ist im Inneren größer – dorthin gelangt man nur im Land Rover.

Elefanten sind in der unmittelbaren Umgebung der Chobe Game Lodge außerordentlich zahlreich, Büffelherden halten sich am Fluß auf und betrachten den Besucher manchmal mit kaum geringerer Neugierde, als der Besucher selbst empfindet.

Von Chobe aus geht es weiter in das Moremi-Wildreservat, zum Okavango. Die Möglichkeiten sind mannigfaltig, und man ist gut beraten, die Weiterreise mit dem Hoteldirektor der Chobe Game Lodge zu besprechen. Die kleine Stadt Maun, die über ein sehr ordentliches Hotel, Riley's, verfügt, gilt als Tor zum Okavango, und viele Okavango-Touren nehmen dort ihren Anfang.

Es wäre müßig, auch nur den Versuch zu unternehmen, die mannigfaltigen Tier- und Vogelarten zu nennen, die den Besucher im Okavango-Delta mit seinem klaren Wasser und seiner farbenfrohen Vegetation erwarten.

Ein besonderes, aber nicht gefährliches Abenteuer ist die Reise von Deltainsel zu Deltainsel im Baumstammkanu – natürlich in Begleitung eines erfahrenen Wärters. Im Okavango verbringt man die Nächte in Zeltlagern, die vom Tourist Department der Regierung ohne Übertreibung als Luxury Tented Camps beschrieben werden. Hier wird häufig besseres Essen serviert als in den Hotels.

Und die meist permanent angelegten Zeltlager bieten eine bequeme, gemütliche Unterkunft nach dem erlebnisreichen Tag.

Die dauernde Anziehungskraft, die das südliche Afrika auf Menschen ausübt, die einmal dort waren, ist kaum zu bestreiten, aber manchmal schwer zu erklären. Für denjenigen, der einmal die Wunder der Natur in Botsuana empfunden hat, ist sie eine Selbstverständlichkeit.

Es ist nicht empfehlenswert, eine solche Reise mit einem Reisebüro vorauszuplanen. Die Möglichkeiten sind zu mannigfaltig und der Geschmack zu verschieden. Die weitaus beste Lösung ist, unabhängig über die Victoriafälle zur Chobe Game Lodge zu reisen und dort den weiteren Vorgang mit dem erfahrenen Direktor des Hotels zu besprechen – der übrigens auch nach vorheriger Absprache die Abholung aus Victoria Falls veranlaßt.

Eine zweite, durchaus empfehlenswerte Adresse ist die Firma Safari Interlink in Harare, die vor allem für Besucher interessant ist, die über Harare anreisen. Auf jeden Fall ist es ratsam mit Helge-Gunnar Haniger, dem Direktor der Chobe Game Lodge, Kontakt aufzunehmen. Obwohl sich die Lodge in Botswana befindet, kommt die Post schneller über P. O. Box 80, Victoria Falls, Zimbabwe, an. Die Nummer des Fernschreibers ist Botswana 2765 chobe bd.

Die Firma Safari Interlink, mit der man allerdings auf Englisch verkehren muß, erreicht man über P. O. Box MP 192, Mount Pleasant, Harare, Zimbabwe (FS-Nr. 2493 zw). Bei Safari Interlink kann man im übrigen auch maßgeschneiderte Touren organisieren, die beispielsweise auch die wunderschönen Wildreservate im Norden Tansanias umfassen.

Für Reisen nach Botswana ist fast jede Jahreszeit richtig, obwohl die Aussichten, gewisse Tier- oder Vogelarten beobachten zu können, je nach Wasserstand verschieden sind. Wer die Möglichkeit hat, die Reisezeit frei zu wählen, sollte sich auch in dieser Hinsicht auf fachkundigen Rat verlassen.

Derzeit benötigen weder Deutsche noch Österreicher ein Visum für Sambia, Zimbabwe oder Botswana. Die gelbe Impfkarte mit Gelbfieberimpfung und möglicherweise Choleraimpfung ist empfehlenswert, wenn sie auch nur für Reisende aus Infektionsgebieten zwingend vorgeschrieben ist. Malaria-Prophylaxe sollte auf jeden Fall genommen werden.

EGON v. LEU

BOTSWANA

Redaktion: H.-H. Holzamer und Klaus Boden, Bonn

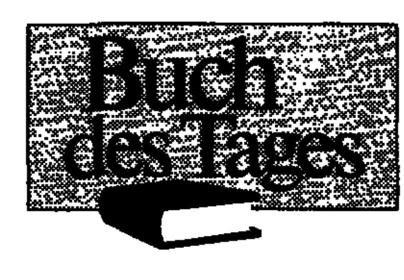
Anzeigen: Hans Biehl, Hamburg

Harald Scherfs Buch „Enttäuschte Hoffnungen“

Wer die Wirtschaft haßt

Umfassende Reformen und Wohlstandssteigerung – das hatte Bundeskanzler Willy Brandt im Herbst 1969 in seiner Regierungserklärung versprochen. Eine florierende Wirtschaft, kaum Arbeitslose und eine geringe Preissteigerungsrate wollten die Sozialdemokraten der deutschen Bevölkerung in den kommenden Jahren erhalten. Doch es kam anders. Als die SPD im Herbst 1982 aus der Regierungsverantwortung entlassen wurde, hinterließ sie ein hohes Defizit in der Staatskasse, nahezu zwei Millionen Arbeitslose und ein sinkendes Bruttosozialprodukt. Die französische Statsbank mußte die D-Mark stützen.

Diese Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit hat Harald



Scherf angeregt, die Wirtschaftspolitik der SPD in der Regierungsverantwortung von 1969 bis 1982 unter die Lupe zu nehmen. In seinem Buch „Enttäuschte Hoffnungen – Wirtschaftspolitik 1969 bis 1982“ untersucht der Professor für Statistik und Volkswirtschaft an der Hamburger Universität, welche Fehler den Sozialdemokraten unter Brandt und Schmidt unterlaufen sind. Der Reiz dieses Werkes liegt nicht zuletzt im genauen Detail.

Denn auf Grund der Genauigkeit, mit der Scherf die wirtschaftspolitischen Träume und ergriffenen Maßnahmen vergleicht, kann auch der wirtschaftspolitische Laie Disharmonien feststellen und insgesamt erkennen, wie wenig damals die „Reformen“ koordiniert waren. Scherf zeigt auf, wo schlichte Machtpolitik Schritte lenkte, die der Sachverstand allein nie gebilligt hätte:

„. . .es durchzieht alle Sozialberichte der sozial-liberalen Regierungen der Geist, als sei Sozialpolitik um so erfolgreicher, um so besser, je größer das Sozialbudget, je größer die Sozialleistungsquote sei. Auch unabhängig von den entsprechenden Finanzierungsschwierigkeiten erscheint niemals der doch naheliegende Gedanke, daß mit wachsendem Wohlstand, mit wachsendem Einkommen der Bürger die staatliche Sozialleistungspflicht abnehme, daß der Bürger seine wirtschaftlichen Belastung selbständiger tragen kann, wenn sein Realeinkommen zunimmt.“

Die Hauptursache des Mißerfolgs sind nach Scherfs Ansicht die Verteilungspolitik der SPD wie der Gewerkschaft, die übertriebene Lohnerhöhung nach sich zog, und die typische leichtfertige Unterschätzung psychologischer Einflüsse auf die Wirtschaft.

Mit der sozialdemokratischen Ideologie, den Parolen gegen die Reichen, mit dem „Kampf um mehr soziale Gerechtigkeit“ wurden immer mehr potentielle Investoren verprellt. Anschaulich schildert Scherf, daß nur Investitionen Kapital schaffen, was dann verteilt werden kann. Die Erkenntnis dieses fundamentalen Zusammenhangs ging damals in der SPD/FDP-Koalition verloren.

„Das Verhältnis Staat und Wirtschaft ist nie richtig geklärt worden“, meint Scherf zusammenfassend. Zwar, so billigt der Hamburger Professor den Sozialdemokraten zu, erkenne auch die SPD die Marktwirtschaft als das überlegene System an. Auf der anderen Seite „gestattet man sich jedoch von der Wirtschaft so zu reden, als handele es sich um einen politischen Gegner und nicht um unser aller Einrichtung“.

Und weiter: „Offenbar genügt es nicht, seinen Mitbürgern wohlzuwollen, die Gesellschaft positiv gestalten zu wollen; man muß einen Teil der Gesellschaft hassen – oder wenigstens so tun und damit Ressentiments schüren.“ Dahinter verbirgt sich das Dilemma der SPD. Denn diese Haltung verunsichert.

Scherfs Buch ist zwar „nur“ eine Retrospektive. Doch es bietet die Möglichkeit, aus Erfahrung zu lernen. Leider hat die SPD selbst noch immer nicht den Glauben an die „Machbarkeit“ der Welt verloren, an die wirtschaftliche Omnipotenz des Staates. Die stark dirigistischen wirtschaftspolitischen Beschlüsse auf dem jüngsten Parteitag in Nürnberg zeigen das, machen Scherfs Buch zu einer Karte möglicher politicher Untiefen.

BENJAMIN PREVE

Harald Scherf: „Enttäuschte Hoffnungen – vergebene Chancen, die Wirtschaftspolitik der sozial-liberalen Koalition 1969 bis 1982“. Vandenhoek u. Ruprecht. 129 S., 14,80 Mark.

Verkörperte für viele den typischen Wiener Raunzer: Helmut Qualtinger (1928–1986) FOTO: DPA

In Wien ist der Schauspieler und Kabarettist Helmut Qualtinger gestorben

Des Herrn Karl kleine Unsterblichkeit

„Manchmal weiß ich nicht, ob ich ein Wiener oder ein Mensch bin“, soll Helmut Qualtinger einmal gesagt haben. Für die „Reichsdeutschen“ gab es diese feinsinnige Unterscheidung nie. Da verkörperte Helmut Qualtinger den typischen Wiener Raunzer und Kleinbürger. Seitdem er mit dem „Herrn Karl“ Furore und in seiner Heimat Skandal gemacht hatte, galt er gewöhnlich als die Inkarnation des Anti-Piefke, jenes ständig aggressiv mosernden Kleinbürgers, der sich immer irgendwie durchwindet, auch auf Kosten anderer, dessen Gedächtnis Bedeutendes leistet – im Verdrängen – und der an nichts schuld ist, aber genau weiß, daß es die anderen sind. „Wan ich die Rettung draußn hör', tatütata, tatütata, dann dreh i mi um im Bett und sag, Gott sei Dank, i bin's net“ sagt dieser „Herr Karl“.

Aber das war ein Mißverständnis. Qualtinger, tatsächlich geburtsechter Wiener, hatte alles andere als eine Gemeindebau-Mentalität. Er war immer aufmüpfig, raunzte nicht nur, sondern kritisierte Wien und die Wiener allenthalben präzise und ätzend – und fühlte sich nicht wohl, wenn er gar zu lange gar zu weit vom Wiener Zentralfriedhof, den er einmal mit André Heller zusammen als Mittelpunkt Wiener Denken und Trachtens besungen hatte, entfernt war.

Dabei war Qualtinger keineswegs der geborene Schauspieler. Er hatte mit einem Medizinstudium begonnen, gründete 1946 als Achtzehnjähriger ein Studentenkabarett, arbeitete als Journalist und Lektor, ehe er 1951 zu der inzwischen längst nostalgisch verklärten Kabarett-Equipe Bronner, Merz, Kehlmann stieß.

Das „Brettl vorm Kopf“, „Glasl vorm Aug“ usw. waren Programme, in denen er nicht nur mitspielte und mitsang, sondern die er auch (zusammen mit Carl Merz) geschrieben hatte. Hier begegnete man zum erstenmal dem „Herrn Travnicek“, der dann 1961 zum noch heute faszinierenden Solo des „Herrn Karl“ auf Bühne, Schallplatte und Fernsehschirm mutierte. Das hat ihn festgelegt, auf die fiesen Typen, die kleinen Tyrannen, wie man sie bei Anzengruber, bei Horvath oder auch bei Joseph Roth findet. Er hat aber auch Dürrenmatt oder den Maske in Sternheims „Hose“ gespielt, scheinbar jovial, doch stets mit lauernder Gefährlichkeit geladen.

Ein Verwandlungsschauspieler ist Qualtinger nie gewesen. Seine massige Gestalt, die etwas hohe, leicht singende Stimme, machten ihn unverwechselbar. Er wurde zu einer Art Friedrich Gulda des Theaters. Man ging hin, um Qualtinger zu sehen und zu hören, egal was er spielte oder las. Mochten es der Dialog zweier alter Schauspieler sein, die sich darüber unterhalten, wie sie den dritten Zwerg in „Schneewittchen“ spielen („Wie ich ihn anlege? Hintergründig“), oder die Anleitungen zum „Ahnderl vergiften“, mochte er sich an „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus oder an „Mein Kampf“ eines gewissen Hitler machen. Man erwartete von Qualtinger stets eine Provokation – aber man nahm ihn nicht ernst.

Als er in „III nach neun“ verkündete: „De Deutschn san bled“, schadete das seiner anschließenden Tournee keinen Deut. Und auch die Wiener sahen seine bösen Wiener-Lieder als einen Schmäh an. Und nun, wo er tot ist, werden sie ihn vollends ins Herz schließen.

PETER JOVISHOFF

Die Schlußbilanz des Bonner Beethoven-Festes

A. Brendels Bagatellen

Das letzte Wort beim diesjährigen Bonner Beethovenfest hatte legitimerweise der Namenspatron mit seiner 9. Sinfonie. Man hat ihm auch Ehre erwiesen und für den Freudenhymnus Extraklasse in Gestalt der Berliner Philharmoniker und des Wiener Singvereins eingeladen. Soll keiner sagen, die Stadt wüßte ihren größten Sohn nicht zu feiern, auch wenn sie ihm diesmal nicht die ungeteilte Aufmerksamkeit zukommen ließ und zur Hälfte aus der Beethovenfeier eine Hommage für Olivier Messiaen machte.

Aber es war sicher auch erst diese aufwendig zustandegebrachte Retrospektive auf das Werk des großen alten Mannes der französischen Gegenwartsmusik, die der Musikfeier Profil gab und jenes Renommee über die Stadtgrenzen hinaus, um das sich kommunale Kulturpolitiker so gern sorgen.

Messiaen war überall dabei, in sich hineinhorchend, ob der reale Klang auch mit dem übereinstimmte, den er in seinem Inneren von seiner Musik mit sich trägt. Wie man hier in dem 78jährigen einen der unabweisbar großen Musiker unserer Zeit feiern konnte, das hat sich als probat, aber nicht unproblematisch erwiesen. Auf den Punkt gebracht: das Interesse von draußen wuchs und das drinnen ließ nach.

Aber unabhängig von solchen demoskopischen Erhebungen, von den erstaunlichen und teilweise grandiosen Musikereignissen dieser Tage dürfen sich die Programmacher bestärkt fühlen. Und die Frage mit Blick auf das nächste Beethovenfest zur Bonner 2000-Jahr-Feier 1989 sollte sich eigentlich nur so stellen: Wo nimmt man einen zweiten Messiaen her? Hans Werner Henze wurde schon ins Gespräch gebracht.

Messiaen hat also der Neuen Musik zu erheblichem Stellenwert beim Beethovenfest verholfen, und umgekehrt Bonn dem frommen Eigenbrötler der zeitgenössischen Musik zu einer Werkpräsentation, in der von den großen Vokal- und Orchesterwerken wenig fehlte und die Kammer-, Klavier und auch die Orgelmusk in wichtigen Beispielen vertreten war. Sie kulminierte am Ende in der ersten kompletten, freilich nur konzertanten Wiederaufführung der Fünf-Stunden-Oper „Saint François d'Assise“ nach der zwiespältigen Pariser Uraufführung von 1983. Zwiespältiges Empfinden allerdings auch diesmal angesichts der Disproportion zwischen frommem Singduktus und orchestraler Brillanz, zwischen der Demutsgestalt des heiligen Franziskus und dem kompositorischen Aufwand, den Messiaens Heiligenverehrung auf 2000 Partiturseiten treibt.

Solche Anmerkungen hat sich die mit Vorliebe auf religiöse Themen gerichtete ungeheure Klangphantasie des Komponisten schon immer eingehandelt; aber auch uneingeschränkte Bewunderung des glanzvollen Orchestersatzes, den der gläubige Ornithologe Messiaen hier in der „Vogelpredigt“ schreibt. Ken Nagano hat mit den niederländischen Rundfunkorchestern und -chören Momente hinreißend mystischer Klangentfaltung in wuchtigen, an Bruckner gemahnenden Unisoni, in symbolischen Leitklängen, in orgiastisch strahlenden Orchesterfarben bewirkt.

Auf die Frage nach der Bühnenwirksamkeit gab es naturgemäß keine Antwort: Das kultische Multimediaspektakel als Alternative zur Konzertaufführung des etwas oratorisch anmutenden Werkes, als „Jesus Christ Superstar“ wird Messiaen nicht gerade Konkurrenz machen wollen. Und dramatisch ist das alles leider absolut unergiebig.

Das andere orchestrale Großwerk, das noch ausgestanden hatte, die riesige Turangalila-Sinfonie von 1949, hier vom Linzer Bruckner-Orchester unter Manfred Mayrhofer eingebracht, kennt solche Probleme nicht, aber monströse Klangorgien hatten die Österreicher an der Sinfonie über die Liebe „von der fleischlichen Leidenschaft bis zur zarten geistigen Ekstase“ schon zu bewältigen, und sie taten es überraschend zuständig.

Neben so konzentrierter Messiaen-Darlegung schien das übrige etwas beiläufig. Brendel spielte Bagatellen von Beethoven und ansonsten Abgelegenes von Liszt. Abbado und die Wiener Philharmoniker konservierten ihre fabelhafte Harmonie in einer wunderschönen Aufführung der „Pastorale“, das Tokyo String Quartet imponierte mit Beethoven pur an drei Abenden, und die Radio-Symphonie-Orchester Berlin und Chailly hatten Glück, daß in ihrem Tourneeprogramm wenigstens ein Beethoven vorkam. Sokolov ließ man mit Strawinsky triumphieren und an Beethovens Hammerklaviersonate scheitern. Fazit: Das Beethovenprogramm hatte nur den Namen, aber kein Konzept.

DIETER SCHÜREN

Italiens Regisseure wären ohne Fernsehen am Ende

Der RAI gehört der Film

Daß der Kinofilm ohne das Fernsehen zum Untergang verdammt sei, haben die italienischen Regisseure schon vor geraumer Zeit erkannt. Bereits zu einem Zeitpunkt, als sich Filmregisseure in anderen Ländern, etwa bei uns, weigerten, mit dem Fernsehen gemeinsame Sache zu machen, drehten Regisseure wie Luici Comencini und Dino Risi Filme für das Fernsehen.

Etwa 100 Filme, die für das Kino gedacht sind, werden Jahr für Jahr in Italien gedreht. Aber nur ein Bruchteil davon gelangt in die Kinos oder stößt dort auf nennenswerte Beachtung. Dieses Los teilen die italienischen Filme durchaus mit deutschen Produktionen. Die meisten landen in einem der Fernsehprogramme, meistens in der RAI, der staatlichen italienischen Fernsehgesellschaft, die drei Programme ausstrahlt.

Wirft man einen Blick auf die Kinofilmproduktionen, so fällt auf, daß fast immer die RAI als Produzentin genannt wird. Als 1984 bei den Filmfestspielen von Cannes Marco Bellocchios Kinoadaption von Pirandellos Theaterstück „Heinrich IV.“ gezeigt wurde, meinte der Regisseur, daß er ohne das Fernsehen seine Projekte niemals verwirklichen könnte: „Dem Fernsehen gehört der Film!“

Auch bei den diesjährigen Filmfestspielen von Venedig stand die RAI an oberster Stelle der Produktionslisten. Comencinis Kommentar dazu, daß er seinen aufwendigen Film „Die Geschichte“ mit Claudia Cardinale mit Geldern der RAI realisiert habe: „Der Film steckt in der Krise. Wir können diese nur überstehen, wenn wir unsere Arroganz vergessen, die wir dem Fernsehen gegenüber empfinden.“ Auch Federico Fellini hat erkannt, daß das große Geld bei den Fernsehsendern liegt. Und so finanziert die RAI auch die meisten Fellini-Filme mit. Daß sie dann eines Tages im Fernsehen gezeigt werden, stört den Regisseur wenig: „Hauptsache, sie werden gesehen.“

Die RAI produziert seit einigen Jahren auch eigene Filme, die sie mit erstklassigen Schauspielern, meistens aus England oder Amerika, besetzt. Diese Filme, zum Beispiel „Christopher Columbus“ mit Faye Dunaway oder „Quo Vadis“ mit Frederic Forrest, sichern ihr hohe Einschaltquoten, was bei den Kinoregisseuren auf wenig Begeisterung stößt. Denn das Kino befindet sich in Italien seit längerem in einer Talsohle. An diesem Zustand sind aber nicht zuletzt die Regisseure selber schuld, die jahrelang ihr Publikum mit überästhetisierten und deprimierenden Stoffen traktiert haben.

Natürlich macht das Fernsehen mit seinen mehr als 400 neuen Filmen allein in der RAI den Kinos ernsthaft Konkurrenz. Italien ist ein klassisches Fernsehland, das neben seinen staatlichen Sendern zahlreiche Privatprogramme und dazu seit einiger Zeit auch noch Kabel- und Satellitenfernsehen anbieten kann.

MARGARETE v. SCHWARZKOPF

Intendant Bausch (SDR) wirft Rechnungshof Anmaßung vor

In einem Brief an den Landtag von Baden-Württemberg weist der Intendant des Süddeutschen Rundfunks, Hans Bausch, die Kritik des Landes-Rechnungshofes am SDR (WELT vom 6. September) zurück: Der Rechnungshof habe „nicht die Kompetenz des jüngsten Gerichts“, schreibt er und bezweifelt dessen „Qualifikation, in ein paar wenigen Wochen die Spielregeln der Rundfunkökonomie zu erfassen“.

Der Rechnungshof hatte unter anderem bemängelt, daß „etwa drei Viertel der Redakteure in Leitungsfunktionen vergütet“ werden. Bausch dazu: Leitungsfunktionen einer Behörde seien „unvergleichbar“ mit denen des Rundfunks; „ich kann es nur als positiv bewerten, daß so viele Redakteure unmittelbar persönlich Verantwortung für dieses oder jenes Programm tragen“. Zur Kritik, daß „in nicht unerheblichem Umfang“ Aufträge an Dritte erteilt werden, obwohl das SDR-Personal nicht ausgelastet ist, schreibt Bausch: „Der Rechnungshof maßt sich ein Urteil darüber an . . . als handele es sich (bei Fernsehproduktionen) um eine immer wiederkehrende Tätigkeit wie im Streifendient der Polizei.“ Überhaupt betont Bausch mehrfach die „Unvergleichbarkeit“ des Rundfunks mit dem öffentlichen Dienst.

Vom 1. Oktober an prüft der Rechnungshof die Finanzstruktur des Senders. Im ersten Bericht schrieb er: „Die Innenrevision kommt ihren eigentlichen innerbetrieblichen Prüfungsaufgaben nur in sehr begrenztem Umfang nach.“ Gegen ein Landesgesetz von 1982, daß die Prüfungsbefugnis des Rechnungshofes im SDR festschreibt, klagt der Sender vor dem Bundes-Verfassungsgericht. Das Urteil wird Ende dieses Jahres erwartet.

da

Koreanischer Tag im ZDF. Zwei Reportagen über die Innenpolitik und die Vorbereitungen der olympischen Spiele (19.30 und 22.30 Uhr), dann ein Spielfilm im Rahmen der Suchtwoche: **Mandala – die blinden Augen des Herzens** (23.05 Uhr). Der buddhistische Wandermönch Pobun lernt den als Mönch gekleideten Chisan (Chon Musung) kennen. Der erzählt ihm, warum er aus seinem Orden ausgeschlossen wurde und an die Flasche kam: Er hatte sich in Okaun (Pang Hui) verliebt, die sich der Prostitution zuwandte. Übrigens: Auch der „Kulturweltspiegel“ der ARD (23 Uhr) geht auf Südkorea ein. FOTO: TB

KRITIK

Die Kamera als Zerrspiegel

So einfach ist das also: Man fährt für ein paar Tage nach Paris, läßt sich von einer verbissenen Menschenrechtskämpferin namens Elisabeth D. in die farbige Schickeria unter Frankreichs vier Millionen Eingewanderten einführen und macht dann einen dreiviertelstündigen „Dokumentarfilm“ über das Rassenproblem im Nachbarland: **Für euch der Tag, für uns die Nacht** (ARD). Ein Problem, das ungleich komplexer ist als in den Ländern mit kürzerer kolonialer Vergangenheit, das, würde man die Einwandererzahlen Frankreichs prozentual auf die Bundesrepublik übertragen, bei uns größere Existenzängste auslösen würde als dort, und das, genau wie bei uns, von der Regierung einer einvernehmlichen Lösung zugeführt werden muß. Dazu ist nicht hilflich, wenn man mit einem Zerrspiegel an die Arbeit geht.

Da wird suggeriert, daß Frankreich ein Land des Rassenhasses ist. Man sieht den Rechtsextremisten Le Pen, dessen Erfolg in der Tat auf Überfremdungsängste gerade der Arbeiterschaft zurückzuführen war, dessen Einfluß aber längst wieder schwindet. Man sieht Polizisten, die im nächtlichen Paris Razzias auf Araber veranstalten. Man kanzelt die Tageszeitung „Figaro“ als „faschistisches Anti-Fremden-Kampfblatt des Robert Hersant“ ab. In Wahrheit aber redet gerade sie der vernünftigen Eingliederung das Wort. Grotesk ist, den Wunsch der französischen Regierung nach mehr Kindern als Ausfluß der Fremdenfeindlichkeit darzustellen.

Wahr ist an Michael Busses Film, daß Frankreich eine „Parallel-Kultur“ kennt, die das immense kulturelle Patrimonium nur bereichern kann. Wahr ist, daß es der farbige Arbeitslose schwerer hat als sein französischer Schicksalsgenosse, einen Job zu bekommen. Aber der Algerier, der das erläutert, trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er seine Landsleute auffordert, sich zur Überwindung des Handikaps zur Eingliederung in die Gastgemeinschaft zu bequemen. Hier nämlich liegt, in Frankreich wie bei uns, der Hase im Pfeffer.

Was Busse nicht zeigt, ist, daß man in Paris nach 20 Uhr in der Metro praktisch keinen Einheimischen mehr antrifft, daß die Drogenszene von den Schwarzen und Braunen beherrscht wird, daß Arbeitskämpfe über den Kopf der Gewerkschaften hinweg von Einwanderern ausgelöst werden und sich die Polizei in einige Pariser Viertel nicht mehr hineintraut. Gerade die Sorge, Teil-Souveränitäten an unkontrollierbar gewordene Einwanderergruppen zu verlieren, hat die sozialistische Regierung in ihrer Endphase zur Eindämmung ihrer Einwanderungspolitik genötigt.

AUGUST GRAF KAGENECK

ARD | ZDF

ARD/ZDF-VORMITTAGSPROGRAMM

9.45 Info: Gesundheit
Start der Suchtwoche
Telefon: 06131 / 951
10.00 Tagesschau/Tagesthemen
10.23 Hallo, Max Greger!
11.25 Jonas
12.10 Umschau
12.25 WISO
12.55 Presseschau
13.00 Tagesschau

ARD

15.50 Tagesschau
16.00 Frauengeschichten
Eine nicht friedfertige Frau: Margarete Mitscherlich-Nielsen
Film von Leonore Paurat
Die Ehefrau des verstorbenen Alexander Mitscherlich kann auf viele eigenständige Arbeiten in Psychoanalyse und Literatur verweisen.
16.45 Spaß am Dienstag
Mit Werner und Zini
17.45 Tagesschau
17.55 Regionalprogramme
20.00 Tagesschau
20.15 Alles oder Nichts
Spiel und Show mit Max Schautzer
Komponist Robert Scholz steht im Mittelpunkt des Ratespiels.
Experte: Professor Marcel Prawy
21.00 Panorama
Themen: Strauß in Schwandorf
Verkauf der Neuen Heimat
Berlin: 15 Jahre Vier-Mächte-Status
Staatsanwälte in Arztpraxen
Moderation: Peter Gatter
21.45 Dallas
Eifersucht
22.30 Tagesthemen
23.00 Kulturweltspiegel
Mit Hansjürgen Rosenbauer
Themen: Verfilmung von „Der Name der Rose“
Film-Zensur in Südkorea
Indonesiens Romancier Pramoedeya Ananta Toer
Die Warli, Indiens Ureinwohner
23.45 Tagesschau
23.50 Nachtgedanken

ZDF

16.00 heute
16.04 Pinnwand
16.20 Pfiff
Sportstudio für junge Zuschauer
17.00 heute / Aus den Ländern
17.15 Tele-Illustrierte
17.45 Mit dem Kopf durch die Wand
Familien-Quiz
18.20 Der Untermieter
Mit Dieter Hallervorden
19.00 heute
19.30 Klimmzüge für Olympia
Günter Ederer berichtet aus Südkorea über die innenpolitischen Vorbereitungen für die olympischen Spiele 1988
20.15 Die netten Leute von nebenan
Amerikanischer Spielfilm (1969)
Mit Eli Wallach, Julie Harris
Regie: David Greene
Deutsche Erstaufführung
Die Nachbarfamilien Mason und Hoffman sind zufriedene amerikanische Durchschnittsmenschen. Bis die Mason-Tochter (16) LSD nimmt.
21.45 heute-journal
22.05 Suchtwoche aktuell
22.10 Die Einen den Anderen
Videofilm von Marcel Odenbach
22.30 Schamanen unter Wolkenkratzern
Bedrängt von den Einflüssen Chinas, Japans und der USA hat Süd-Korea Orientierungsprobleme. Von den Versuchen, sich der Welt als Kulturvolk darzustellen, berichtet Anke Ritter.
23.05 Mandala – die blinden Augen des Herzens
Südkoreanischer Spielfilm (1981)
Regie: Yim Gwont'aek
0.45 heute

III.

WEST
18.00 Telekolleg II
18.30 Sesamstraße
19.00 Aktuelle Stunde
20.00 Tagesschau
20.00 Franz von Assisi
Er starb vor 760 Jahren
20.15 Mut zum Träumen
Bilanz der Aktion aus Anlaß des 40jährigen Bestehens von NRW
20.35 Classic Aid
(siehe Nord)
23.55 Nachrichten

NORD
18.00 Sesamstraße
18.30 Formel Eins
19.15 Kindsein ist kein Kinderspiel
Kindgerechtes Wohnen
20.00 Tagesschau
20.15 Schaufenster
Wirtschaftsmagazin
20.35 Classic Aid
Wohltätigkeitsveranstaltung in Genf zugunsten des UN-Flüchtlingskommissars
Mit L. Pavarotti, G. Lollobrigida, Y. Menuhin, I. Stern, A.-S. Mutter, G. Kremer, P. Ustinov
In der Pause:
21.55 Die Westschweiz
Dokumentation über Genf und Waadtland
(bis 22.25 Uhr)
23.55 Nachrichten

HESSEN
18.00 Sesamstraße
18.32 Formel Eins
19.20 Hessenschau
19.55 Drei aktuell
20.00 Filmmagazin
ab 20.35 Uhr wie NORD

SÜDWEST
18.00 Sesamstraße
18.30 Schwarzes Theater
18.55 Zoos der Welt
18.58 Schlagzeilen
19.00 Abendschau/Blick ins Land
19.26 Sandmännchen
19.30 Arbeitsplätze
Lieber bös als fad
20.15 Aktuell/Neues
20.35 Classic Aid
(siehe Nord)
23.57 Mietrecht
8. Bittere Wahrheiten
0.05 Nachrichten

BAYERN
18.15 Auf die Plätze . . .
Schüler-Sportmagazin
18.45 Rundschau
19.00 Parteien zur Wahl
19.05 Jetzt red i
19.55 Z. E. N.
20.00 Zwischen Mariaberg und Hofgarten
20.45 Classic Aid
(siehe Nord)
23.30 Rundschau



15.00 Marco
Anschließend: Mitsing-Songs
15.30 Lassie
16.00 Musicbox
17.00 Tarzan
Tödliche Revanche
Anschl.: Rund um die Welt
18.00 Verliebt in eine Hexe
Die Wunderpillen
Anschließend: Zauber der Magie
18.30 APF blick
18.45 Schirm, Charme, Melone
2 : 1 = 1
Anschließend: Goldies
19.45 Love Boat
20.40 Airwolf
40 Millionen Dollar für Santini
21.30 APF blick
Aktuelles, Show und Künste, Sport, Quiz und Wetter
22.15 F. A. Z. etten
Zwischen Kalkül und Kalkutta
Zur Eröffnung der Internationalen Frankfurter Buchmesse 1986
22.45 Starsky & Hutch
23.35 APF blick



19.00 Nachbar Europa
Wiktor Andrejewitsch Leschtschenko, Stahlarbeiter in Donezk (UdSSR)
Film von Peter Bauer
19.45 Recht für jeden
Moderation: Tilman Steiner
20.00 Tagesschau
20.15 Uta (11/12)
21.05 Ein Abend mit Friedrich Dürrenmatt
Der Schweizer Dramatiker erzählt über sein Leben und Werk
Von Charlotte Kerr (seiner Frau)
1.05 Nachrichten



18.00 Mini-ZiB
18.10 Rund um Arbeit
Neue Chancen durch neue Technologien
Mit Ramona Leiß, Hans E. Lorenz
19.00 heute
19.20 Studio
19.30 Ein zauberhaftes Biest
Mit Gerd Baltus, Beate Bock, Susanne Uhlen, Eva Pflug
Regie: Hartmut Griesmayr
20.15 auslandsjournal
Moderation: Stefan Pauli
21.15 Zeit im Bild 2
21.35 Kulturjournal
21.45 Club 2
Anschließend: Nachrichten



18.15 Deutsche Szene/Regional 7
18.35 Hans-Werner kauft alles
18.53 7 vor 7
19.22 Karlchen
19.30 Knight Rider
20.15 RTL-Spiel
20.20 Filmvorschau
20.30 Ein erfolgreicher Blindgänger
Englischer Spielfilm (1968)
Mit Albert Finney, Liza Minnelli
Regie: Albert Finney
22.00 RTL-Spiel
22.05 Popeye
22.10 Blick in die Welt
Vor 30 Jahren
22.20 Wetter/Horoskop/Betthupferl
23.30 Wall Street Final

Katerliese Marquez

gaz – Ein ranziges Schmankerl servierte eine deutsche Tageszeitung in ihrer Wochenendbeilage: das Reisefeuilleton des kolumbianischen Literatur-Nobelpreisträgers und überzeugten Leninisten Gabriel Garcia Marquez, das dieser – man höre und staune – 1959, also zwei Jahre vor dem Bau der Mauer, über eine Rundfahrt durch die Bundesrepublik und die „DDR" geschrieben hatte.

Der Bericht strotzt von unverdauten Klischees, aber immerhin ist Marquez klaräugig genug, um die äußerliche Verkommenheit und innere Stockigkeit der Verhältnisse im kommunistischen Teil Deutschlands zu registrieren. „Dies ist ein furchtbares Land", läßt er seine ihn begleitende Freundin sagen, um dann folgende Sequenz anzufügen:

„Für uns war unbegreiflich, daß *das ostdeutsche Volk die Macht*, die Produktionsmittel, den Handel, die Banken, das Verkehrswesen übernommen hatte und trotzdem ein trauriges Volk, das traurigste Volk war, das ich jemals gesehen hatte."

Die mörderische, Gehirn und Sinne verklebende Macht gewisser Ideologien wird wohl selten so schlagend demonstriert wie hier. Der Mann sieht und registriert allerorten die totale Ohnmacht des „ostdeutschen Volkes", die russischen Panzer, die sich drohend über die Autobahnen wälzen, das riesige Aufgebot an Militär in den Städten, die leeren, mit Pappmaché-Attrappen verzierten Schaufenster *der Läden, die ausgepowerten*, schlecht gekleideten Werktätigen. Aber in seinem Kopf sitzt nun einmal der Tick: Die sind doch „befreit", die haben doch „übernommen", denen „gehört" doch alles. Und so fragt er denn, begriffsstutzig wie das berüchtigte Katerlieschen im Märchen, das alles wörtlich *nimmt: Warum sind die denn „trotzdem" so traurig?*

Dabei waren die Leute, denen Marquez begegnete, wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb so traurig, weil sie den dämlichen Ausländer nicht einfach wegjagen durften. Der Frieder machte es bekanntlich so mit seinem Katerlieschen, das anschließend verdientermaßen unter die Spitzbuben fiel.

Die Opfer ehren, der tapferen Krieger gedenken, den Krieg nicht glorifizieren – Politische Denkmalskultur im modernen Israel

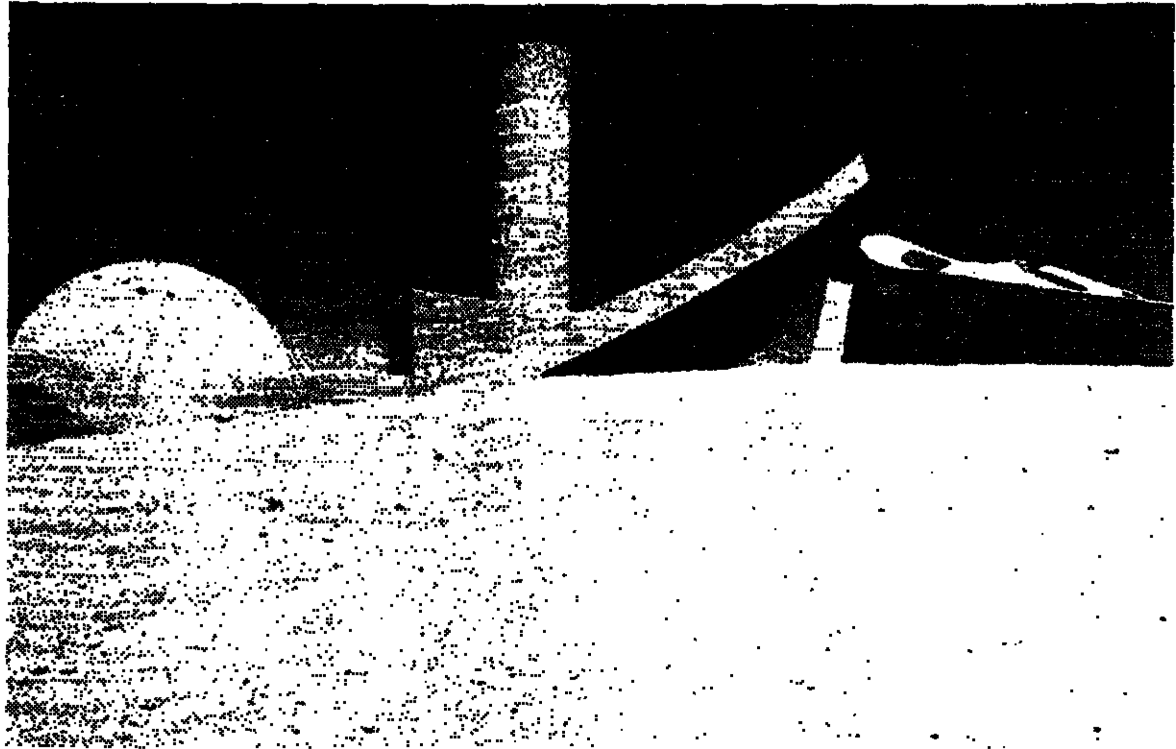
Der Löwe, der Tränen vergießt, meint die Zukunft

Im Tod sind wir alle gleich. Diese Weisheit scheint nicht mehr zu gelten, wenn man die Debatten in und um Bonn verfolgt. Das fängt damit an, ob man den Toten des Krieges ein *Denkmal, Mahnmal*, eine Mahn- und/oder Gedenkstätte errichten solle. Und es endet noch lange nicht damit, welcher Opfer überhaupt gedacht werden „darf" – wobei nicht wenige jeden Soldaten den „Tätern" zuzurechnen trachten, die der Miß- und Verachtung wert seien. Bei dieser würdelosen Wortklauberei kann die *entscheidende* Frage, wie denn ein solches Denkmal zu gestalten sei, verdrängt werden. „Die Unfähigkeit zu trauern" erweist sich dabei – allerdings anders als es Mitscherlich seinerzeit meinte – als „die Unfähigkeit, die Geschichte zu akzeptieren" (und sie nicht zu ideologisieren).

Wie machen es die anderen, wie *macht es zum Beispiel Israel?* Dort gibt es eine ganze Anzahl interessanter Denkmalkomplexe, von deren Gestaltung auch wir in der Bundesrepublik lernen können. Denkmäler gelten in Israel den Opfern des Nationalsozialismus und den Gefallenen der Kriege, die das Land um seine Existenz führen mußte. Das sind in beiden Fällen Ereignisse, die außerhalb der Diskussion stehen. Auseinandersetzungen hat es deshalb auch nicht um den Inhalt, wohl aber um die *Form* der Gedenkstätten gegeben.

Die Tel Aviver zum Beispiel können sich noch immer nicht mit dem *Holocaust-Memorial* von Yigal Tumarkin vor dem Stadthaus abfinden. Es besteht aus zwei Pyramiden mit Dreieckgrundriß, die mit der Spitze aufeinander stehen. Die untere ist aus Beton, die obere aus Glas. Das Monument, das von der Straße aus wie die artistische Übung eines Statikers wirkt, gibt seine Symbolik nur aus der Vogelperspektive preis. Dann nämlich verbinden sich die dreieckigen Grundflächen zum Davidstern.

Das Beispiel macht deutlich, daß von einem Denkmal eine Sprache verlangt wird, die ohne Dolmetscher verständlich ist. Die Gestaltungsmittel der zeitgenössischen Kunst sind für diese Sprache durchaus geeignet. Das hat Yigal Tumarkin mit seiner Friedenssäule auf einer Anhöhe gegenüber dem Hinnom-Tal in Jerusalem bewiesen. Sie wurde 1966 errichtet, also ein Jahr bevor die Grenze, die



Gilt in seiner Geschlossenheit als vorbildlich: Dani Karavans „Negev-Monument" bei Beer Sheba (Beton, 100 mal 100 Meter) mit dem zwanzig Meter hohen Turm FOTO: DIE WELT

die Stadt in einen israelischen und *einen jordanischen Teil spaltete, fiel.* Es ist eine viereckige Säule aus dem überall in Jerusalem verwendeten hellen Stein, die über die schwarzgestrichene Basis aus Beton von Stahlelementen angehoben wird. Diese Reste von Waffen und verbogenen Metallplatten bilden die Silhouette eines Pfluges. Die Hoffnung auf Frieden, von der das Denkmal *spricht*, findet auf dem Sockel (in Hebräisch und Arabisch) Ausdruck in dem Wort Jesajas: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert *aufheben, und werden fortan nicht* mehr kriegen lernen."

Ganz ähnliche Gestaltungsprinzipien prägen auch das Denkmal in der Jordansenke auf halbem Wege zwischen dem Toten Meer und dem See Genezareth, *das – auf einem Hügel* errichtet – schon von weitem wie eine mächtige Waffe ins Auge fällt. Es ist die Gedenkstätte für alle im Jordantal Gefallenen. Das Hauptelement, aufragend wie ein riesiges Gewehr, wurde *aus den demolierten* Resten der Kämpfe zusammengeschweißt. Es wird von einer Rampe aus Beton gestützt und von einer bogenförmigen Mauer, die die Namen der Soldaten trägt, eingefaßt.

Das Jordan-Denkmal erreicht allerdings nicht die Geschlossenheit des Negev-Monuments, das Dani Karavan 1963 bis 1968 auf einer Höhe vor Beer Sheba zur Erinnerung an die *Negev-Brigade errichtet hat. Es* besteht aus Mauern, Kuppeln, Zeltformen, die einerseits an alte Bastionen erinnern, andererseits die Geländebewegungen der umgebenden Wüste aufnehmen. Die künstlichen Betonformen, die sich der Landschaft anpassen, überragt ein zwanzig Meter hoher Rundturm. So entstand ein Ort *der Erinnerung, dem das Abweisende* oder Bizarre so vieler anderer Gedenkstätten gänzlich fehlt.

Fast unauffällig wirkt demgegenüber das kleine Denkmal in Jerusalem vor dem Stephans- oder Löwentor. Es ist ein stilisierter Vogel, eine Art Phönix, der das Gedächtnis an *die Fallschirmjäger* bewahrt, die unter großen Opfern von hier aus als erste in die Altstadt vordrangen.

„Meine Kunst ist zwar dem Frieden gewidmet, illustriert ihn aber nicht", hat Dani Karavan einmal gesagt. Entsprechendes läßt sich von den Denkmälern sagen, die zwar an die Kriege und ihre Opfer erinnern, den Kampf aber nicht glorifizieren. Die lärmenden Denkmalsbekundungen, zu de*nen die Kriegerdenkmäler im* Europa des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verführten, sind Israel im Bewußtsein seiner Geschichte fremd. Es ist ein verhaltenes, stilles, erstaunlich unpathetisches Gedenken, das diese Stätten der Erinnerung prägt.

Die wichtigste ist Yad Vashem im Westen Jerusalems, die Gedenkstätte für Holocaust und Heldentum. Ihr Zentrum ist die quadratische Ge*denkhalle mit Mauern aus mächtigen* Basaltsteinen und einem zeltartigen Betondach, in der eine ewige Flamme brennt und deren Mosaikboden lediglich die Namen von 22 Vernichtungslagern trägt. Darum gruppieren sich eine Synagoge, ein Historisches und ein Kunstmuseum sowie Auditorien, Bibliothek, Archive und im umgebenden Garten mehrere Denkmäler. So erinnert eine Skulptur von Boris Saktsier an Janusz Korczak. Sie zeigt *eine Kindergruppe eng um einen größeren* Kopf geschart und teilweise von einer Hand schützend umfangen. Das ist eine Denkmalssprache, die keiner Erläuterung bedarf.

Dasselbe gilt von Nandor Glids Bronzeplastik für die in den Vernichtungslagern Ermordeten. Was von fern wie ein Gitterornament wirkt, *sind dürre, qualvoll verrenkte* Leiber zwischen Fragmenten des Stacheldrahtes, wobei beide Elemente stark vereinfacht sind, ohne deswegen an Eindeutigkeit zu verlieren. Die 21 Meter hohe, leicht konkave „Säule des Heldentums" von Buky Schwartz verrät dagegen *lediglich* durch die (hebräische) Inschrift, daß sie den Aufständischen in den Lagern, den Partisanen, Widerstandskämpfern und den Soldaten, die für Erez Israel ihr Leben gaben, gewidmet ist.

In dieser Umgebung wirkt ein schlichtes Holzboot scheinbar fremd. Eine Tafel verrät jedoch, daß mit diesem *Kahn 600 Juden zu den Fischer*booten gebracht wurden, die die (insgesamt 8000) dänischen Juden, die rechtzeitig gewarnt worden waren, vor dem Zugriff der Nationalsozialisten nach Schweden retteten. An dasselbe Ereignis erinnert auch das *Denkmal* von Roda Reilinger *auf* dem Dänemark-Platz in Jerusalem. Aus schwarzen Stahlbalken formt sich da die Andeutung an einen Schiffssteven, der der Küste, die durch Betonblöcke symbolisiert wird, zustrebt.

Denkmäler sind in Israel nicht nur Orte der Trauer. Nicht zufällig schildert die Gedenkwand von Naftali Be*zem in der Eingangshalle* des Historischen Museums in Yad Vashem den Weg von der Vernichtung zur Wiedergeburt. Dazu bedient sie sich einer Symbolsprache – wie Fisch, Leuchter, Leiter usw. –, die jedem Juden vertraut ist. Und der Löwe am Ende der Bildfolge, der Tränen vergießt, während hinter ihm die Blätter des Sabra emporwachsen, verbindet für jeden die tragische Vergangenheit mit Zukunftsgewißheit. Aus diesem Geist ist es leicht, Denkmäler zu errichten.

PETER DITTMAR

JOURNAL

Rettung gotischer Kathedralen gefordert

KNA, **Mailand**

Rasche und umfassende Umweltschutzmaßnahmen zur Rettung der bedeutenden mittelalterlichen Kirchen hat der Wiener Dombaumeister Kurt Stögerer in Mailand bei einem Kongreß über gotische Kathedralen gefordert. Die „Vereinigung europäischer Kathedralen" solle „sich zumindest europaweit massiv dafür einzusetzen, daß sämtliche technischen Anlagen, die Schadstoffe in die Luft abgeben, mit entsprechenden Filtern versehen oder geschlossen werden".

Michael Krüger wird Verlagsleiter bei Hanser

dpa, **München**

Michael Krüger – Autor, Herausgeber der Literaturzeitschrift „Akzente" und langjähriger Mitarbeiter des Münchner Verlags Carl Hanser – wurde zum Verlagsleiter des literarischen Zweigs dieses Unternehmens berufen. Von Krüger wird erwartet, daß er das Programm im Sinne des verstorbenen Verlegers Christoph Schlotterer weiterführt.

Bonn will die neue Musik fördern

dpa, **Bonn**

Die Bundesregierung, die jährlich für die allgemeine Musikförderung 23 Millionen Mark ausgibt, will auch die zeitgenössische Musik *künftig* unterstützen. Das sicherte der Parlamentarische Staatssekretär des zuständigen Innenministeriums, Horst Waffenschmidt, auf einer Fachkonferenz über die Förderung zeitgenössischer Musik in Bonn zu. Nach seinen Angaben erhält der Deutsche Musikrat aus den Bonner Mitteln jährlich eine Million Mark für sein der zeitgenössischen Musik gewidmetes Projekt.

Venezuela und Schweden beim Kinderfilmfest vorn

LZ, **Frankfurt**

Mit der Verleihung der Preise durch die paritätisch mit Kindern und Erwachsenen besetzte Jury ging das 12. Internationale Kinderfilmfest in Frankfurt zu Ende. Ausgezeichnet wurden der venezolanische Film „Die kleine Revolte" und der schwedische Beitrag „Mein Leben als Hund" von Lasse Hallström. Das Festival war im übrigen gekennzeichnet durch eine starke Präsenz der „DDR" und der UdSSR, die demnächst in München ein eigenes „Festival des sowjetischen Kinderfilms" veranstalten wird.

AUSSTELLUNGS-KALENDER

Berlin: Ruinenromantik und Antikensehnsucht – Kunstbibliothek (bis 15. Nov.)

Von Beuys bis Stella – Kupferstichkabinett (bis 23. Nov.)

Christian Attersee – Nationalgalerie (bis 2. Nov.)

Bonn: Bruce Naumann: Zeichnungen 1965–1986 – Städt. Kunstmuseum (bis 16. Nov.)

Braunschweig: Kunst der Goethezeit – Herzog-Anton-Ulrich-Museum (bis 26. Okt.)

Bremen: Blaue Dünen irisieren – Kunsthalle (4. Okt. bis 9. Nov.)

Cappenberg bei Unna: Islamische Kunst – Schloß (bis 23. Nov.)

Düsseldorf: Deutsche Keramik von 1950 bis 1980 – Hetjens-Museum (bis 30. Nov.)

Bruno Goller – Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen (5. Okt. bis 9. Nov.)

Joseph Beuys: Wasserfarben – Kunsthalle (bis 16. Nov.)

Frankfurt: Zinn des Barock – Museum für Kunsthandwerk (15. Okt. bis 1. Febr. 1987)

Frechen: 8. Internationale Grafik Triennale (5. Okt. bis 23. Nov.)

Hannover: Photographie und Bauhaus – Kestner-Gesellschaft (bis 2. Nov.)

Höhr-Grenzhausen: Aspekte zeitgenössischer Keramik Frankreichs – Keramikmuseum Westerwald (bis 19. Okt.)

Krefeld: Der Dramatische Raum: Hans Poelzig – Kunstmuseum (5. Okt. bis 7. Dez.)

Ludwigshafen/Rh.: Giuseppe Santomaso – Wilhelm-Hack-Museum (bis 2. Nov.)

Mannheim: Les Nouveaux Réalistes – Kunsthalle (bis 4. Jan. 1987)

Mönchengladbach: Sammlung Etzold – Abteiberg-Museum (12. Okt. bis 20. April 1987)

München: Albertina Wien: Zeichnungen von 1450 bis 1950 – Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung (bis 19. Nov.)

Eduard Thöny – Villa Stuck (bis 23. Nov.)

Münster: Bernhard Pankok – Westf. Landesmuseum (bis 9. Nov.)

Neuss: Adalbert Trillhaase – Clemens-Sels-Museum (bis 2. Nov.)

Nürnberg: Mit Zirkel und Richtscheit: Albrecht Dürers „Unterweisung und Messung" – Albrecht-Dürer-Haus (bis 31. Dez.)

„Vorwärts, vorwärts sollst du schauen . . ." Geschichte, Politik und Kunst unter König Ludwig I. – German. Nationalmuseum (bis 9. Nov.)

Der Traum vom Raum: Gemalte Architektur aus sieben Jahrhunderten – Kunst- und Norishalle (bis 23. Nov.)

Offenbach: Fünfundzwanzig Jahre Berliner Handpresse – Klingspor-Museum (bis 2. Nov.)

Schloß Burg an der Wupper: Tibet: Kunstschätze aus vier Jahrtausenden – Bergisches Museum (bis 26. Okt.)

Stuttgart: Künstler in Deutschland 1900–1945 – Kunstverein (bis 9. Nov.)

Tübingen: Ingres/Delacroix – Kunsthalle (bis 26. Okt.)

Zürich: Oskar Kokoschka – Kunsthaus (bis 9. Nov.)

Die ganze Palette der wortlosen Kunst – Das Gauklerfestival 1986 in Köln

Münchhausens farbenfrohe Träume

Er sitzt auf einer Kanonenkugel und fliegt über Städte und Landschaften. Unter seinen bitteren Blikken zieht er am Rheinpanorama vorbei. Hinter den gewaltigen Dächern des neuen Kölner Musentempels lugen noch soeben die Domspitzen hervor. Aus Pappmaché natürlich. Szenenapplaus für Milan Sladeks „Münchhausen" am Premierenabend des Gauklerfestivals 1986. Der russisch-kaiserliche Rittmeister Karl Friedrich von Münchhausen, er wäre hocherfreut gewesen, hätte er sehen können, was der berühmte Pantomime mit samt seiner Kompanie des Theaters Kefka auf die Bühne gebracht hat.

Wohl nur selten zuvor haben die legendären Lügengeschichten so fröhliche und trickreiche Urständ gefeiert. Damit hat auch das Festival der Gaukler, das in dieser Woche zum elften Mal seine Besucher in Scharen anlockt, einen gelungenen Auftakt gefunden. Über 20 Künstlergruppen mit Aufführungen von der klassischen Pantomime bis zur elektronisch gestrickten Performance lassen die ganze Palette der wortlosen Kunst lebendig werden. Und die ist überaus reichhaltig. Mit der Inszenierung des „Münchhausen" hat Milan Sladek, der in Köln allen kulturpolitischen Widrigkeiten zum Trotz, ein festes Haus und Ensemble unterhält, gleichsam den traditionsträchtigen Kontrapunkt gesetzt. Alles ist reine Spielfreude und farbenfrohe Träumerei.

Sladek bedient sich einer alten Technik, um die Geschichten des Lügenbarons plastisch und hautnah ins *Bild* zu setzen: die des schwarzen Theaters. Ende der fünfziger Jahre durch die gleichnamige tschechische Gruppe bekanntgemacht und doch wesentlich älter, verwirklicht diese Darstellungsform eine beinahe geisterhafte Vorspiegelung. Das Prinzip ist einfach: Vor schwarzem Hintergrund ist Schwarzes nicht mehr sichtbar. Hände oder Darsteller, mit schwarzem Samt verkleidet, können so helle Gegenstände zumal mit leuchtenden lichtreflektierenden Farben zu wahrhaft kuriosem Eigenleben erwecken. Wald und Tier werden lebendig, da zieht sich Münchhausen wahrhaft *aus dem Sumpf. Unterstützt* durch das bunt gebastelte Bühnenbild entfaltet sich eine erfrischend naive Komik ohne Hintersinn. Einfach zuschauen, heißt die Devise. Die Ideen scheinen grenzenlos.

Als die deutsche Gruppe „Pan-Optikum" im Schatten des Domes unter freiem Himmel auftrat, fühlten viele sich in den Bann einer fast mystischen märchenhaften Welt gezogen. Eine Welt, in der mancher wieder lernt zu staunen. „Pan-Optikum" erzählt vom kleinen Mädchen Laurentia, das zur Frau wird. Dazu groteske *Szenen des Harlekins, der sich und* alles verspottet mit Drachen und flatternden Figuren aus Tüchern, die der Wind mit Leben erfüllt.

Ganz anders versuchten die Künstler der belgischen Gruppe „Plan K", ihre Zuschauer einer mächtigen Suggestion zu unterziehen. „Plan K" hat mit allen theatralischen Formen rück*haltlos gebrochen. Es zwingt dazu,* sich von gewohnten Verständnisbahnen zu verabschieden. Wer nach einer Stunde aus dem flirrenden Klang und Bildernebel wieder auftauchte, mußte sich daran erinnern, daß den Künstlern Applaus gebührt.

Den wird es bis zum kommenden Sonntag noch oft geben. Dafür sorgt *auch in diesem Jahr* das Gauklerfestival, das an seinen drei Spielstätten (Musikhochschule, Kefka-Theater und Roncalli-Platz) den ganzen komödiantischen Reichtum der Pantomime entfaltet.

WOLFGANG WISCHMEYER

Abgefeimter Schabernack: Camis Mini-Farcen am Hamburger Thalia Theater

Wenn Tell zum Schnapsbrenner wird

Nein, zum Schreien komisch ist er nicht – dieser Pierre Henri Cami mit seinen Mini-Farcen, auch nicht gelächtertreibend wie ein saftiger Stammtisch-Witz. Bei dem Franzosen, dessen Namen kaum jemand kennt und den man doch vor drei Jahren an der Berliner Schaubühne *mit so viel kitzelndem Elan zu neuem* Leben erweckte, treffen die Stachel des Komischen tiefer, dort, wo Komik mit arglistigem Vergnügen ins Tragische umschlägt. Cami, dieser von Chaplin nicht ohne Grund geliebte Pariser Sketch-Erfinder aus der *Pyrenäen-Residenz* Pau, ist von hintergründigem Zuschnitt, wie banal *sich auch die Pointen* seiner absurden Dramolette mitunter spitzen.

Daß sich das Hamburger Thalia Theater jetzt dieses makabren Possenreißers annahm, sich gar der Chef höchstpersönlich, Jürgen Flimm, gemeinsam mit Jürgen Gosch für diesen aus vierzehn „Fantaisies comiques" zusammengestrickten höheren Blödsinn französischer Café-Concert- und Vaudeville-Provenienz *stark machte*, ließ *geheime* Affinität zum heiteren Hinterhalt, zum abgefeimten Schabernack erkennen. Auch darf man's vielleicht als liebenswürdige Verbeugung vor dem alten „Thalja" verstehen, das schließlich einst populärster hanseatischer Hort der unterhaltenden Musen war, die dennoch nie als billige Klammottièren verschrieen sein wollten.

So durfte denn jetzt, wie einstens bei Schillern, der gute Wilhelm Tell mit der Armbrust in der Hand lautstark sein „Mit dem Pfeil, dem Bogen durch Gebirg und Tal" juchzen, doch mußte sich der teure Schwyzer laut Camis schwarzhumorigem Diktat im Handumdrehn in einen geldgierigen Apfelwein-Brenner verwandeln, dessen Schnaps-Schüsse schließlich den eigenen Sohn erledigen. Geschichte zur hanebüchenen Groteske verkehrt. Ebenso wie das Märchen vom Grünkäppchen, das sich vom Wolf nicht fressen läßt, weil es ihm Rotkäppchens Ende im schlauen Köpfchen – das tödliche Stichwort verweigert. Ein heimtückisches Lehrstück über den Sieg der Gerissenheit.

Und so lockt uns Cami, ohne daß man's immer sogleich merkte, noch des öfteren *aus* den Ebenen des Bekannten, Vor-Gedachten und Alltäg*lichen auf die schiefe Bahn* hellsichtiger Welt-Verdrehung, bei der das Unvorhergesehene Ereignis wird, als sei es das Selbstverständlichste der Welt. So wie bei der hanebüchenen Tunnel-Verschließungs-Aktion mit einem Sektkorken, einem der Kabinettstükke Camis und auch der Regie-Regenten des Thalia.

Die hatten sich sichtbarlich Mühe gegeben, diesen triftigen Nonsense, der sich freilich oft auch zu genüßlich in den Niederungen des schalen Schwachsinns und der reinen Kalauereiverirrt, nicht einfach nur albern zu inszenieren, sondern ihn mit den höheren Weihen surrealen Ernstes zu versehen. Das hatte oft schönen kalten Schmiß, vor allem, wenn so hinreißende Spielleute wie Ingrid Andree, die nach Goberts Tod aus Wien nach Hamburg zurückgekehrt ist, oder *Dietrich* Sprenger, *Elisabeth* Schwarz, Hans Kremer, Therese Affolter oder das Riesenbaby namens Circe am Werke waren.

Einige der Sketche hätten es allerdings gut vertragen, wenn sie quikker, kesser, mit mehr gallischem Esprit angegangen worden wären, denn Cami ist ja nicht Beckett. Und *auch ein noch pointierterer Einsatz* von Musik und Bühnenbild-Phantasien wäre diesem noch etwas staksigen Versuch, den verrückten Moralisten wirklich locker zu lancieren, nicht schlecht bekommen.

KLÄRE WARNECKE

Stephan Sulke wieder auf Deutschland-Tournee

Solo mit Hobelspänen

Wenn er am Schluß seiner vielen gesungenen Wörter das *„N" so* richtig lange und sonor ausklingen läßt, spürt man die Vibrationen der Sympathie im Raum, das Nicht-Widerstehen-Können.

Und überhaupt, seine Sprache ist auch sonst präzis wie ein chinesischer Scherenschnitt: Stephan Sulke live – mittendrin in seiner vom Som*mer auf diesen Frühherbst verlegten* Deutschland-Tournee – hatte leichtes Spiel im Rieckhof zu Hamburg-Harburg, sein vorwiegend aus munteren Twens bestehendes Publikum ward ihm genau das Richtige.

Denn Sulkes Aperçus zwischendurch, das, was er und seine Freunde für Gags halten, und natürlich die Art und Weise, wie er scheinbar extemporierte Seitenhiebe auf Politik und *Ökologie*, Neue Heimat und Ökonomie, auf Werbung und alle sonstigen neuzeitlichen Defekte austeilt – das mögen sie alle. Sie mögen, daß er zwischen seinen Liedern mal plaudert, mal blödelt, und sie freuen sich, wenn er zum besten gibt, daß ihm jene Journalisten am genehmsten seien, die gleich überhaupt keine Fragen stellten.

So schafft er sich geschickt seine Übergänge, und links und rechts von denen lauert nicht wenig Koketterie: Er versteht es blendend, so Reklame für sich und seine Erfolgsbilanzen zu machen, daß sie sich tatsächlich anhört wie ein reinherziges Plädoyer für die Johanniter-Unfallhilfe: Der fließen alle Erlöse zu aus den Konzertverkäufen von Platten, Kassetten und auch den *beiden* Sulke-Büchern – zum Großteil, wie er sagt, beim Lesen Übriggebliebenes vom Komponieren, sozusagen geistige Hobelspäne.

Mag es auch schwerfallen, in ihm nicht doch immer wieder eine Kreuzung aus Peter Horton und Thommie Bayer zu sehen – überraschend an diesem Solokonzert mit Gesängen zu Flügel, Gitarre oder auch mal *Play*back-Instrumentierung war eigentlich, *daß* dieser Stephan Sulke gegenüber seinen Platten zu gewinnen scheint. Seine Lieder kommunzieren; seine Themen, ausgewogen zwischen begabtem Ulk, charmanter Naivität und Nachdenklichkeit – all das überzeugt „live" denn doch auch den Skeptiker, der in Herrn Sulke zumeist den blitzgescheiten Opportunisten, den wohlkalkulierenden Publikums-Maxe, den – pardon – souveränen Blender zu sehen gewohnt war.

Seine Liebeslieder sind zart, seine poetischen Versuche in den Texten



Live gewinnt er gegenüber seinen Platten: S. Sulke FOTO: PETER MEYER

zwar voller literarischer Peinlichkeiten, dann aber auch wieder voller durchaus schöner Wendungen: Gedanken wie die, sich selbst als ein *„altes Zimmer"* zu sehen, erst Kinder-, dann Ehe-, dann Sterbe- und *endlich wieder Kinderzimmer zu* begreifen, oder auch zu fragen, wie es um den Baum bestellt sein mag, in dem er später einmal „gefangen" sein würde – solche Überlegungen zwischen Liebe und Tod sind, bei aller poetologischen Kritikwürdigkeit zumindest, scheint's, aus dem Herzen geschrieben. Und das spürt auch, wer älter ist als ein Harburger Twen.

ALEXANDER SCHMITZ

A. Nikolais und seine New Yorker Tanz-Gruppe bei den Berliner Festwochen

Vorturner von einem anderen Stern

Er ist nach wie vor unerreicht in der Imagination eines Theaters, das tanzt. Alwin Nikolais, mit seiner New Yorker Compagnie gefeierter Festwochengast in Berlins Volksbühne, schöpft offensichtlich aus dem vollen. Seine *Tänzer* sind *Teil* einer durchorganisierten Phantastik, die auf engstem Raum Wunder wirkt. Sie tragen dies Theater der pausenlosen Überraschungen mit Verve vor. Noch in den kühnsten Abstraktionen schlägt die Lust am beinahe mechanisch hervorquellenden Bewegungsstrom durch, der in immer neuen *Windungen sich über die Bühne er*gießt.

Die beiden Progamme der Compagnie entwerfen eine Retrospektive des Werkes von Nikolais, wie sie umfassender nie gezeigt wurde. Die Berliner Festwochen haben in Gemeinschaft mit dem Tanzfestival von Lyon die Wiederaufnahme von Arbeiten aus den frühen fünfziger Jahren ermöglicht, die deutlich zeigen, daß Nikolais vielleicht der meistbestohlene Choreograph des Jahrhunderts ist.

Wenn in „Noumenon" (1953) sich drei Gestalten in Stretch-Säcken rühren, als würden Skulpturen Henry Moores zum Leben erwachen, Vorturner des *Außerirdischen auf irdischem* Bühnenboden, so hat das auf kleptomanische Weise inzwischen weltweit Schule gemacht. Aber Nikolais, mittlerweile 75, ist noch immer allem und jedem voraus. Choreograph, Musiker, Lichtbildner, Kostümier, Dekorateur *seiner Stücke, ein Allround-Genie der* künstlerischen Vision, entwirft er Stücke, die auf dem Welttheater ihresgleichen nicht haben.

In „Crucible" (1985) arbeitet er mit einer Rampe aus hochgewinkelten Spiegeln, die etwa bis zur Hüfthöhe der Tänzer reichen. Über die Spiegelgalerie leicht nach vorne gebeugt, tritt eine gespenstische Verdoppelung ein. Arme, Beine, Hände multiplizieren sich, scheinbar vom Körper gelöst. Francis Bacons Bilder, diese monströsen Fleischberge, tanzen auf undurchschaubare Weise herauf. Finstere Heiterkeit schleust sich ein. Bewegung von Körpern im Raum: Das ist Nikolais' Definition von Tanz. Der Aufbau der Tanzstücke von Nikolais ist genauso gnadenlos wie ein Ballett Balanchines. Für *Improvisation ist* kein Platz, zumindest nicht auf der *Bühne. Nikolais' Arbeiten tragen sich* vor unter genauem Kalkül.

„Count Down" (1979) *ist ein Tanz* umherkreisender bildüberfluteter *Litfaßsäulen, zwischen denen Tänzer* agieren. Die anderen, in den Säulen versteckt, schließen die choreographische Komposition zu immer neuen Formationen zusammen. Wie durch Zaubermacht löst sich am Schluß das Bild auf. Die Säulen stürzen zu *leeren Rollen zusammen*, zu leblosen Objekten, über die jubelnd die Tänzer fliegen.

Selbst längst totgeglaubte Wirkungen wie die Flackerlicht-Stroboskopie, die alle Bewegungsabläufe rastert, wird von Nikolais zu neuer Wirkung gebracht. Er peitscht das Tempo der Stroboskopie derart hoch, daß *die Tanzfetzen fliegen. Auf einer* zweiten Ebene setzt er dazu bedachtsam den Kontrapunkt. In „Video Game" (1984) nutzt er die Wirkungen ultravioletten Lichts zu farbfröhlichen tänzerischen Theatercoups.

Überhaupt scheint Nikolais in seinen neueren Stücken eher den Heiterkeiten des Lebens zuzuneigen als seinen Verdüsterungen. Freilich gab es schon in „Question of appearence" *(1956)* witzig *formulierte* tänzerische Umzüge. In jüngster Zeit öffnet sich *das Werk mitunter größerer* Verspieltheit. Die Rädchen, die Nikolais' Werk *ticken machen, dürfen sich nun* auch als Tänzer zeigen.

KLAUS GEITEL

Messner steht kurz vor dem großen Triumph

Jetzt fehlt dem Südtiroler nur noch ein Achttausender

WALTER H. RUEB, Bonn

Das mörderische Rennen auf die Achttausender der Welt hat einen dramatischen Höhepunkt erreicht: der Schweizer Bergkönig Marcel Rüedi (48) kam am 25. September kurz nach seinem Sieg über den Makalu (8463 Meter) ums Leben, der Südtiroler Höhenbergsteiger Reinhold Messner aber stieg – bildlich gesprochen – über die Leiche des Schweizers auf den Gipfel des Makalu und schaffte einen Tag später den wegen seiner Schneestürme berüchtigten Himalaya-Riesen im vierten Anlauf.

Messner liegt damit im Wettlauf auf die höchsten Gipfel der Welt klar in Front: er hat deren 13 geschafft. Im Oktober will er den Angriff auf den 14. und letzten Achttausender wagen.



Der Schweizer Marcel Rüedi (l.) bezahlte seinen Wettlauf mit Reinhold Messner mit dem Leben

Die Aussichten sind günstig: der Lhotse (8516 Meter) gilt als relativ leichter Achttausender. Gelingt der Sturm auf den Lhotse, wird der Südtiroler Messner der erste und bisher einzige Mensch sein, der sämtliche Achttausender bezwungen hat.

Auf Platz zwei liegt zur Zeit der Pole Jerzy Kukuczka (28) mit zwölf bezwungenen Achttausendern. Marcel Rüedi bezahlte seinen zehnten Sieg über einen Achttausender mit dem Leben, sein Landsmann Erhard Loretan aus dem Wallis liegt im Achttausender-Rennen mit neun Siegen auf dem vierten Rang.

Marcel Rüedi war Metzgermeister, verheiratet, Vater von zwei Töchtern und nach eigenen Angaben „ein ängstlicher Bergsteiger". In einem Interview mit der größten Sonntagszeitung der Schweiz hatte er im Frühjahr 1986 aber auch gesagt: „Ich habe meine Angst stets unter Kontrolle und breche nie in Panik aus. Es ist aber auch schon passiert, daß ich mich auf einem Gipfel gar nicht richtig freuen konnte, weil ich wußte, daß auf dem Abstieg ein paar heikle Stellen warteten …"

Rüedi mutete sich im Wettlauf mit Reinhold Messner viel zu: im Frühjahr bestieg er den Himalaya-Riesen Cho Oyu (8201 Meter) und damit seinen neunten Achttausender, im Herbst wollte er in einem Zug Makalu, Mount Everest (8848 Meter) und schließlich den Lhotse erstürmen und endlich mit Reinhold Messner gleichziehen.

Der Schweizer überschätzte sich. Er erreichte zusammen mit dem polnischen Bergsteiger Christoph Wielicki (34) den Makalu-Gipfel, stieg aber mit seinem Bergkameraden nicht ins Höhenlager III auf 7900 Meter ab. Rüedi war zu erschöpft und schlug in 8200 Meter Höhe ein Biwak auf – in der Todeszone, die jedem gefährlich wird, der sich in ihr zu lange aufhält. Zwar gibt es über die genaue Todesursache von Marcel Rüedi noch widersprüchliche Angaben, doch besteht kein Zweifel darüber, daß er sich in 8200 Meter Höhe in doppelter Todesgefahr befand: zu erfrieren und/oder dem Sauerstoffmangel und schließlich der Höhenkrankheit zum Opfer zu fallen.

Der gegenwärtige Zweite im Achttausender-Rennen klettert seit Wochen am zweithöchsten Berg der Welt, dem 8611 Meter hohen K 2. Der schwierigste und gefährlichste Berg der Welt gibt selbst dem polnischen Super-Kletterer Kakuczka Probleme auf. Kukuczka aber will nicht nur siegen, er will stets neue Wege gehen. Fast immer wählt er für seine Gipfelstürme eigene Routen oder er unternimmt seine extremen Touren zu ungewöhnlichen Jahreszeiten.

Ein Schweizer Bergführer kommentierte das jüngste Bergdrama im Himalaya so: „1986 ist ein schwarzes Jahr. Zuerst starb Sherpa Tensing, der legendäre Begleiter von Everest-Erstbesteiger Hillary, dann 13 Tote am K 2, allein sechs bei einer Expedition im August, jetzt die Tragödie mit Rüedi. Der Run auf die Achttausender nimmt nur ein Ende, wenn Messner endlich den letzten schafft."

15 Jahre Disney World in Florida / Weitere Milliarden Dollar für neue Projekte

Ein märchenhafter Aufstieg im Umfeld von Mickymaus

W. WILL, New York

Die Disney World in Florida, die in der ersten Oktoberwoche mit einer mehrtägigen Galafeier ihren 15. Geburtstag begeht, hat Zentral-Florida und damit die Region um Orlando völlig verändert. Ein einst subtropischer „Hinterhof", von unwirtlichem Sumpf, bösartigen Moskitos und Alligatoren-beherrschten Gewässern gekennzeichnet, ist zu einer internationalen Attraktion geworden.

Als der später an Lungenkrebs gestorbene Visionär Walt Disney 1965 begann, das Sumpfland südlich von Orlando Stück für Stück unter großer Geheimhaltung aufzukaufen, zahlte er pro Hektar im Durchschnitt etwa 125 Dollar. Dafür gibt es heute kaum noch einen Quadratmeter im Herzen des begehrten Märchenlandes. Obwohl das Nasa-Startkap mit dem Kennedy Space Center in der Nähe liegt, hatte Orlando damals einen dörflichen, aus einem Hangar bestehenden Flugplatz. Heute zählt der Orlando-Flugplatz zu den bequemsten, schönsten, lieblichsten der Welt und hat ein Passagieraufkommen von rund acht Millionen Menschen pro Jahr. Orlando selbst war damals ein tristes, ödes Städtchen, hat sich aber inzwischen zur Millionenmetropole entwickelt, in deren Einzugsbereich fast 1000 Hotels mit mehr als 60 000 Zimmern entstanden sind – alles dank Disney, der auf seinen rund 15 000 zusammengekauften Hektaren ein einmaliges Ferienland geschaffen hat. Die Vergnügungsparks Disney World und Epcot, letzterer der Technologie gewidmet, sind Vorbilder für vergleichbare Institutionen in Japan und demnächst auch in Frankreich.

Die Attraktion Disney hat zudem wie ein Magnet gewirkt: Dutzende weiterer Sensationen haben sich im Vor- und Umfeld von Mickymaus angesiedelt, etwa die Sea World mit ihren Delphinen und Haien oder die Circus World mit ihren Manegen-Huldigungen – und ein Ende des Wachstums ist nicht abzusehen. So planen die Disney-Strategen die Schaffung eines Florida-Hollywoods. Sie investieren weitere 500 Millionen Dollar, um Studios und einen Film World genannten neuen Vergnügungspark zu bauen, der den Touristen die Welt des Zelluloids nahebringt und den Blick hinter die Kulissen der Flimmerwelt ermöglicht. Binnen der nächsten 15 Jahre will die Disney-Organisation auf ihrem Gelände, von dem trotz der weitläufigen und mittels Einschienenbahnnetzen miteinander verbundenen Vergnügungsparks nur 15 Prozent bebaut sind, 15 wegweisende Ferienstädte errichten. Sie sollen in jeder Hinsicht, vor allem ökologisch, Vorbilder werden; und um Nachahmungen zu verhindern, unterliegen die Planungsdetails striktester Geheimhaltung.

Ein Stück Deutschland übrigens haben die Disney-Planer in ihrem Florida-Komplex auch entstehen lassen: Zu der zu Epcot gehörenden „Schau der Nationen", diesem „Bilderbuch der Welt", gehört auch ein deutscher Pavillon. Herzstück ist die Nachbildung einer mittelalterlichen deutschen Stadt mit Fachwerkhäusern und Stadtmauer mit Zinnen. Hummelfiguren und Bahlsen-Gebäck werden in firmeneigenen Geschäften, in denen stets Hochbetrieb herrscht, angeboten – doch wie im angeschlossenen Bierkeller geht es überall mehr bayrisch als deutsch zu.

Geburtstag also bei Disney – 15 Jahre Florida-Ansiedlung: Gigantisches ist da geschaffen worden, mit einem Aufwand von mehreren Milliarden Dollar. Gigantischeres noch ist geplant, mit neuen Abermilliarden Dollar. (SAD)





Aus der Taucherperspektive können in Disney World Epcot Center 8000 Wasserlebewesen wie Delphine, Haie, Barsche und Seehechte beobachtet werden. Dies ist nur eine unter vielen Attraktionen, die der 15 000 Hektar große Freizeitpark in Florida zu bieten hat. Ein ganzes Jahr lang wird vom 1. Oktober an der 15. Geburtstag der „Spielwiese" für Jung und Alt gefeiert.

FOTOS: WALT DISNEY COMPANY

Jäger von Naturschützern ausgeschlossen

dpa, Bonn

Der Konflikt zwischen Jägern und Naturschützern hat einen neuen Höhepunkt erreicht. Der einflußreiche Deutsche Jagdschutz-Verband ist aus der Dachorganisation des Naturschutzes, dem Deutschen Naturschutzring (DNR), ausgeschlossen worden. Das geht aus einem Schreiben des DNR-Präsidenten Professor Wolfgang Engelhardt an die rund [illegible] Mitgliedsverbände des Naturschutzringes hervor.

Aktueller Anlaß für den Ausschluß des Jagdschutz-Verbandes ist dessen Haltung zur Novelle des Bundesnaturschutzgesetzes, über die derzeit in Bonn beraten wird. Die Interessenvertretung der mehr als 250 000 Jäger in der Bundesrepublik lehnte die vom Deutschen Naturschutzring geforderte Einführung der Verbandsklage ab, die auch im Grundsatzprogramm des über drei Millionen Mitglieder zählenden DNR verankert ist und vor zehn Jahren mit Einverständnis der Jäger auch einstimmig gefordert wurde.

„Killer-Wölfe" erschossen

dpa, Neu-Delhi

Wildhüter im ostindischen Staat Bihar haben in den vergangenen drei Tagen zwei Wölfe erschossen, die innerhalb von vier Monaten mindestens 24 Menschen getötet und ebenso viele verletzt haben sollen. Das ganze Rudel mordender Wölfe umfaßt mindestens sieben Tiere.

Feuer im Kloster Sagorsk

dpa, Moskau

Bei einem Großbrand in dem weltberühmten russischen Kloster Sagorsk, das rund 70 Kilometer nordöstlich von Moskau liegt, sind am Sonntag mehrere Menschen ums Leben gekommen. Das Feuer brach im Priesterseminar, etwa 50 Meter von der Hauptkirche entfernt, aus, wo 200 Studenten ausgebildet werden. Der historisch wertvolle Teil des Klosters sei nicht beschädigt worden, hieß es bei der amtlichen Nachrichtenagentur Tass.

Zwei Kinder ermordet

AFP, Metz

Zwei Jungen im Alter von acht Jahren sind in einem Vorort von Metz in der Nähe eines Bahndamms ermordet aufgefunden worden, nachdem ihre Eltern sie am Sonntagnachmittag als vermißt gemeldet hatten. Beiden waren die Schädel eingeschlagen worden. Die Polizei vermutet, daß ein Triebtäter die Kinder umbrachte.

„Bissige Schulranzen"

AFP, Moskau

Den Moskauer Schülern sitzt die Angst buchstäblich im Nacken. Die Gefahr droht ihnen von den weitverbreiteten Wachstuch-Schulranzen, die von einem Moskauer Kombinat hergestellt werden. Der die Taschen beschichtende Speziallack klebt bei großer Kälte ähnlich wie Metall an der Haut fest. „Leider müssen unsere Schüler diesen Winter bissige Schulranzen tragen und keine brillanten technischen Errungenschaften", klagte die Moskauer „Prawda".

Aus Versehen getötet

dpa, Isny

Nach einem offiziellen Schießen in einem Schützenverein in Isny ist ein 17jähriger in der Nacht zum Sonntag versehentlich erschossen worden. Die jungen Schützen hatten ein neues Gewehr in dem Glauben, es sei gesichert, herumgereicht. Plötzlich löste sich die Kugel.

ZU GUTER LETZT

„Wir haben Ihr gestohlenes Auto unversehrt sichergestellt." Mit diesem Anruf erfreute die Liverpooler Polizei den 65jährigen Rentner Derek Miles aus Doncaster. Schon eine Stunde später erreichte ihn ein zweiter Anruf der Ordnungshüter, denen es furchtbar peinlich war, zugeben zu müssen: „Sorry, wir wissen selbst nicht, wie es geschah, aber Ihr Auto ist uns gestohlen worden …"

WETTER: Im Norden wolkig

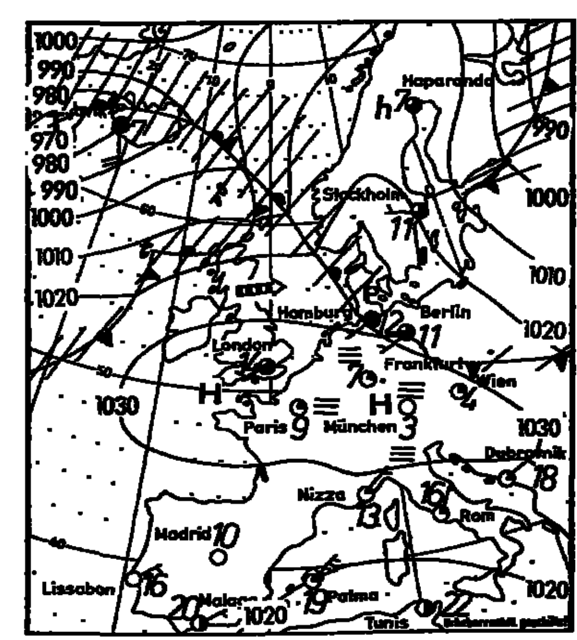
Lage: An der Nordflanke eines Hochs über Mitteleuropa streifen Tiefausläufer den Norden und Nordosten Deutschlands.

Vorhersage für Dienstag: Im Norden und Osten wechselnd wolkig, aber nur gelegentlich etwas Regen. Temperaturen um 16, nachts 10 bis 6 Grad. Schwacher bis mäßiger Wind aus westlichen Richtungen. In der Mitte und im Süden Deutschlands nach Auflösung von Dunst und örtlichem Nebel wolkig mit Aufheiterungen und niederschlagsfrei. Anstieg der Temperaturen auf 16 bis 19, nachts Abkühlung auf 9 bis 5 Grad. Schwacher Wind aus unterschiedlichen Richtungen.

Weitere Aussichten: Vorerst wenig Änderung.

Sonnenaufgang am Mittwoch: 6.22 Uhr*, Untergang: 18.01 Uhr; **Mondaufgang:** 3.03 Uhr, Untergang: 17.31 Uhr (* MEZ; zentraler Ort Kassel).

Vorhersagekarte für den 30. Sept., 8 Uhr



H Hochdruckzentrum
T Tiefdruckzentrum
wolkenlos
heiter
halb bedeckt
wolkig
bedeckt
Windstille
Nordwind 10 km/h
Ostwind 20 km/h
Südwind 30 km/h
Westwind 40 km/h
Nebel
Nieseln
Regen
Schnee
Schauer
Gewitter
Niederschlagsgebiet
Temperaturen in C
Warmfront
Okklusion
Kaltfront am Boden
Kaltfront in der Höhe
Luftströmung warm
Luftströmung kalt
Isobaren

Temperaturen in Grad Celsius und Wetter vom Montag, 13 Uhr (MEZ):

Deutschland:

Berlin	18	bw
Bielefeld	16	bd
Braunlage	14	bw
Bremen	17	bw
Dortmund	16	bw
Dresden	18	bw
Düsseldorf	18	bw
Erfurt	17	wl
Essen	16	bd
Feldberg/S.	10	he
Flensburg	15	bd
Frankfurt/M.	19	he
Freiburg	15	he
Garmisch	17	he
Greifswald	17	bw
Hamburg	16	bd
Hannover	17	bd
Kahler Asten	16	bw
Kassel	17	he
Kempten	16	he
Kiel	15	bd
Koblenz	15	wl
Köln-Bonn	18	he
Konstanz	17	he
Leipzig	18	wl
List/Sylt	14	bd
Lübeck	16	bd
Mannheim	19	he
München	17	wl
Münster	16	bw
Norderney	15	bw
Nürnberg	17	he
Oberstdorf	16	he
Passau	18	he
Saarbrücken	18	he
Stuttgart	17	wl
Trier	17	he
Zugspitze	4	be

Ausland:

Algier	23	bw
Amsterdam	18	be
Athen	26	bw
Barcelona	22	bw
Belgrad	19	wl
Bordeaux	19	wl
Bozen	19	he
Brüssel	17	bw
Budapest	20	wl
Bukarest	14	Rs
Casablanca	27	he
Dublin	20	be
Dubrovnik	24	he
Edinburgh	16	bd
Faro	26	be
Florenz	25	bw
Genf	16	he
Helsinki	10	Rs
Hongkong	27	Rs
Innsbruck	17	wl
Istanbul	21	he
Kairo	32	wl
Klagenfurt	16	he
Konstanza	17	bw
Kopenhagen	17	bw
Korfu	27	he
Las Palmas	25	he
Leningrad	10	bd
Lissabon	25	he
Locarno	19	he
London	15	bd
Los Angeles	17	wl
Luxemburg	17	he
Madrid	19	he
Mailand	21	wl
Malaga	25	he
Mallorca	17	Gw
Moskau	1	S
Neapel	27	bw
New York	16	bd
Nizza	24	he
Oslo	15	bw
Ostende	15	bw
Palermo	28	bw
Paris	16	he
Peking	25	wl
Prag	18	wl
Rhodos	28	he
Rom	21	he
Salzburg	17	he
Singapur	29	bd
Split	2	wl
Stockholm	15	wl
Straßburg	19	he
Tel Aviv	30	he
Tokio	22	Rs
Tunis	25	bw
Valencia	23	bw
Varna	18	bw
Venedig	22	wl
Warschau	16	bw
Wien	17	he
Zürich	16	wl

bd = bedeckt; bw = bewölkt; Gr = Graupel; Gw = Gewitter; he = heiter; IW = in Wolken; Ne = Nebel; R = Regen; Rs = Regenschauer; S = Schneefall u. Schneeschauer; Sp = Sprühregen; Sr = Schneeregen; wl = wolkenlos; – = keine Angabe

Die Prager essen keine Hamburger, sondern Moskauer

AFP, Prag

Sechs Monate nach der Eröffnung des ersten Schnellimbiß-Restaurants in Prag ist das „Moskowski Biftek" eine gastronomische tschechoslowakische Spezialität geworden. Die „Hamburger", die in Prag „Moskauer" heißen, verkaufen sich wie warme Semmeln. „Unser Umsatz ist um 253 Prozent gestiegen", strahlt Wladimir Stetina, der Geschäftsführer des Restaurants „Arbat" nach dem Namen der großen Moskauer Geschäftsstraße. Die Inneneinrichtung des Restaurants wurde von westlichen Architekten entworfen, und so wundert es nicht, daß es der Ausstattung einem der großen amerikanischen Schnellimbiß-Restaurants gleicht. Ansonsten sind jedoch alle Produkte, von der Semmel bis zum Ketchup „made in CSSR". Das Hacksteak sei von bester Qualität, wie man sie in New York und München nicht antreffe, versicherte Stetina.

Die Prager Bevölkerung, ansonsten robustere Menüs gewohnt, gibt ihm recht. Zur Mittagszeit bildet sich vor „Arbat" eine große Menschenschlange. Täglich werden 2000 Pommes-frites-Portionen mit Pfeffersoße verkauft. Zur großen Überraschung der Branche sind die bierfreudigen Prager auch auf Milchshakes umgestiegen. Täglich werden in dem rund um die Uhr geöffneten Lokal etwa 120 Liter Milch getrunken.

Das neue „Who's Who" platzt aus allen Nähten

EBERHARD NITSCHKE, Bonn

„Schwarzwaldklinik"-Schwester Gaby Dohm ist „drin", auch Bundesfamilienministerin Frau Rita Süssmuth wurde neu aufgenommen in die unendliche Geschichte, die „Wer ist Wer? – Das deutsche Who's Who" heißt. Gestern präsentierte der Verlag das Nachschlagewerk, das jetzt im 25. Jahrgang herauskommt und auf 1566 Seiten angeschwollen ist, in Bonn mit dem Hilferuf: „Dicker dürfen wir nicht mehr werden, sonst kann man nicht mehr maschinell binden!"

Den noch nie dagewesenen Umfang einer Sammlung von 40 000 Kurzbiografien „bedeutender Persönlichkeiten, die nicht nur wegen ihrer Leistungen Rang und Namen besitzen", hat sich der Verlag Schmidt-Römhild in Lübeck selbst zuzuschreiben. Denn nicht nur wurde eine allein 60 Seiten umfassende Geburtstagsliste angehängt, sondern außerdem hatte man alle Aufgenommenen dazu aufgefordert, Porträtfotos einzusenden. Mit 500 hatte man gerechnet, 1700 waren gekommen. Das bedeutet zum Beispiel, daß man eine Abbildung des oldenburgischen Mundartdichters Oswald Andrae bewundern kann, nicht jedoch solche von Altbundeskanzler Helmut Schmidt oder Rainer Barzel. Auf diese Weise kam man arg ins Gedränge, denn auch die Biografien werden immer länger – die von Heinz Rühmann ist schon rund hundert Zeilen lang.

Die Frage, was nun wird, wenn demnächst noch ein paar tausend Leute mehr ihre Fotos einsenden, mochte Verleger und Herausgeber Norbert Beleke denn auch nicht beantworten. Ohnehin hat die Redaktion genug zu tun, da 80 Prozent der Eintragungen korrigiert und aktualisiert werden mußten. So hat der „ewige Junggeselle" Maximilian Schell sich mit der russischen Filmschauspielerin Natalija Andrejtschenko verheiratet, Tausende von Beamten sind versetzt und befördert worden, Ehrungen und Buchveröffentlichungen kamen hinzu.

Trotz eifrigster Auswertung von Medien, Vorschlägen und vor allem trotz aller „Eigenangebote" sind nur etwa 3000 Kurzbiografien von Frauen in dem Sammelband. Das schlechte Verhältnis zum männlichen Text-Anteil kann der Verlag mit dem Hinweis verschönen, die Tendenz sei bei den Damen „zunehmend". Insgesamt schieden nur 2000 Namen seit dem letzten Jahresband aus, die meisten Streichungen waren wegen Todes erforderlich, und folglich konnte man nur 2000 Namen neu aufnehmen.

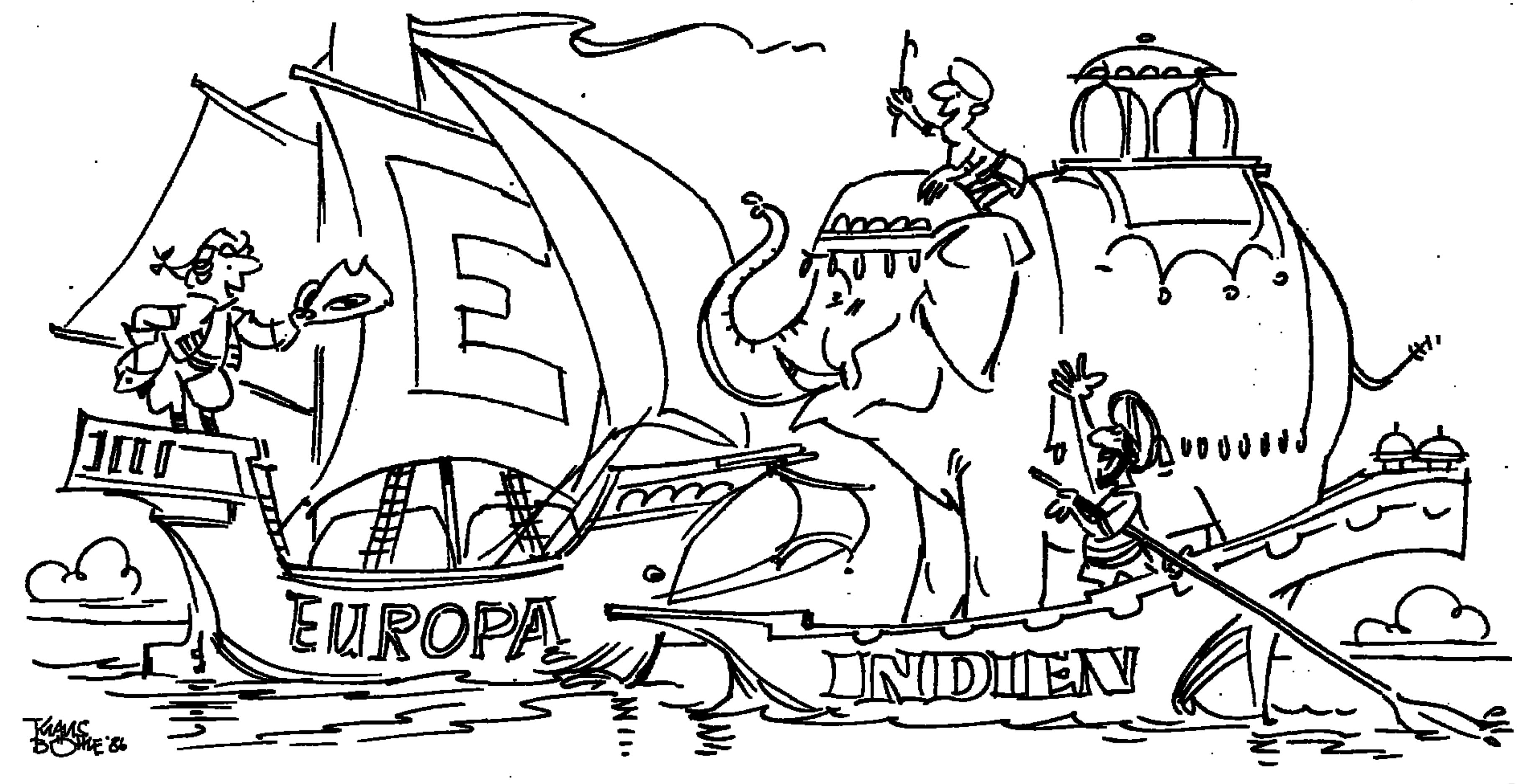
„Niemals ein Lexikon der oberen Klassen oder gar ein Forum der Eitelkeit", so Norbert Beleke, soll das deutsche „Who's Who" sein. Zur Sicherheit will man jetzt einmal die Berufsgruppen zusammenstellen lassen – dazu war es bisher nie gekommen.

WELT DES BUCHES

…ND SONDERBEILAGE DER WELT ZUR INTERNATIONALEN FRANKFURTER BUCHMESSE 1986



Aus dem Inhalt



ZEICHNUNG: KLAUS BÖHLE

„Wir können Europa geistig viel geben"

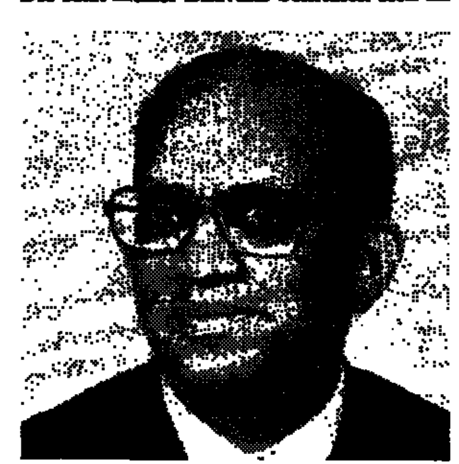
Von DILIP KAMTEKAR, Botschafter Indiens in der Bundesrepublik Deutschland

Das Interesse an indischer Kultur in Deutschland hat eine illustre Tradition, die mehrere Jahrhunderte alt ist (s.S. VIII). Nach Erlangung der Unabhängigkeit hat Indien sehr enge kulturelle Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland entwickelt. Erheblichen Auftrieb erhielt der gegenseitige Austausch durch das Kulturabkommen zwischen den beiden Ländern, das 1969 unterzeichnet wurde.

Im März 1985 wurde in Bonn ein Indisches Kulturzentrum gegründet, das seitdem eine Anzahl kultureller Veranstaltungen wie Ausstellungen indischer Malereien und Keramikarbeiten, Konzerte, Vorlesungen über indische Kunst, Religion und religiöse Bewegungen sowie Vorführungen von Dokumentarfilmen durchgeführt hat.

Was die darstellenden Künste anbelangt, waren bereits fast alle namhaften indischen Künstler in der Bundesrepublik Deutschland. Zu ihnen gehören der Meister des Sitarspiels Pandit Ravi Shankar, die bekannte Sängerin Gangubai Hangal, der Sarangispieler Ustad Sabri Khan, die berühmten Dhrupad-Sänger Ustad Nasir Zahiruddin Dagar und Ustad Nasir Faiyayuddin Dagar, der Geiger Dr. L. Subramaniam und viele andere. Der Austausch sehr prominenter Künstler findet im allgemeinen außerhalb des Kulturabkommens statt, das hauptsächlich vielversprechende junge Talente fördern soll.

Andererseits haben auch mehrere Künstlergruppen aus der Bundesrepublik Deutschland Tourneen nach Indien unternommen, und ihre Darbietungen stießen beim indischen Publikum auf hohe Anerkennung. Im Jahre 1982 fand in Indien mit großem Erfolg eine Gemäldeausstellung deutscher Expressionisten statt. Bei der alle drei Jahre von der Lalit Kala Akademie in Neu Delhi veranstalteten Triennale ist die Bundesrepublik stets sehr stark vertreten. Die Max-Müller-Bhavans bemühen sich aktiv um die Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur in Indien. Die Deutsch-Indischen Gesellschaften sowohl in der Bundesrepublik als auch in Indien sind wirksame Foren für die Gewinnung weiterer Freunde Indiens in der Bundesrepublik Deutschland und neuer Freunde Deutschlands in Indien.


Indiens Botschafter Dilip Kamtekar FOTO: DIE WELT

Die Zusammenarbeit im Bereich Bildung ist ein wesentlicher Bestandteil der kulturellen Beziehungen zwischen Indien und der Bundesrepublik. Beide Seiten bieten einander Stipendien für Diplom- und Forschungsstudien in ihren jeweiligen Ländern an. Auch werden kurzfristige Gaststipendien für das Studium an führenden Universitäten bereitgestellt. Neben den akademischen Stipendien bietet die Bundesrepublik 50 Ausbildungsplätze für Inder in der deutschen Industrie. Die beliebtesten Studienfächer indischer Studenten in Deutschland sind Ingenieurwissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und Medizin.

Ein weites Betätigungsfeld besteht heute im Bereich der Übersetzung berühmter klassischer und moderner literarischer Werke aus den verschiedenen indischen Sprachen ins Deutsche. Schon in der Vergangenheit wurde auf diesem Gebiet bahnbrechende Arbeit geleistet. Klassische Werke wie der Rigweda, die Upanischaden, die Bhagavad-Gita, Texte des Buddhismus und Jainismus, um nur einige wenige zu nennen, sind bereits in die deutsche Sprache übersetzt worden. Zu den späteren Übersetzungen gehören „Ramcharit Manas" von Tulsidas sowie Werke von Munshi Prem Chand und Tagore. Deutsche Übersetzungen moderner indischer Literatur schließen Werke von Mulk Raj Anand, Kamala Markandeya und Anita Desai ein.

Große Möglichkeiten bestehen auch im Hinblick auf die Zusammenarbeit im Bereich der Originalmanuskripte. Hier besitzt die Bundesrepublik umfangreiche Sammlungen, die für weitere Forschungsarbeiten in Indien genutzt werden könnten.

Die 38. Frankfurter Buchmesse wird ein weiterer Meilenstein in den kulturellen Kontakten zwischen den beiden Ländern sein. Das Programm der Messe ist darauf ausgerichtet, Indien, indische Autoren und indische Bücher in großem Umfang herauszustellen. Über 80 indische Verleger nehmen an der Messe teil. Das schafft Gelegenheit, verschiedene Aspekte des indischen Kulturerbes darzustellen (s. Angaben unten).

Ich freue mich ganz besonders darüber, daß die diesjährige Frankfurter Buchmesse das Thema „Indien – Wandel in Tradition" gewählt hat. Dieses Thema bringt das Wesen des modernen Indien zum Ausdruck – Stolz auf das kulturelle Erbe des Landes sowie Zuversicht und die Befähigung, sich in das moderne Zeitalter einzufügen.

Was man alles auf der Messe über Indien erfahren kann

Indien wird während der Buchmesse vom 1. bis zum 6. Oktober in der Schwerpunkt-Halle 7 seine literarische „Heimstatt" haben. Hier werden zwei große Ausstellungen, „Printed & Published in India" (das zeitgenössische indische Literaturschaffen) mit rund 5000 Titeln und „Books on India" (die schriftstellerische Behandlung Indiens durch den Rest der Welt) mit 2.500 Titeln einen guten Überblick über Literatur aus und über Indien geben.

Außerdem wird die Ausstellung der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, „Die indische Welt in den Büchern einer alten europäischen Bibliothek" mit ca. 100 Exponaten ein Zeugnis der Bedeutung Indiens für die europäische Geisteswelt ablegen. „200 Jahre Verlagswesen in Bengalen ist der Titel einer Photoschau,die vom 1. bis zum 6. Oktober, verteilt auf insgesamt 14 Stände bengalischer Verleger, zu sehen sein wird. Das Innere der Schwerpunkt-Halle werden Skulpturen zu dem Mahabarata-Epos der indischen Mythologie schmücken.

Das indische „Literarische Vergnügen" wird einen festen Platz auf der Bühne in Halle 7 haben, die als „Indisches Forum" Autoren und Autorinnen aus Indien die Möglichkeit öffentlicher Lesungen gewährt, täglich zwischen 14.30 und 18.30 Uhr.

Auch Musik und Tanztheater kommen auf *dem Frankfurter Messegelände nicht zu* kurz: In Halle 7 wird am 30. September um 18.30 Uhr das „Musik-Ensemble von Benares" aufspielen, während am 3. Oktober um 19.30 Uhr in der Kongreßhalle klassische Indische Musik mit Ustad Amjad Ali Khan, einem der bedeutendsten Sarod-Virtuosen, geboten wird. Klassischen indischenTanz präsentiert am 4. und 5. Oktober jeweils um 19.30 Uhr das Kathakali-Tanztheater ebenfalls in der Kongreßhalle.

Abgesehen von den vielfältigen Einzelaktivitäten von Frankfurter Buchhandlungen gibt es weitere Veranstaltungen im Umfeld der Buchmesse. „Das indische Kino" heißt eine aus ca. 30 Filmen bestehende Retrospektive in Auswahl, die 60 Jahre indische Filmgeschichte aufzeigen wird. Die Reihe wird im Frankfurter Kommunalen Kino am 5. Oktober mit dem Film „Khandhar" (1983) von Mrinal Sen eröffnet. Eine Auslese indischer Filme zeigt auch das Wiesbadener Kino „Bambi" am 8. Oktober, ab 16.00 Uhr.

Lesungen indischer Autoren und Autorinnen finden am 1. und 5. Oktober jeweils um 20.30 Uhr in der Buchhandlung „Neue Horizonte" in Frankfurt mit anschließendem Autorenstammtisch in der „Marotte" statt. Die Frankfurter Frauenschule in der Hamburger Straße veranstaltet einen Frauen-Literatur-Treff, „Manushi", über die indische Frauenbewegung. In Wiesbaden werden im Hilde-Müller-Haus am 1.,2. und 3. Oktober jeweils ab 20.00 Uhr Lesungen mit indischen Schriftstellern organisiert, wobei im Anschluß an das Programm vom 2. Oktober das „Musikensemble von Benares" eine „Indische Musiknacht" präsentieren will.

Eine große Gemäldeausstellung, „Zeitgenössische Indische Malerei", wird in der Wandelhalle der Frankfurter Paulskirche gezeigt. Sie ist täglich bis einschließlich 6. Oktober von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, am 5. 10. wegen der Verleihung des Friedenspreises allerdings erst ab 15 Uhr. – Wer will, kann sich also auf der Buchmesse in Frankfurt voll über das Geistesleben des Subkontinetns informieren.

Messe-Geflüster

Irgend jemand hat irgendwann die Frankfurter Buchmesse als „Oktoberfest des Geistes" apostrophiert. Ist es eigentlich statthaft, die weltgrößte Bücherschau mit dem Münchner Volksfest in Beziehung zu setzen? Es ist. München ist die Generalprobe für Frankfurt. Eine Woche vor Eröffnung der Buchmesse fallen amerikanische Verleger und Agenten scharenweise in München ein, und in der Regel trifft es sich, daß auf der „Wiesn" gerade angezapft wird (beide Veranstaltungen überlappen sich zeitlich).

Als zweitgrößte Verlagsstadt der Welt (nach New York) ist die bayerische Metropole für sie von großem Interesse. Und so geben sie sich in den Münchner Verlagen, bei Langen-Müller, Bertelsmann, Droemer und Goldmann beispielsweise, die Klinken in die Hand, um über Lizenzen zu verhandeln.

Aber auch Autoren nutzen die Hauptstadt des Freistaates Bayern als Premierenort. Prominenteste Vertreterin der Zunft war in diesem Jahr die wohl erfolgreichste, in jedem Fall produktivste Schriftstellerin der Welt – Barbara Cartland, die 435 Bücher verfaßt hat, meist tränentreibende Liebesromanzen (weshalb sie auch ins Guinness-Buch der Rekorde aufgenommen wurde). Für die Boulevard-Presse war sie im Vorfeld der Frankfurter Buchmesse ein gefundenes Fressen: Die alte Dame ist die Stief-Großmutter von Lady Di.

Die jährliche Veranstaltung in Frankfurt ist viel mehr als eine Handelsmesse – sie ist der Höhepunkt im Jahreslauf der Büchermenschen aus allen Erdteilen. Es wird natürlich auch geklatscht. Es läßt sich voraussagen, daß man diesmal über drei Fragen reden wird: Hat Bertelsmann nun den amerikanischen Verlagsgiganten Doubleday gekauft (verhandelt wurde ja) oder nicht? Wechselt Olaf Paeschke, Boß der Publikumsverlage innerhalb der Verlagsgruppe Bertelsmann, zuständig auch für den amerikanischen Taschenbuchverlag Bantam, nach New York? Und was ist mit Gert Frederking – geht er zu Ullstein oder nicht? Frederking entwickelte sich zum Troubleshooter der Szene, ist einer, der festgefahrene Schiffe wieder ins rechte Wasser lotst. Ullstein könnte so einen Macher gut gebrauchen, heißt es in der Branche.

Daß in Frankfurt Bücher ausgestellt werden, ist nur die halbe Wahrheit. Auf der Buchmesse stellt sich jeder aus, sie ist ein Jahrmarkt der Eitelkeit. Es kommt gelegentlich zu Maskeraden. Droemer Knaur hat für die Einführungswerbung der Texas-Saga von James A. Michener (siehe S. XXVII) tausend Jeansjacken mit dem Emblem „Amerikas Nummer eins ist auch unsere Nummer eins" bestellt und sie dem Buchhandel zum Selbstkostenpreis offeriert. Da man nicht alle losbringen konnte, wird sich das Standpersonal wohl als Dressmen und -women betätigen müssen.

Um die Buchhändler an ihre Stände zu locken, es könnten ja Bestellungen dabei abfallen, lassen sich die Verlage viel einfallen. Der Fachverlag „Markt & Technik" zum Beispiel fertigt von Besuchern in Minutenschnelle fotografische Konterfeis an – mittels Videokamera und Computerdruck, der Falkenverlag offeriert Buchhändlern, ihren Namenszug von einer Kalligraphin kunstvoll gestalten zu lassen, und der Esoterik-Verleger Peter Erd wartet mit einer einmaligen Demonstration auf (nur für die Presse): Er läßt einen normalen Menschen mit nackten Fußsohlen über 700 bis 900 Grad heiße Kohlen laufen, um auf die Neuerscheinung „Feuerlaufen" aufmerksam zu machen.

Für ihre Gäste halten die literarischen Aussteller Erfrischungen und Stärkungen bereit. Ganz Gewiefte wissen, wie sie sich – von Stand zu Stand eilend – ein komplettes Menü zusammenstellen können: Sie löffeln mittags die Suppe bei der WELT, verzehren ein Crêpe bei Ceres, knabbern selbstgebackene Kekse bei „Omi Leeb", der Kochbuchautorin und -verlegerin.

Albrecht Bangert, Kunsthistoriker, Autor und nun auch Verleger, ist zum erstenmal auf der Buchmesse. Er präsentiert dort sein drittes Verlagsprojekt, „Deutsche Stahlrohrmöbel". Es steht noch nicht im Katalog – der wird erst in sechs Wochen fertig. Dafür serviert Bangert an seinem Stand einen in der Flasche gegorenen, ungefilterten, also naturtrüben Prosecco: ich weiß es, wir haben denselben Weinhändler. Für mein Wohl ist gesorgt.

Solschenizyns große Ordnung im Chaos

Von GÜNTER ZEHM

Als „Stabsarbeit im Inferno" hat ein französischer Kritiker das 1200-Seiten-Konvolut „November sechzehn" von Alexander Solschenizyn charakterisiert, dessen deutsche Ausgabe es hier anzuzeigen gilt. Ein treffender Vergleich. Schon beim ersten Durchblättern stellen sich immer wieder diese beiden Eindrücke ein: Stabsarbeit einerseits, Inferno andererseits.

Der Leser findet Generalstabskarten aus dem Ersten Weltkrieg mit penibel eingezeichneten Frontverläufen, einen Stadtplan von St. Petersburg, einen ausgedehnten Anmerkungsapparat, ein komplettes Namensregister. Es gibt ein Inhaltsverzeichnis, in dem nicht nur die einzelnen Kapitel aufgeführt werden, sondern auch jede knappe Erzählkurve innerhalb der Kapitel. In einer „Bemerkung des Autors" legt dieser Rechenschaft darüber ab, wann die einzelnen Abschnitte seines Buches entstanden und wann sie *umgearbeitet wurden. Er nennt die* Archive, die Dörfer und Landschaften, in denen er recherchierte, markiert die Stellen, in denen historisch belegbare Zitate in sorgfältig nachkonstruierte „freie" Dialoge und Monologe übergehen. Alles scheint wohlgeplant und an seinem Platz.

Und dennoch wirkt „November sechzehn", auch schon äußerlich, wie ein infernalisches Chaos. Ständig wechseln die Schrifttypen und die Schriftgrößen. Eine grelle Collage-Technik dominiert, die Zeitungsschlagzeilen mitten in eher gemächliche Erzählabschnitte pflanzt und das erzählerische Ich ohne Vorwarnung aus der ersten Person in die dritte und zurück kippen läßt.

Alexander Solschenizyn:
November sechzehn
Das rote Rad/Zweiter Knoten. Roman. Aus dem Russischen von Heddy Pross-Werth. Piper Verlag, München. 1200 S., 78 Mark.

Unablässig variieren die Genres. Was soeben noch lyrische Suada war, ist im nächsten Augenblick trockene Dokumentation. Scheinbar bereits abgeschlossene Kapitel werden plötzlich brutal zurückgerollt, um *noch einmal in verändertem* Duktus oder aus anderer Perspektive erzählt zu werden. Banale Alltagssprache und hoher Ton vermischen sich.

Erst ein genaues, geduldiges Sich-Einlassen auf den Text in all seinen Verzweigungen verhilft einem dazu, die scharf umrissene Kontur zu erkennen, die ihn zusammen hält. „November sechzehn" ist Teil einer gewaltigen Epopöe, die völlig einmalig dasteht in der neueren Literatur.

Alexander Solschenizyn will hier Literaturformen zusammenzwingen, die gemeinhin als unvereinbar gelten. Er hat sich nicht mehr und nicht weniger vorgenommen, als die russische Revolution von 1917 und ihre Vorgeschichte innerhalb eines einzigen Werkzusammenhangs sowohl historisch als auch belletristisch-episch darzustellen, und zwar auf höchstem, ehrgeizigstem Niveau und dennoch in volksaufklärerischer Absicht. Jede Zeile soll dem nüchternen Anspruch des *Historikers nach objektiver* Information standhalten können, und trotzdem soll sich das Ganze zu einem Kunstwerk *sui generis* runden, zu einer riesigen Polit-Fiction, einer Weltparabel, die die Herzen auch noch der fernsten Nachfahren bewegt und ihre Seelen läutert.

„Das Rote Rad": so nennt der berühmte Exil-Autor und Literatur-Nobelpreisträger sein Unternehmen. Es besteht aus einer Reihe von Bänden mit jeweils über tausend Seiten, von denen jeder einen bestimmten „Knoten" abbildet, einen kurzen Zeitraum von drei, vier Wochen, in dem sich die Ereignisse dramatisch schürzen, so daß sich der Ereignisstrom in seiner Totalität abspiegeln kann. „November sechzehn" ist der zweite dieser Bände, *nach dem schon erschienenen* Band „August vierzehn" und vor „März siebzehn", dessen Erscheinen in der Originalsprache im Pariser Exil-Verlag „Mysl" unmittelbar bevorsteht.

„November sechzehn" behandelt die Zeit zwischen dem 27. Oktober und dem 17. November 1916, da sich die Unmöglichkeit eines baldigen Sieges über die Deutschen abzeichnet und die ganze Sinnlosigkeit des Krieges bereits überscharf hervortritt. Die Fronten sind nach der russischen Brussilow-Offensive vom Frühjahr erstarrt. Der *Feind hat Galizien zurückerobert, Kurland* und Polen besetzt und steht jetzt unmittelbar vor Riga, Rowno und Tarnopol. Das Offizierskorps ist unzufrieden mit der Armeeführung, die einfachen Soldaten unzufrieden mit ihren Offizieren. Bolschewikische und sozialrevolutionäre Agitatoren kochen ihr Süppchen. Und die Etappe spielt zynisch „Letzten Tango".

In Züricher Exil fiebern Wladimir Iljitsch Lenin und sein Geldgeber Parvus der „revolutionären Situation" entgegen. In Petrograd triumphiert zum letzten Mal der dämo*nische Einfluß des finsteren Mönchs Grigo*rij Jefimowitsch Rasputin auf die Zarin. Als „Rache für den Gaskrieg" werden auf dem Newski Prospekt deutsche Geschäfte geplündert. In der Staatsduma im Weißen Saal des Taurischen Palastes liefern sich Rodsjanko, Tschcheidse und Kerenski wilde Wortgefechte.

Und immer wieder vermischt sich die historisch verbürgte Personnage wie selbstverständlich mit Gestalten, die reine literarische Erfindung sind. Da ist, bereits aus „August vierzehn" bekannt, *der tapfere*, nachdenkliche Artillerieoffizier Oberst Grigorij Worotynzew, eine Art zweites Ich Solschenizyns. Da ist seine Frau Alina, da ist Alinas Mutter, die Staatsratswitwe, da ist die jüdische Freundin Susanna. Da ist schließlich Fjodor Dmitrijewitsch Kowynjow, zwar erfunden, aber bis in kleinste Einzelheiten dem wirklichen, von den Bolschewisten erschossenen Schriftsteller Krjukow nachgebildet, dessen Nachlaß Solschenizyn in Amerika sorgfältig ausgewertet hat.

Das Vermischen von historischen und fiktiven Personen hat in Frankreich einen der Haupteinwände gegen das „Rote Rad" geliefert. Viele Kritiker forderten: „Entweder – Oder". Entweder historischer Roman oder historische Dokumentation; ein Drittes sei nicht möglich. Auch ein Tolstoi habe sich in *„Krieg und Frieden" der Alternative fügen* müssen und habe zum Segen des Werks auf Dokumentaristen-Ehrgeiz verzichtet.

Aber der Hinweis auf Tolstoi sticht nicht, wovon sich jetzt die deutschen Leser überzeugen können. Gerade die Lektüre von „November sechzehn" erweist – mehr noch als die von „August vierzehn", wo sich tatsächlich (zumindest in der ersten, noch nicht überarbeiteten Fassung) die epischen und die dokumentarischen Elemente oft befremdlich im Wege standen –, daß es Solschenizyn längst nicht mehr um ein historisierendes Epos à la „Krieg und Frieden" geht. Er hat demgegenüber etwas völlig Neues geschaffen, das sich bereits im „Archipel GULag" ankündigte: eben „Das Rad", ein sprachliches Kolossalgemälde des *knirschenden Weltgetriebes während einer* bestimmten historischen Epoche, ein Unternehmen, in das sich alle Stilmittel streng einordnen müssen.


Versteht auch mit der Axt zuzuschlagen: Solschenizyn beim Holzhacken im Garten seines Anwesens im US-Staat Vermont
FOTO: INTER-TOPICS

Worotynzew und die anderen „Fiktiven" – sie *sollen* im Grunde gar kein allzu ausgedehntes episches Eigenleben entfalten. Sie werden als *Material* gebraucht, um der Revolutionsgeschichte zur vollen Wirklichkeit zu verhelfen. Diese besteht ja nicht nur aus totem Dokumentenmaterial, sondern auch und vor allem aus der Erinnerung an die lebendigen Leiber und Gehirne, die von ihr zermalmt wurden und deren Innerlichkeit nur von der Einfühlungskraft des Poeten nachkonstruiert werden kann. Hier in „No*vember sechzehn" diskutieren sie noch*, ereifern sich noch über Frieden und Gerechtigkeit für Rußland; in den nächsten „Knoten" schon werden die meisten von ihnen, all die Kowynjow und Paltschinskij und Swetschin, vom Moloch der Revolution verschlungen werden.

Das zornig bebende Mitleid mit den Hekatomben von Menschenopfern, die die Revolution verbrauchen wird, das Bemühen, das Schicksal dieser Opfer nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und sie gegen die Macht der institutionalisierten *Lüge zu schützen*, überhaupt der brennende Hunger auf Wahrheit, auf das, *was wirklich gewesen ist:* sie sind die einzigen Subjektivismen, die sich Solschenizyn in den vorliegenden Bänden des „Roten Rades" leistet. All das Gerede in mißgün*stigen Gazetten*, er fröne finster-reaktionären Gesinnungen und lasse Haß und Rachegefühle oder gar Antisemitismus und Chauvinismus walten, ist vollkommen aus der Luft gegriffen.

Man lese die Passagen nach, in denen die Worotynzews und ihre Freunde das Judenpogrom von Kichinjow, den Bejlis-Prozeß oder die Verhaftung der jüdischen Zuckerfabrikanten diskutieren – da ist auch nicht die Spur einer hämischen Ranküne, sondern genau das Gegenteil: ein großes Mitgefühl, das sich in Solschenizyns Büchern immer meldet, *wenn einfache, anständige Leute unge*recht verfolgt werden, und das auch in „November sechzehn" intensiv durch den angestrengten historischen Objektivismus hindurchschimmert.

Auch der Vorwurf, Solschenizyn verzerre die geistige Physiognomie der russischen Liberalen, wie sie in der Duma in Gestalt der Kadettenpartei zutage getreten sei, verwechselt schlichtweg Ursache und Wirkung. Solschenizyn verzerrt gar nichts, er *zitiert* ja immer nur, er blendet die Duma-Reden Miljukows und seiner Gesinnungsfreunde ausführlich und kommentarlos ins Gesamtgeschehen ein, er kann sich gar nicht genug tun mit diesem Zitieren und Dokumentieren. Wenn dabei herauskommt, daß die Miljukows der politischen Situation nicht im *mindesten gewachsen waren und ein gut* Teil Schuld am Lauf der Dinge auf sich luden, so vernehmen wir da nichts anderes als den Spruch der Geschichte selbst.

Es ist gerade diese Fähigkeit Solschenizyns, die von Ideologen so furchtbar mißhandelte und entstellte Geschichte immer wieder selbst sprechen zu lassen, die das „Rote Rad" zur faszinierenden Lektüre macht. Auch Spezialhistoriker treffen in den Bänden auf eine Fülle neuer, bislang unbeachteter Fakten. Revisionen tief eingeschliffener Klischees stehen an. Und dem vom *Autor natürlich in erster Linie angepeilten russischen* Leser wird sich, wenn das Riesenwerk einmal im weiten russischen Reich *legal zu haben sein wird, ein reiner Born* historischer Faktizität öffnen, mit dessen Wassern der Augiasstall der jahrzehntelangen Lügen ausgespült werden kann.

Dennoch gibt es triftige Einwände gegen das Riesenwerk, und sie entzünden sich tragischerweise ausgerechnet an den eben genannten Vorzügen. Was einerseits Tugend ist, die bohrende Suche nach der unverstellten Wahrheit, die grimmige Freude an der historischen *Trouvaille*, das ist andererseits auch Untugend, Ursache für literarische Durchhänger, für Längen und formal nicht erklärbare Wiederholungen. Solschenizyns Textur liefert keine gleichmäßige Hochebene, sondern eine Abfolge von Höhen und Tiefen. Wer im *„Roten Rad" liest, fährt* Achterbahn. Der Respekt vor der Kühnheit der Gesamtanlage kann den Leser nicht in jedem Fall über die Umständlichkeit der Aufstiege oder den rasenden Schwindel der Abfahrten hinwegtrösten.

Das betrifft vor allem „November sechzehn". Dieser „Knoten" *mußte* zwar geschrieben werden, um das Kommende in all seiner Dramatik verstehbar zu machen, und er enthält selbstredend eine ganze Reihe glanzvoller Höhepunkte, beispielsweise die beklemmend genauen Psychogramme der *Revolutionsmacher Lenin und Parvus. Im* übrigen jedoch trägt sich äußerlich verhältnismäßig wenig zu, man konfrontiert uns dauernd mit Fakten, die an diesem Ort einigermaßen rätselhaft erscheinen, weil sie erst im nächsten oder übernächsten „Knoten" ihre Wirkungskraft entfalten werden. „November sechzehn" sollte also nicht zum bloßen Nennwert genommen werden, denn das Buch ist nicht zuletzt ein großes Versprechen auf künftige Einsichten.

Es bedeutet hohes verlegerisches Risiko, ein so unbequemes, beziehungsreiches und nach allen Seiten offenes Buch herauszubringen. „November sechzehn", von Heddy Pross-Weerth makellos übersetzt, ist ein *mächtiger Wurf und wahrscheinlich das* wichtigste Ereignis des Buchherbstes '86. Aber Geschäft wird sich möglicherweise erst einstellen, wenn im gleichen Haus auch die deutsche Version von „März siebzehn" und die Neufassung von „August vierzehn" erschienen ist. Wie gut, daß es in Deutschland noch mutige Verleger gibt!

Ein Leselanglauf mit Dürrenmatt

Von FRIEDRICH LUFT

Vor das Lesen hat Friedrich Dürrenmatt, der Listige und Verspielte, die Mühe gesetzt. Die Begriffsbestimmung des Untertitels stimmt. Dies ist eine Erzählung. Es ist ein supermodernes Gruselmärchen. Es ist eine Kriminalgeschichte. Es ist eine horrende Phantasmagorie. *Es ist ein* literarisches Kunststück und vorgefaßtes Verwirrspiel.

Aber es liest sich vorsätzlich mühsam. Dürrenmatt hat die 24 Kapitel in große und schwere Satzklötze verpackt. Er meidet den Punkt, oder er läßt ihn nur jeweils am Ende des zwei-, drei- oder vierseitigen Kapitelstückes erscheinen. Die Mühe ist bedeutend und vom Autor mit fast hämischem Vergnügen *eingebaut. Der Leser soll im Leselang*lauf schwitzen. Das tut er wirklich.

Nun gibt es endlose Satzschlangen gewiß schon bei großen Autoren. Thomas Mann hat göttlich endlose Satzgebilde gebaut. Kleist hat schier himmlische, langwierig fallende Satzperioden konstruiert und zum Siege geführt. Dürrenmatt quält den Leser. Er muß, wenn direkte Rede angebracht wäre, konsequent sich der indirekten bedienen. Das macht das Verständnis schwierig. Dürrenmatt muß, um seinen Schreibetick zu erreichen, immer neue Schachtelsätze kon*struieren. Oft denkt man*, sozusagen aufatmend: Hier könnte er doch wirklich den rettenden Punkt setzen! Er tut es nicht. Er setzt ein Komma. Der Mammutsatz schlingert weiter. Der Punkt kommt erst nach mehreren Seiten zum Kapitelende.

Dürrenmatts konsequenter Autorenulk – spaßig ist er im Grunde nicht. Sein grammatikalischer Langstreckenlauf bleibt eine formale Sottise. Ein den Leser eher verwirrendes *Unikum. Der formale Spaß*, so sehr man ihn zu Anfang noch bewundert, fleddert bald aus. Er wird eher zu einer Lese-Zumutung. *Ich mußte* jedes Ein-Satz-Kapitel zweimal lesen, um seines Inhalts einigermaßen faßbar innezuwerden.

Was aber erzählt Dürrenmatt auf diese verschachtelt schrullige Art? Es beginnt wie eine absurde Kriminalgeschichte. Die Frau eines reichen Schweizers wird auf einer Fluchtreise in den Nahen Orient vergewaltigt, sie wird ermordet. Der eher kalte Gatte läßt sie (oder was von ihr noch vorhanden ist), im Sarg unter einem Helikopter hängend, nach Hause fliegen. Der Sarg wird direkt aus der Luft in die vorbereitete Grabstätte eingelassen. Ein Erdbegräbnis *direkt* von Himmel.

Friedrich Dürrenmatt:
Der Auftrag
Oder vom Beobachten des Beobachters der Beobachter. Erzählung in 24 Sätzen. Diogenes-Verlag, Zürich. 133 S., 22 Mark.

Und nun gibt der kaum besonders beweg*te Witwer einer Fernsehreporterin* den Auftrag, mit ihrem Team herauszufinden, wie es zu dem scheußlichen Todesfall kommen konnte. Dürrenmatt schwelgt mit seinen Schlangensätzen in lauter unwirklicher Wirklichkeit. Er meditiert, ob Wahrheit überhaupt als Wahrheit faßbar sei. Er denkt in überlangen Perioden darüber nach, ob nicht der Beobachter, oder wie hier, der Spion einer Wirklichkeit selber die Wirklichkeit seiner Beobachtung verfälsche oder doch verschiebe. Er sei immer selbst im Blickfeld.

Die Reporterin gerät in alle wüsten Schlingpflanzen unserer Zeit. Ihr Reporterfleiß gerät an Doppelgängerinnen der gesuchten Toten. Sie fällt in die Fänge orientalischer Schlagetots. Jedesmal, wenn ihr Opfer partiell sichtbar zu werden scheint, verdunkelt sich die Erkenntnis. Sie gerät immer neu in teils höchstverwunderliche, teil überaus widerwärtige Verwirrungen. Dürrenmatt reißt lauter Hüllen auf. Seine Phantasie treibt, *angeekelt, immer andere*, verblüffende Giftblüten, wie um das Kierkegaard-Motto zu belegen: Daß dies Leben *partout* scheußlich, verkehrt, grauenhaft und gar nicht auszuhalten sei. Ansichtssache!

Gleichviel, man folgt den wuchtigen Auswüchsen der dürrenmattischen Phantasie, wenn auch immer wieder lesebehindert, amüsiert. Ein Logistiker tritt auf, der die Fernsehreporterin mit Denkschärfe auf die tiefe Fragwürdigkeit ihres Mediums hinweist. Wer Menschen oder die Tatbestände, in die sie verwickelt sind, abbildet, sie scheinbar interpretiert, Bilder von ihnen festhält, sie festzulegen versucht – ein solcher kleidet den Abzubildenden zwangsweise in ein subjektives Bild. Der so inständig und neugierig Beobachtende ähnelt das Objekt seinem subjektiven Blick an. Er verändert es nach seinem eigenen Bilde. Er verfälschtes notwendigerweise. Jede Objektivität wird durch die Intensität des Beobachtenden zersetzt und aufgelöst. Unsere Sichtweise ist aufs äußerste fragwürdig. Sie steht sich selbst und der Wahrheit im Wege.

Der Witwer der absurden Toten legt der Reporterin ein ausführliches Tagebuch vor, das die Verschwundene und dann so spektakulär direkt aus dem Himmel Beerdigte in *ihrem Zusammenleben mit dem kalten Man*ne Tag für Tag gefertigt hat. Sie hat mit diesem Tagebuch ihren Gatten, Stunde um Stunde, minuziös beobachtet. Jede seiner kleinen Unerträglichkeiten hat sie, geradezu rachsüchtig, notiert.

Am Ende dieses gequälten Tagebuches fand sich die Eintragung: Sie selber, die unter den Ehemalaisen unerträglich Leidende, sie selber sei heimlich, während sie so geradezu ingrimmig die Marotten ihres Lebensgefährten beobachtete und niederschrieb – sie selber sei beobachtet worden, während sie *ständig auf dem Beobachtungs*stande war. Das habe sie zutiefst erschreckt.


Friedrich Dürrenmatt
FOTO: BRIGITTE FRIEDRICH

Es habe ihr klargemacht: Der so ingrimmig und ausführlich Betrachtete sei in den Besitz ihrer Eintragungen gekommen. Diese Einsicht hat sie in ihre Fluchtangst versetzt. Wer einen anderen so ausspioniert, werde selbst durch Rückbeobachtung zerfleddert.

Das nun wieder bringt die Reporterin, die Fernseh-Dokumentaristin, ins gedankliche Schlingern. In der großen Höllenfahrt, die sie in diesem Buche antritt, wird sie selbst immer wieder von anderen, feindseligen Fernsehteams verfolgt, gefilmt und beobachtet. Unsere Welt, will Dürrenmatt offenbar erweisen, ist *schier aufgelöst durch sol*che, die durch Beobachtungen und optische Dokumentation das eigentliche Bild unserer Welt nur zerstören.

Hat man sich durch die schier glühend erfindungsreichen, die eng verpackten zwei *Dutzend Satz-Kapitel der Erzählung hin*durchgewühlt, lechzend nach der Auflösung am Ende: Siehe, Dürrenmatt foppt uns schrecklich. Er zieht sich aus der totalen Wirrnis, die er so pfleglich angerichtet hat, mit einem kleinen, billigen Autorenspaß zurück. Die Leiche war keine! Dürrenmatt, darf man seine Leser so leimen?

Drei Gewißheiten über den rätselhaften Herzmanovsky-Orlando

Von HERBERT ROSENDORFER

Mit zunehmender Vollständigkeit der Herzmanovsky-Gesamtausgabe wird das Bild, das sich die Mitglieder der Geheimen Loge vom Tarokanischen Orlando vom Großen Meister gemacht haben, immer mehr in Frage gestellt. Diese Orlandisten, die so um 1955 herum an Hand Friedrich Torbergs Ausgaben (die, wie man heute weiß, weitgehend Bearbeitungen waren) das eben verblichene Krypto-Genie zu bewundern begannen, konnten lange an der Meinung festhalten: Herzmanovsky war ein schrulliger Einzelgänger, ein abseits jedes Literaturbetriebes und ohne Rücksicht auf das (im Sinn des dummen Adorno) erreichte künstlerische Material lächelnd und ganz für sich dahinschreibender Kauz, ein reicher Mensch, der keinen Ehrgeiz hatte, seine Sachen zu veröffentlichen, dem es genügte, daß er sie geschrieben hatte, und der – das behauptete Torberg immer – nie irgend etwas las außer dem Schematismus der k.-u.-k.-Armee, dem Gotha, der Zeitung des Bulldog-Clubs und wissenschaftlichen Werken über Ortsnamenskunde.

Schon aus dem als ersten Band der neuen Herzmanovsky-Ausgabe erschienenen Briefwechsel mit Alfred Kubin ging hervor, wie falsch dieses Bild war und wie der wahre Charakter Herzmanovskys aussah. Mancher Orlandist ist erschrocken.

Einzig richtig war, daß Herzmanovsky so vermögend gewesen zu sein scheint, daß er es sich leisten konnte, etwa um sein dreißigstes Lebensjahr seinen Beruf als beamteter Architekt aufzugeben und fortan seinen

---

Fritz von Herzmanovsky-Orlando:
Zwischen Prosa und Drama
Band V der zehnbändigen Gesamtausgabe. Residenz Verlag, Salzburg. 516 S., 69 Mark, bei Subskription 59 Mark.

Launen zu leben, die zunächst hauptsächlich der bildenden Kunst galten. Aber schon in den dreißiger Jahren scheint es mit dem großen Vermögen nicht mehr so arg weit her gewesen zu sein, denn um diese Zeit mußte Herzmanovsky seine bedeutende Sammlung graphischer Werke verkaufen. Finanziell unabhängig blieb er aber doch offenbar bis zu seinem Tod. Er hielt sich auch durchaus für ein Genie, das er zweifellos war, wenngleich anders, als er meinte.

Zunächst, wie erwähnt, zeichnete und malte er. Ans Schreiben dachte er noch nicht. Erst als sein Freund Kubin den Roman „Die andere Seite" geschrieben hatte, kam auch Herzmanovsky auf die Idee, sich schriftstellerisch zu betätigen. Noch in den Jahren 1919, 1920 überwog aber seine zeichnerische Produktion die schriftstellerische bei weitem.

Keineswegs war es so, daß Herzmanovsky keinen Ehrgeiz an Veröffentlichungen hatte, im Gegenteil: Er bemühte ständig alle möglichen Freunde und die, die er dafür hielt, um Vermittlungen zu Verlagen und Bühnen, er verschickte bombardementartig seine Manuskripte, Exposés für Theaterstücke, Filme, Ballette, und wenn ihm ein Verleger ausnahmsweise einmal keine sofortige Absage erteilte, wertete er das als bindende Zusage und redete fortan so, als sei das betreffende Buch schon quasi erschienen oder das Theaterstück aufgeführt. Der kommerzielle Mißerfolg des einzigen zu seinen Lebzeiten veröffentlichten Buches „Der Gaulschreck im Rosennetz" (neben dem nur die Erzählung „Der Kommandant von Kalymnos" als Privatdruck erschien) wurmte ihn Zeit seines Lebens. Daß die literarische Welt so gar keine Notiz von ihm nahm, kränkte Herzmanovsky tief, machte ihn giftig und bösartig.

Überhaupt scheint er kein sonderlich liebenswürdiger Mensch gewesen zu sein. Er war ein eingefleischter Antisemit, was Torberg immer „ausklammerte", er stand bis lang nach der Nazizeit in enger Verbindung mit dem frühnazistischen Mystagogen Lanz (der sich „Lanc von Liebenfels" nannte), war sogar praktizierendes Mitglied in dessen „Neutempler-Orden", der verquastes Germanentum, Licht-Erlösung und Herren-Rassismus predigte. Herzmanovskys im engen Zusammenhang damit stehende Ortsnamensforschung war wissenschaftlich gesehen unseriös, eher eine Art pseudohistorisches Kaffeesatz-Lesen.

„Lanc von Liebenfels'" obskurantistische Gennenen-Zeitschrift „Ostava" lernte Hitler in seiner Penner-Zeit in Wien kennen. Er



Fritz von Herzmanovsky-Orlando
FOTO: RICHARD RÖDER

übernahm daraus seine Rasse-Ideen. Als Hitler dann an die Macht kam, erhoffte sich „Lanc" eine großartige Karriere, aber Hitler ließ ihn abblitzen, wohl weil er nicht mehr wahrhaben wollte, daß seine After-Wissenschaft aus „Mein Kampf" nicht einmal auf seinem eigenen Mist gewachsen war. Und auch die schöne Ansicht, daß Herzmanovsky nichts gelesen habe, erweist sich als Legende.

Der Band V „Zwischen Prosa und Drama" erweist nun nahezu erschütternd die Bemühungen Herzmanovskys, seine Literatur an den Mann zu bringen. Der Band vereinigt drei Arbeiten in jeweils zwei Fassungen: als Prosa und als dramatisches Werk. Der Erzählung „Der Kommandant von Kalymnos" steht das Versdrama „Die Krone von Byzanz" gegenüber, „Apoll von Nichts" das Theaterstück „Exzellenzen ausstopfen – ein Unfug", „Der verirrte böse Hund" findet sich in einer Fassung als Kurzgeschichte und in einer Fassung als Hörspiel. Im ausführlichen Apparat des Bandes sind die zahlreichen Briefe und Exposés abgedruckt, mit denen Herzmanovsky versucht hat, die eine oder andere Fassung zu verkaufen – immer vergeblich; er konnte schreiben, was und wie er wollte, kein verlegerischer Hund nahm einen Knochen von ihm.

„Der Kommandant von Kalymnos" ist eine der Geschichten Herzmanovskys aus dem byzantinischen Rokoko, um das die Weltgeschichte durch die türkische Eroberung Konstantinopels betrogen wurde, eine leuchtend farbige Geschichte, die nur darunter leidet, daß der Autor nach 20 Seiten die Lust daran verloren zu haben scheint. Es ist nicht anders zu sagen als: gegen Ende tritt plötzlich der Schluß ein; feiner ausgedrückt: auch hier erkennt man das bei Herzmanovsky so oft zu beobachtende Übergewicht der Exposition gegenüber der Durchführung. Das gleiche gilt für den Kurz-Roman „Apoll von Nichts", nur mit der Variante, daß ihn hier die Fabulierlust erst nach 35 Seiten verließ.

Das aus dem Stoff des „Kommandanten" gewobene Vers-Drama „Die Krone von Byzanz" leidet darunter, daß Herzmanovsky keine Verse schreiben konnte, und mehr noch, daß er offensichtlich dieses Drama selber zu ernst nahm. Es ist, schlicht gesagt, unverdaulich und langweilig, und auch das dem „Apoll von Nichts" folgende Theaterstück „Exzellenzen ausstopfen – ein Unsinn" ist farblos, undramatisch und fad, und die Erzählung „Der verirrte böse Hund" ist sowohl in der Prosa- wie in der Hörspielfassung eine nichtsnutzige Albernheit, die das weise Wort Torbergs, man solle sich ja davor hüten, jemals eine historisch-kritische Ausgabe der Werke Herzmanovskys zu wünschen, im hellen Glanz der Wahrheit erstrahlen läßt.

Dennoch ist natürlich aber auch dieser, von Susanna Kirschl-Goldberg sauber edierte und sorgfältig kommentierte Band eine Pflichtlektüre für jeden Orlandisten, da sich die wahre Leidenschaft ja im Drang nach der Vollständigkeit auslebt. Der wahre, kernfeste Orlandist wird auch die schwachen Seiten des Meisters kennenlernen wollen, und sei es nur, um dann die starken Seiten eigentlich genießen zu können.

Friedrich Torberg hat einmal gesagt (ich bin stolz darauf, daß es eine private Äußerung mir gegenüber war), er nehme die Gewißheit mit ins Grab, daß nun, nachdem er seine Herzmanovsky-Ausgabe herausgebracht und in der literarischen Öffentlichkeit durchgesetzt habe, daß nun also, wenn man aufgefordert werde, zehn österreichische Schriftsteller zu nennen, Herzmanovskys Name mit dabei wäre, und weiter nehme er die geheimere Gewißheit mit ins Grab: daß wenn drei Sätze Herzmanovskys zitiert würden, einer von ihm, Torberg, sei.

Die erste Gewißheit ruht mit Torberg in seinem Grab und erweist sich zunehmend. Die zweite Gewißheit ist, wie es mit Gewißheiten – namentlich österreichischen solchen – nicht ungern geschieht, ziemlich ungewiß geworden, seit die hier rezensierte Gesamtausgabe erscheint. Dafür verfestigt sich eine andere – nicht Gewißheit, aber so irgendwie vage Vermutung, die man aber wohl immerhin schon zu äußern wagen darf: Der beste Herzmanovsky war schon der, der durch den Torberg gefiltert worden ist.



Parzival läßt die Gefangenen aus Clamides Heer verpflegen: Miniatur aus der Heidelberger Bilderhandschrift (spätes 15. Jhdt.) FOTO: HISTORIA-PHOTO

Dieter Kühn befreit den Parzival von allem Staub

Von CURT HOHOFF

Dieter Kühns „Wolkenstein"-Buch erregte 1977 durch seine Erzählform Aufsehen. Es war die Entdeckungsreise eines modernen Autors in das Land und die Zeit eines Tiroler Lyrikers aus dem fünfzehnten Jahrhundert, eine Mischung von Biographie, Zeitbild, Kommentar und Übertragung in einem lockeren Ton. Vier Jahre später erschien ein Band über Neidhart von Reuenthal, mehr improvisiert, und jetzt das Buch über Wolfram von Eschenbach, den Dichter des Parzival. In der zweiten Hälfte des Tausend-Seiten-Wälzers steht die Übertragung von mehr als 20 000 Verszeilen des Parzival ins Hochdeutsche des zwanzigsten Jahrhunderts: ein Sprung von 700 Jahren.

Wolframs Sprache, das Mittelhochdeutsche, ist für die Deutschen eine Fremdsprache; sein Leben, zur Ritterzeit, ist uns weitgehend unbekannt. Das reizte Dieter Kühn.

Dieter Kühn:
Der Parzival des Wolfram von Eschenbach
Insel Verlag Frankfurt/M., 943 S., 48 Mark.

Er entwirft Szenarios aus dem Alltag eines Ministerialen aus niederem Adel: arm, vermutlich eine Art Inspektor seines Herrn, eines Grafen, kein Bauer, aber nicht viel besser lebend.

Das Heilige Reich unter Heinrich VI. umfaßte Europa von Dänemark bis Sizilien. Das andere Großreich, das angevinische, reichte von Schottland bis Südfrankreich. Auf seinem Boden lebte König Artus mit seiner Tafelrunde in sagenhafter Vorzeit, die in den Versromanen des Chrétien von Troyes zur Gegenwart wurde, so wie bei Kühn Wolfram Gegenwart wird.

Der dritte Kulturkreis ist der arabische, durch die Kreuzzüge mit Europa verbunden: die gleiche Ritterwelt mit Zweikampf, Turnier, Falkenjagd, befestigten Burgen, Minnedienst und Sängerkrieg. Diese Reiche sind die Welt „Parzivals", „Titurels" und „Willehalms", der Hauptwerke Wolframs. Die Erdscheibe hat einen Wassergürtel. Das Himmelreich, weit oben, ist so selbstverständlich, daß Zweifel ausgeschlossen sind. Kühn hat das erklärt, aufgearbeitet, zusammengesucht und faszinierend beschrieben. Er steigt hinab in den Schacht der Wolframschen Sprache mit ihren französischen, keltischen und arabischen Anteilen.

Wolfram ist ein hintersinniger und tiefer Autor, humoristisch verspielt, abschweifend, ironisch, in die Sprache verliebt, ein Original als Dichter und ein fränkischer Querkopf mit seinem Eigensinn. Er hat die Professoren verblüfft mit der Behauptung, er könne weder lesen noch schreiben: Er wollte nicht von Büchern abhängig, sondern selbständiger Dichter sein – obgleich er nach Vorlagen arbeitete, zum Beispiel nach Chrétien von Troyes. Er ist der größte Dichter unseres Mittelalters.

Neugier nach der Person eines Schriftstellers hat jene Zeit nicht gekannt. Von Wolfram wissen wir nur das, was in seinen Werken steht – und das ist ironisch verfremdet. Er wird in (heute) Wolframs-Eschenbach geboren und beerdigt sein, ungefähr 1170 bis 1220 gelebt haben, ein Franke bayerischer Abkunft. Er war stolz, hochmütig, mit Leib und Seele Ritter.

Obgleich die Wörter sehr oft dieselben sind, ist Wolframs Sprache uns fremd. Sie haben einen anderen Sinn und sind grammatisch und syntaktisch anders organisiert, viel knapper als heute. Hier liegt eine Grenze, die kaum zu überschreiten ist. Kühn muß also die Reimpaare in rhythmisch an vierhebige Zeilen gebundene Prosa übertragen. Das gelingt ihm überraschend gut.

Nun gibt es bei Wolfram stehende Schmuckwörter. Sie gehören zum Stil des Epos. Solch ein Wortbegriff ist „Zucht" und „mit Züchten". Das heißt, von einer Dame gesagt, „freundlich", von einem Kind gesagt: „wohlerzogen, gehorsam". Kühn aber sagt: „formvollendet sprach die Herrin" oder: „das tat sie äußerst formvollendet". Es gibt mir jedesmal einen Stich, dies Modewort „formvollendet".

Wolfram schrieb für die Oberschicht der Höfe, vor allem für Damen. Die ritterlichen Kämpfe standen im Dienst der Minne. Sie galt im Epos von Frankreich bis Bagdad. Es kam hinzu, daß Wolframs Helden einer einzigen Sippe angehörten: Erkennen und Verkennen dieses Zusammenhangs bestimmen die Handlung. Man liest Kühns Buch wie ein Lehrbuch über verlorene Zeiten, Sprachen, Kulturen. Wissenschaft ist hier zum Vergnügen geworden. Der Parzival aber, befreit vom Staub des neunzehnten Jahrhunderts, ist wieder eine große Dichtung.

Bestseller im Ausland

Korrespondenten berichten

Erstaunliches zeigt die Bestseller-Liste auf dem französischen Buchmarkt: seit über zwanzig Wochen sind zwei deutsche Titel unter den ersten zehn Romanen und Sachbüchern zu finden. Es handelt sich um „Das Parfüm" von Patrick Süskind sowie um Günter Wallraffs Türken-Reportage „Wir da oben, Ihr da unten".

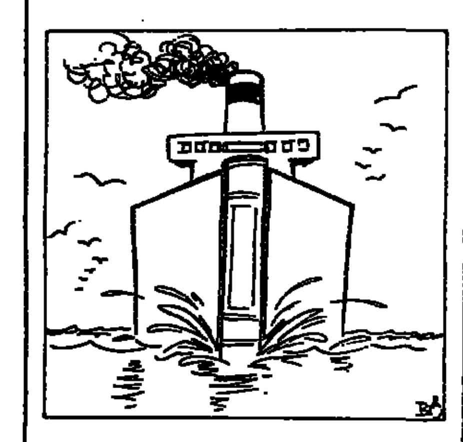
Auf Platz 1 der französischen Bestseller-Liste, die wöchentlich von den großen Pariser Zeitungen veröffenticht wird, stehen „Dimanche d'août", ein Sommer im August, von Patrick Modiano, und das Buch des früheren französischen Geheimdienstchefs Alexander de Marenches, „Dans les secret des Princes", das von der berühmten französischen Journalistin Christine Ockrent in eine äußerst lesbare Form gebracht wurde.

Ein satirischer Roman, der die Amerikaner unbarmherzig auf die Schippe nimmt, ist in den USA der Renner des Jahres. „Lake Wobegon Days" von Garrison Keillor (43) stand achtundvierzig Wochen auf der Bestsellerliste und erreichte eine Auflage von mehr als 1,5 Millionen Exemplaren. Keillor schildert das Leben in Lake Wobegon, einer provinziellen Kleinstadt in der Prärie Minnesotas.

Die Verhohnepiepelung beginnt mit dem Titel. Geschrieben sieht Wobegon wie ein indianischer Ortsname aus, gesprochen bedeutet es „leidgebeugt". Lake Wobegon ist "die kleine Stadt, die von der Zeit vergessen und von den Jahrzehnten nicht verschönt" wurde, eine Stadt, wo „die Frauen kräftig und die Männer gutaussehend" sind.

Als „die grösste Tomate, die je in unserer Stadt geerntet wurde", vor der jährlichen Gartenschau am Boden zerschellt, bedeutet dies die Katastrophe des Jahres. Doch bei allem Ungemach bekennen die Bürger sich ungebrochen zum althergebrachten Motto ihrer Stadt: „Sumus quod sumus" (Wir sind, wer wir sind). Und da beißt keine Maus einen Faden ab.

Die Bestsellerliste der italienischen Belletristik, zum sechsten Mal von Um-



berto Eccos „Im Namen der Rose" angeführt, enthält längst bekannte Namen aus dem „Stall" Mondadori. De Crescenzos „Oi Dialogoi" und „Die Dialoge des Bellavista", griechische und neapolitanische Philosophie in Gesprächsform, folgen P. Chiara mit „Der Stationsvorsteher von Casalino", N. Salvalaggio mit „Ich trete als Vater in den Ruhestand" und Maria Belloncis posthum erschienenem faszinierenden Geschichtsroman „Private Renaissance".

Weit hinter dem Kassenschlager in der Essayistik, A. Alberonis „Erotismus" (Garzanti), rangieren die Erinnerungen zweier wichtiger Journalisten: E. Scalfari „Am Abend gingen wir in die Via Veneto" (Mondadori) und P. Ottone „Das Spiel der Mächtigen" (Longanesi).

Zu den raren Neuentdeckungen gehört Calvinos Lieblingsschüler D. Del Giodice mit „Atlante Occidentale" (Einaudi).

Reiner Kunze, der seine Gedichte wie in Granit meißelt

Von LOTHAR SCHMIDT-MÜHLISCH

Reiner Kunze erzählt im Nachwort zu seinem neuen Gedichtband, daß er früher bei seinen Nachbarn nicht besonders angesehen gewesen sei. Der Grund war einleuchtend: seine Frau ging jeden Morgen um halb sieben zur Arbeit, während Kunze daheim blieb, um so etwas scheinbar Überflüssiges zu tun wie Gedichte schreiben. *Und Kunze – der Selbstironie fähig –* berichtet, sein Ansehen habe sich erst gebessert, *als die Nachbarn feststellen durften,* daß immerhin er es war, der regelmäßig die Fenster putzte.

Das geschah zu Zeiten, da der Dichter noch im thüringischen Greiz lebte. Seit Kunze 1977 in die Bundesrepublik übersiedelte, haben sich die Probleme seines Ansehens offenbar nur formal gewandelt. Wer hier nicht in der Manier eines Kaninchens jährlich zwei Bücher auf den Markt wirft, kann nicht erwarten, auf dem Markt der eingebildeten Bedeutungen zu reüssieren.

Kunze hat wieder fünf Jahre gebraucht, um jene 84 Gedichte zu schreiben, deren es zu einem Band nun halt mal bedarf. Und auch inhaltlich dürfte sich Reiner Kunze wieder einmal wenig marktgerecht verhalten haben. Die Themen seiner Gedichte sind keineswegs das, was man sich von einem „linientreuen" Schriftsteller erwartet. Da leidet einer unter deutscher Teilung. Da warnt einer vor Steinewerfen gegen Demonstranten. *Da nennt einer den geistigen Hochmut*



Reiner Kunze
FOTO: ISOLDE OHLBAUM

der westdeutschen Literatur-Schickeria beim Namen. Das kann nicht gut sein. Damit macht man sich in der Szene keine Freunde.

Wer freilich diese Gedichte mit Anteilnahme zu lesen versteht, wird begreifen, wie schwer es dem Dichter gefallen ist, hier in der Bundesrepublik überhaupt heimisch zu werden. Schon beim Einzug in das neue „Haus" weiß Reiner Kunze: „Nun vermietet an uns der Tod." An den Sohlen der Dichter im Exil „haftet die erde ihrer sprache". Aber es ist eben schwer nachzuvollziehen und für Außenstehende fast unbegreiflich, was das bedeutet: „Mit dem wort am leben hängen."

Kunzes Heimatsuche im Westen ist ein stets gefärbter Prozeß, voller Hoffnungen, aber auch voll sorgsamer *Aufmerksamkeit* für das, was ihn hier aufs neue gefährdet. *„Heimat haben und welt", so jubelt er förmlich,* „und nie mehr der lüge den ring küssen müssen." Aber er hat wohl im Schicksal Peter Huchels, der 1971 ebenfalls in den Westen übersiedeln durfte und hier von bestimmten Kreisen der Literaturkritik regelrecht gedemütigt wurde, eigene Gefährdungen entdeckt: „So sehr demütigten sie ihn, / daß er sein Leben von den wegen nahm / die die ihren kreuzten / Angekommen hier, las er, daß er / nicht entkommen war." Und es steckt wohl *wiederum eigene Erfahrung* darin, wenn Kunze zum Tode Jean Amérys schreibt: *„Der kleinen tode wegen, die zu sterben vor dem tod / er müde war / Der vielen kleinen mörder wegen."* Kunze hält sein Selbstverständnis als Dichter dagegen:

„Entlang dem staunen / siedelt das gedicht da / *gehen wir hin / Von niemandem gezwungen sein,* im brot / anderes zu loben / als das brot."

Kunzes Erfahrungen in der „DDR" bestimmen sein Verhältnis zur Freiheit. Sie bestimmen auch seine Empfindsamkeit für die Bedrohung derselben. So ist es nur konsequent, wenn er zum Beispiel Gedichten zur Ermordung des polnischen Geistlichen Jerzy Popieluszko auch eine Anmerkung zur Gewalt in der Bundesrepublik folgen läßt: „*In den händen / pflastersteine,* die schweren samen der finsternis / Steinwurf um *steinwurf rückt sie vor."*

Aber hinter dieser Ebene der konkreten und *persönlichen Erfahrungen bei der Heimat*-Suche liegt natürlich eine andere, allgemeinere. Kunze hat dem Band ein Zitat von Achim von Arnim vorangestellt: „Jeder Mensch fängt die Welt an und jeder endet sie." In diesem Sinne ist auch der Titel des neuen Gedichtbandes zu verstehen.

Kunze zitiert nicht zufällig Albert Camus: „Es herrscht das Absurde, und die Liebe errettet davor." Seine Heimat-Suche trifft, gerade weil sie so persönlich ist, eine menschliche Grundsituation. Indem Kunze das Haus baut, indem er sich darin einrichtet, *wohlfühlt, heimisch wird, endeckt er,* wie sehr ihn das bindet, wie es ihn einengt, wie es Macht über ihn gewinnt: „Laß uns das Haus abtragen / ins uns / damit der tod nicht macht gewinne über uns / im leben."

Für Kunze ist Heimkommen keine Endgültigkeit. Wer Heimat aufgegeben hat, fürchtet natürlich die Bindung, auch wenn er sie sucht. Zu einem Farbholzschnitt von Edvard Munch bemerkt er: „Umarmung schließt alle aus / außer einem." Prägnanter kann man die Ambivalenz von Gewinn und Verlust wohl kaum formulieren. Das Innen und das Außen stehen in einer ständigen Wechselbeziehung zueinander – Nehmen wird zum Geben, *Geben zum Nehmen. Es*

Reiner Kunze:
Eines jeden einziges leben
Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 126 S., 24 Mark.

---

hat nichts mit der vielbeschworenen „neuen Innerlichkeit" zu tun, wenn Kunze darauf beharrt, daß dieses Verhältnis zunächst einmal persönlich zu ordnen sei.

Der humanitäre Gedanke spielt in der Lyrik Reiner Kunzes eine wichtige Rolle. Weil Kunze selbst verletzlich ist, fürchtet er auch für die anderen. Und so kann diese „zur ruhe *gekommene unruhe", die sein Wesen ist* und das seiner Gedichte, zu Beschwörungen *menschlichen Miteinanders kommen,* die selbst vor dem Tode ein tiefempfundenes Glück ermöglichen. Das wohl schönste Gedicht dieses Bandes formuliert einen „Bittgedanken, dir zu füßen", indem es das Mitempfinden feiert: „Stirb früher als ich, um ein weniges / früher / Damit nicht du / den weg zum haus / allein zurückgehen mußt." Wer so empfindet, hat jene schmerzerfahrene Sicherheit, mit der nur man von sich sagen kann: „Eines tages aber wird die seele / *an schütterer stelle / nicht reifen."*

Wer so denkt und empfindet, dem gehen *Mund und Herz natürlich nicht über. Reiner* Kunzes Lyrik ist verkürzt bis zum Epigramm. Ein, zwei Sätze, hart und komprimiert, als habe der Autor sie in Granit gehauen. Die Sätze bleiben unvollkommen, Satzteile stehen wie im Nichts fragend da, als habe der Bildhauer plötzlich seine Arbeit abbrechen müssen. Hier werden nicht geschlossene Wahrheitssysteme verkündet, sondern die Erfahrungs-Torsi eines „einzigen lebens". „Und das gedicht", schreibt Kunze *selbst, „ist verzicht / im leben* wie in der sprache / Doch im leben zuerst ...". Es ist *keine Frage, daß die* Verse Reiner Kunzes erlitten sind, aus Entbehrungen gekeltert und aus Selbstbeschränkungen gefiltert. Einer seiner Zukunftswünsche lautet: „Brükken, die bei vormarsch / brechen." Von dieser Art sind seine Gedichte in der Tat.



Zuhause ist dort, wo man ist: Wolfgang Hilbig
FOTO: PETER PEITSCH

Wolfgang Hilbig, er bleibt sich immer treu

Von ULRICH SCHACHT

Der Dichter Wolfgang Hilbig bleibt sich treu. Schon in seinem ersten Gedichtband, „abwesenheit" (1979), dominierten die Themen Tod und Nacht, irrte die Befindlichkeit des lyrischen Ich zwischen seelischer Versehrtheit, Leben am Rande des physischen Verfalls und einer politischen Um- und Über-Welt hin und her, die jene psychischen und subjektiven Grenzen mit ihren objektiven, steingewordenen Mauern schier maßlos verstärkte. Und auch *der neue Gedichtband –* ***„die versprengung"*** (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main. 81 S., 9,80 Mark) – wird von alldem bestimmt.

Diese ungebrochene thematische Fixierung Hilbigs auf eine existentielle Morbidität, die nicht zu verwechseln ist mit der mondänen Morbidität des Wohlstands- und Saison-Poeten, ist aber vor allem deshalb interessant, weil Hilbig sie unter radikal verschiedenen gesellschaftlichen Umständen *aufrechterhält:* Der Dichter lebt – ausgestattet mit einem „DDR"-Reisepaß und einem westdeutschen Literaturstipendium – seit einiger Zeit im hessischen Hanau.

Doch bei aller Wieder-Holung im Thematischen: Hilbigs neue Gedichte spiegeln *sehr wohl* auch die andere Erfahrungsdimension: das Leben *zwischen* den Fronten, und nichts deutet daraufhin, daß die befristet gewährte Freizügigkeit im geteilten Land den Dichter ruhiger schlafen läßt. Nun ist da eine neue Beunruhigung: mit dem Sich-Entfernen-Können vom Ort alter Alp- und hoffnungsvoller Zukunftsträume („monolog vier" *erinnert an den Prager Frühling)* verbindet sich die Erfahrung, daß der Dichter *auch sein Thema hinter sich ließ:* „fern unserm thema das uns längst verlor".

Steht das nun aber nicht im Widerspruch zu der Behauptung von der Kontinuität Hilbigs *gerade in dieser Hinsicht?* Ich denke nicht, denn mir scheint, daß Hilbig bei seinem Thema geblieben ist; allerdings betrachtet und erfaßt er es nun aus einer anderen Perspektive. Der Heizungskeller des Arbeiters, die verrußte, stickige Hölle (und Metapher) des enfremdeten Menschen, wie sie uns in vielen Texten Hilbigs evoziert wurde, sie hat er hinter sich gelassen, ohne sie aus dem Sinn zu verlieren, denn nun wird sie konfrontiert mit der „neue(n) wirklichkeit des wegs", auf dem das „angenehme" geteilt wird, wo es Bonbons gibt, Sandwichs, Kekse. In dem Gedicht „eine art abschied" fragt der Dichter: „ist das nun freiheit: diese zugeschraubte flasche", und es schwingt – unausgesprochen – die Erkenntnis mit, daß sie das wohl nicht sein könne.

„abwesenheit", das war ja noch eine, *wenn auch negative Variante von Anwesenheit.* Hier herrschte noch der fast direkte Bezug zur Wirklichkeit, die umgab, vor; „die versprengung" jedoch dokumentiert eine Existenzweise, die von zerstörendem und zerstörtem Entfernt-Sein bestimmt wird. Es werden nicht mehr nur Brüche registriert, sondern zerfetzte Bestandteile. Das betrifft sowohl die politischen Räume als auch die philosophischen, das Innen- und Außenleben des *Dichters.* Schizophrenie *als letzte Klammer,* aber auch als Tradition, als Verhaltensmodell: Das Beispiel Heine in dem Gedicht „revenant": hier identifiziert sich Hilbig ein weiteres Mal schonungslos.

Der neue Ge*dichtband Hilbigs* lebt aber in ästhetischer Hinsicht von der menschenfreundlichen Unwilligkeit des Autors, die Rätsel, die ihn umgeben, denen er ausgeliefert ist, aufzulösen. Die Klage „ich kann so viel dinge nicht mehr deuten" ist zugleich eine *sinnvolle* (Erkenntnis-)Methode, auf die – für mich eines der schönsten des Bandes – das Gedicht „die *sommersee" mit den Versen hinweist: „es ist* nicht wahrheit zu scheiden / aus den rätseln *es fängt aber / das rätsel selber zu singen* an / wenn mittags die küste überstrahlt".

Der Dichter Wolfgang Hilbig bleibt sich treu. Die großen Metaphern dieser Lyrik *sind nach wie vor: Züge, der Tod, die Nacht,* Spiegel, der kalte Schweiß, Mauern und Steine. *Es sind, wie der Dichter wieder und* wieder andeutet, rauschgezeugte Bilder der Sehnsucht und Einsamkeit, in denen jedoch nicht die Verwirrung ihres Schöpfers dominiert, sondern die Welt, die von solchen mörderischen Realitäten vibriert.

Jurek Beckers Kinder entlassen die Revolution

Von BERND JENTZSCH

Drei jüdische Bürger der „DDR" entführen *den 66jährigen Arnold Heppner,* ehemals Aufseher im KZ Neuen*gamme. Er wird, ans Bett gefesselt* und *in* Handschellen, von ihnen verhört, auch geschlagen, bis er gesteht, Zeuge von Erschießungen gewesen zu sein. Die Entführung endet mit dem Tod eines der Entführer.

An diesem Buch sind die Einzelheiten wichtig, denn sie machen den Kern der Sache aus. Der *Roman* spielt in Berlin, dem Ostteil der Stadt, und in einem der östlichen *Vororte, wo der Entführte in einem Haus im* Wald gefangengehalten wird.

Obwohl es, im Gegensatz zu Joyce oder Döblin, nicht die Absicht des Autors ist, topographische Exaktheit zu erreichen, springt die Gleichgültigkeit gegenüber der Authentizität des Erzählraums ins Auge; mit einigen Stadtbezirks- und Straßennamen wird er wie zufällig abgesteckt, gerät kulissenhaft, austauschbar; *die Mauer* findet nicht einmal nominelle Erwähnung.

Damit geht nicht nur die spezifische Atmosphäre der Stadt verloren: Hier beginnt jenes sonderbare Desinteresse an Ingredienzien, die für den Stoff und so manche überraschende Sentenz von stützender und erhellender Bedeutung gewesen wären. Aber dahinter verbirgt sich noch mehr: Der Roman blendet Teile der Realität aus, weil man sich ihr, der Text beweist es, nicht zugehörig fühlt; es ist – trotz veränderter Vorzeichen – die Realität der alten Peiniger.

*Die Geschichte der Entführung, in Rück*blenden erzählt, fällt in die Zeit der Weltfestspiele von 1973. Was wird nun, eingedenk der Tatsache, daß auch sie das Interesse des Autors kaum berühren, darüber mitgeteilt? Wie zu erwarten wenig, doch Erfreuliches: „Auf einmal gab es Cafés, auf einmal wurde überall frech geredet und laut gerufen. An einer Kreuzung gingen ein paar Schwarze bei Rot über die Straße, und niemand pfiff sie zurück." und: „Die Straßen quollen vor Ausländern und Polizisten über."

Jurek Becker:
Bronsteins Kinder
Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
302 S., 34 Mark.

Schön und gut, man kennt jetzt das Prinzip, aber muß man es anerkennen? Ist es etwa nicht wahr, daß die Telefone „unsicherer Kantonisten" stillgelegt wurden? Fanden wirklich keine vorbeugenden Festnahmen statt? Welch großer Verzeihender! Wenn er ins Erzählen kommt, sind ihm alle gleich lieb.

Im *Roman* erfährt der *Held* aus den *Ra*dionachrichten, daß der Zustand Ulbrichts *„unverändert ernst"* sei. *Ulbricht starb am* 1. August 1973. Worin besteht seine Hinterlassenschaft? Zerschlagung der Länder 1952, erste Sperrmaßnahmen an den von den Siegermächten festgelegten Verwaltungsgrenzen, Abriß des Berliner Schlosses, der Potsdamer Hof- und Garnisonskirche, der Leipziger Universitätskirche und anderes, um „Baufreiheit" zu erhalten; in seine Tyrannis fallen der 17. Juni 1953, der 13. August 1961 und die militärische Erdrosselung des Prager Frühlings 1968; unter ihm verlor die „DDR" bis 1961 2,7 Millionen Menschen, *zum Beispiel die Bürger Kantorowicz,* Bloch, Hans Mayer, Huchel, Johnson.

Ein Autor ist zwar nicht der Bauchredner seiner Geschöpfe, aber er ist ihr Vertrauter und kann beeinflussen, was sie sagen. Und was sagen sie? Einer fühlt sich „eigenartig betroffen, als wäre jemand" aus seiner „Umgebung verschwunden", und findet es „traurig"; ein anderer fragt: „Weißt du, was mir am besten an ihm gefallen hat?"

Freilich, das ist kein Buch über Berlin, die *Mauer und die Weltfestspiele, gleichwohl ist* die Mauer-Stadt Berlin während der Welt*festspiele sein Rahmen,* und sowohl die Entführung als auch die Gründe für ihre Rechtfertigung resultieren im ganzen aus der Realität dieser Stadt und dieses Staates. Warum also hat es nur peripher mit ihr zu tun?

Doch das Desinteresse sitzt ja viel tiefer, es bestimmt die gedankliche Struktur des *Romans.* Der Staat selber wird desavouiert; man ist Jude und nicht jüdischer Bürger der „DDR", über deren gesellschaftliche Stellung folglich nicht gesprochen zu werden braucht. Hier sie, da die anderen, die Deutschen. „Du kannst Deutsche nicht leiden", antwortet der Held seinem Vater. „‚Kunststück', sagt er." Ein Schlüsselsatz.

Der politisch metaphorische Titel „Bronsteins Kinder" löst, indem er Trotzkis bürgerlichen Namen als zeitgeschichtliches Signal *setzt, bestimmte* Assoziationen aus: permanente Revolution, Weltrevolution contra „Sozialismus in einem Land" (Stalin), das lange Zögern des intellektuellen Revolutionärs zwischen den Extremen. Man ahnt es schon: Keine dieser Konstituenten erlangt Bedeutung; der Bogen wird kurzgeschlossen: Trotzki und der Eispickel – Heppner als Geisel. Es hängt mit jenen sechs Millionen *zusammen. Die Geschichte ist banal und* unerhört zugleich. Banal, weil eine Entführung überall *und jederzeit stattfinden kann;* unerhört, weil sich dieser anarchistische Akt von Selbstjustiz in der „DDR" ereignet, und weil er eine Vorgeschichte hat.

Nach dem Tod des Vaters, ehemals KZ-Insasse und einer der Entführer, erzählt Hans, wohnend bei der jüdischen Familie Lepschitz, deren Tochter Martha er liebt, und Bruder der im Heim lebenden Elle, die wahl*los Leute* angreift, weil sie den Krieg im



Jurek Becker
FOTO: PETER PROBST

Versteck überstand, die Geschichte der Ent*führung bis zur Befreiung Heppners durch* ihn.

Er setzt seinen Verstand gegen die Gefühle der Entführer: „Darf einer, der mit dreißig geschlagen wird, mit sechzig zurückschlagen?" Hans empfindet keinen Haß gegen Heppner, der sich auf ein „anderes Recht" beruft. Die Gegensätze prallen aufeinander, als er, den niemand Widerstand gelehrt hat und der die „Greise" für „geistesgestört" hält, versucht, einen Keil zwischen sie zu treiben: ihre Meinungsverschiedenheit sei natürlich, denn: „Du bist nicht im Lager gewesen." *(Beckers Biographie widerlegt* die Zurechtweisung.)

Die *traumatisierten Entführer* sind sich einig, „in einem minderwertigen Land zu leben, umgeben von würdelosen Menschen", „Kreaturen", „deutschem Gesindel", dem jeder „seine Überzeugungen diktieren" könne. Daher beschlossen sie, die Sache selber in die Hand zu nehmen und die Gerichte nicht anzuerkennen: Sie könnten Heppner nicht aus Überzeugung verurteilen, *„weil sie keine haben".*

Ein gesamtdeutscher *Hieb.* Aber veran*schlagt Becker die Demokratie,* in der er gern lebt, nicht doch ein wenig zu niedrig? Er wird nicht mit seinen Figuren verwechselt; doch wer inszeniert sie? Und wie nimmt sich das Realitätsdefizit am „Spielort" dazu aus? Wenn der Vorhang fällt und „alle Fragen offen" sind, haben nicht nur die Zuschauer nachzudenken.

Warum Gerhard Roth ein Faible für Geisteskranke hat

Von WOLFGANG MINATY

Beginnen wir von vorn. Der erste Satz in Gerhard Roths neuem Buch „Am Abgrund" lautet: „Ich habe, ehrlich gesagt, Schlappohren, ähnlich einem Zirkuselefanten". Das nimmt man hin. Das kann's geben. Die Ehrlichkeit ist sogar sympathisch. Der zweite Satz lautet: „Meine Körpergröße ist schwankend, und ich kann fliegen." Das kann nicht jeder von sich sagen. Also lesen wir interessiert weiter: „Hier in der Anstalt gibt es ein verstimmtes Klavier, auf dem Eidechsen Kinderweisen spielen." Also doch! Es hatte einem geschwant. Hier ist jemand nicht ganz klar im Kopf. Er ist irre. Er mag sympathisch sein, aber man hat ihn eingesperrt.

Das hätte einem schon vor der Lektüre auffallen können. Denn dem ersten Kapitel vorgeschaltet sind zwei Zeichnungen, zwei Porträts, gezeichnet in der Manier, wie wir sie von schizophrenen Anstaltsinsassen kennen. Sie stammen aber von einem Künstler, der in Freiheit lebt, dem bekannten Wiener Aktionisten Günter Brus. Auch dem Autor



Gerhard Roth
FOTO: PETER PEITSCH

Gerhard Roth:
Am Abgrund
S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 174 S., 28 Mark.

Gerhard Roth wird man keineswegs zerebrale Mängel vorhalten wollen. Er hat nun einmal ein Faible für Geisteskranke. Das hat er bereits in seinem Roman-Debüt von 1972 („die autobiograpfhie des albert einstein") zu erkennen gegeben. Und – er hat es beibehalten, zuletzt in dem großen Roman von 1984, „Landläufiger Tod", einem Gewucher von 800 Seiten, übrigens ebenfalls von Günter Brus illustriert.

Ein gewisser Franz Lindner war damals die Hauptperson. Er ist es auch jetzt wieder, der Mann mit den Schlappohren, der fliegen kann. Er kann noch mehr. Er kann nämlich vorweisen, Augenzeuge gewesen zu sein, als die Erde entstanden ist. Das war am 5. April 1330, und zwar in Obergreith. Außer den Einheimischen dürften nur wenige Spezialisten wissen, daß Obergreith ein Flecken in der Steiermark ist. Daß seit einigen Jahren auch Autor Roth dort wohnt, kann man vermutlich nicht als Zufall gelten lassen.

Gottvater jedenfalls „träumte die Erde, die mit einem Fanfarenstoß aus Millionen von Engeltrompeten durch die Legeröhre der Feuerwanze als Ei in den Kosmos fiel". Da fiel sie hin, gedieh und verschwand wieder. Ihr Untergang fand statt am 3. November 1329, und zwar in St. Ulrich. Franz Lindner erinnert sich deshalb so genau, weil er gerade als Ministrant auf dem Heimweg von einer Hochzeit war. Die von seinen Eltern kann es nicht gewesen sein. Denn diese hatten ihn am 26. September 1741 gezeugt, und zwar in einer Uhrmacherwerkstatt. Das soll, meint Lindner, Auswirkungen auf seine Pünktlichkeit und mathematische Begabung gehabt haben. Und siehe, pünktlich am 22. Juni 2606 ist er dann geboren worden.

Und wenn er nicht gestorben wäre, dann würde er noch leben. Er ist es aber, und zwar im Alter von 68 Jahren als k. u. k. Hofrat in Graz. Entweder ist er inzwischen wieder auferstanden, oder sein mathematisches Talent hat ihn verlassen, oder er hat uns etwas vorgemacht; denn derzeit befindet er sich „auf der Durchreise in der Nervenheilanstalt der Provinzhauptstadt".

Es ist schon ein Elend, krank zu sein. Aber der Patient ist weder mutlos noch bösartig. Im Gegenteil, hinter den Mauern der Anstalt genießt er es, frei zu sein. Frei in seinen Gedanken, Träumen, Wünschen. Was heißt hier Fixation? Auf verrückte Ideen kommen nur die anderen, zum Beispiel ein gewisser Alois Jenner, ein ehemaliger Schulkamerad, der ihn regelmäßig besucht. Es ist bezeichnend, wie der kopfkranke Lindner seinen Besucher sieht, nämlich als Hund, und zwar wörtlich: die Nase fortwährend auf dem Boden, immer nur auf der Spur des Nächstliegenden, unfähig, die Weite zu erfassen.

Klar, daß Alois Jenner eine abweichende Meinung vertritt. Für ihn ist das Nächstliegende erst einmal eine handfeste Sorge: Er hat nämlich einen Mord begangen, von dem nur noch sein verrückter Freund etwas weiß. Und der könnte ihn eines Tages verpfeifen.

Verrückt oder nicht verrückt, Hund oder nicht Hund, es ist alles eine Frage der Perspektive. Roth läßt den Franz sprechen, er läßt den Alois sprechen, und er erzählt selber. Das erzeugt ein reibungsvolles Kontinuum von Bilderwelten. Die stehen nebeneinander, aber nie beziehungslos. Sie stehen auch gegeneinander, aber ohne sich aufzuheben.

So schreibt sich Franz Lindner an der Wirklichkeit entlang, schaut auf sie – und büchst aus in andere Wirklichkeiten. Die ist angefüllt mit einer anarchischen Phantasie, nicht zu fassen, angreifbar und gefährlich für Existenzen wie den normalen Verstandesmenschen und Mörder Jenner, schön, verführerisch und aberwitzig für den Leser, der in die geöffneten Hirnschalen hineinschauen darf. Und was entdeckt er dort? Pulsierende Grammatik, abgeklemmte Logik, aufblühende und absterbende Seelenlandschaften.

Gleichwohl wird hier keine artifizielle Seelenkunde betrieben. Roth hat zwar mal Medizin studiert, kennt also das Geschäft des Sezierens, er war mal Programmierer, versteht sich also auf Fragen der Organisation, aber er ist längst ein Schriftsteller geworden. So seziert er und gruppiert und bettet alles in einen Handlungsrahmen.

Gerhard Roth hat er abwechselnd in den Spiegel und dann in ein Kaleidoskop geguckt. Und was er dort sieht, das erzählt er uns. Vielleicht hat er auch in Anstaltsprotokollen nachgeschaut. Am schönsten sind jedenfalls die surrealen Bilder, die Lindner von sich und der Welt entwirft. Ganz verrückte Bilder, Märchen, Lügengeschichten, Phantastereien, heiter, herzhaft, hemmungslos. Man schwelgt wie zu der Surrealisten seligsten Zeiten.



Bücher auf 48 Kilometer Regalen: Der Welt größte Buchhandlung Foyles in London FOTO: DIE WELT

In Soho liest die Chefin Jane Austen und Thackeray

Bei Foyles in Londons Charing Cross Road kann es überhaupt nicht ausbleiben, dass man vom Hundertsten ins Tausendste kommt, sogar in das Tausendfache davon: Fünf Millionen Bände stehen auf exakt 7 044 Quadratmetern eines Gebäudes in Londons berühmter Bücherstraße, in die der 19jährige Firmengründer William Foyle anno 1905 eingezogen war, in heute fünf Stockwerken auf 48 Kilometer Regalen.

Natürlich darf man hier den Typ des Buchhändlers mit Zeit zum Fachsimpeln nicht suchen, der sich nur schweren Herzens von seinen Schätzen trennt. Die 150 Angestellten des Hauses sind durchweg nach anderen Gesichtspunkten trainiert. Aber das braucht ja im Trend der Zeit für den Käufer kein Nachteil zu sein.

Christina Foyle, Tochter des Firmengründers, die längst mit ihrem Mann Ronald Batty den Laden schmeißt, fing wie ihr Vater in jungen Jahren Feuer: Sie war erst 19 und seit zwei Jahren bei Foyles Sekretärin, als sie 1930 ihre berühmt gewordenen Literarischen Lunches startete. Sie scheute sich nicht, die bedeutendsten Hommes de lettres anzuschreiben, Persönlichkeiten von Rang wie George Bernard Shaw, H.G. Wells und T.S. Eliot. Es kamen auch Prinz Philip, der Kaiser von Äthiopien, General de Gaulle und Charles Chaplin zu ihren Mittagessen, bei denen die Gäste mit Tischreden brillierten und immer noch brillieren.

Als die Nationalsozialisten mit Bücherverbrennungen begannen, schrieb die junge Engländerin direkt an Hitler: „Wäre es nicht besser, die Bücher uns zu verkaufen und den Erlös dem Winterhilfswerk zugute kommen zu lassen?" Hitler antwortete nicht als Kaufmann, sondern als fanatischer Systematiker: er wolle die Korrumpierung der Moral der Engländer genauso wenig zulassen wie die der Deutschen.

Wenn es heute noch eine Einrichtung gibt, die – freilich nur entfernt – an die Zeit der Literarischen Salons erinnert, dann ist es das Verdienst dieser Buchhändlerin, die den Polen, als sie vor ein paar Jahren nicht mehr ihre Rechnungen bezahlen konnten, gratis Bücher schickte, die „jeden Tag ein Buch" liest und gesteht: „Obwohl ich mitten in Soho wohne, kann ich Vulgäres nicht ausstehen. Ich halte mich an Trollope, Thackeray und Jane Austen."

Wer seit einigen Jahren nicht mehr bei Foyles hereingeschaut hat, wird sich an eine Neuerung gewöhnen müssen: Man findet Hardbacks nicht mehr nach Sachgebieten geordnet, sondern nach Verlagen – so wie mit Paperbacks schon seit langem verfahren wird. Generalmanager Velimir Stimac hat dieses Ordnungsprinzip inzwischen „bis zu 90 Prozent" realisiert. So sind in der Kinderbuchabteilung die Verlage jeweils in Gruppen mit ihrem Angebot präsent. Die Wegmarken der Orientierung beim Gang durch Foyles heissen Chatto, Bodley Head, Wolfe oder HMSO.

Um dieses Prinzip im Zuge einer allgemeinen Modernisierung des Geschäfts durchzusetzen, wurden die Verlage zur Kasse gebeten: sie erhalten ihren Platz zugeteilt, dürfen dafür aber die Handwerkerrechnung bezahlen. Der Verlag kümmert sich in seiner Ecke um die Bestände und um Nachbestellungen, die Foyles dann nur noch „abstempelt". Das setzt den kundigen Kunden voraus, der das gesamte Angebot kennt. Die Verleger reagierten mit gemischten Gefühlen, doch Foyles sagt: in den meisten Fällen ist der Umsatz gestiegen. Zahlen gibt Christina Foyle aber nicht bekannt. SIEGFRIED HELM

Wahre Betreuung für Grieshaber

Von KARIN STRUCK

Zwei haben sich zwei gefunden: der „vieux" von der Achalm, „der unschlagbarste unter den Männern", und die vitale Matriarchin, die Lyrikerin Margarethe Hannsmann. Jetzt hat sie ein Buch geschrieben mit dem Titel: **„Pfauenschrei"** (Die Jahre mit HAP Grieshaber. Knaus Verlag, München. 544 S., 42 Mark). Man liest es wie einen Kriminalroman, wie einen Liebesroman, eine Hymne auf den geliebten Künstler. Sie, die auch Geliebte des Malers war, seine Frau ohne Trauschein, seine Dienerin, seine Zugehfrau und Haushälterin, Köchin, Mutter, Vertraute, Kind, Anregerin, emanzipierte Muse, sie schreibt mit ihrem Buch streckenweise auch ihre Autobiographie, doch nie selbstbeweihräuchernd, nur selbstbewußt.

Mit wachsender Aufregung las ich das durchkomponierte Buch, nur an wenigen Stellen irritiert von der Aufzählung der berühmten Namen. Das muß ja wohl sein und erscheint nur Außenstehenden als Prunken. Grieshaber ging eben mit ihnen allen um, mit Bloch und Christa Wolf, mit Martin Walser und Fühmann, mit Sarah Kirsch und sogar Ernst Jünger. Er suchte die Zusammenarbeit, das Gemeinsame in der künstlerischen Arbeit, zum Nutzen des Publikums, der Menschen in Ost und West, für die Freiheit und gegen die Diktatur.

Sie, die Lyrikerin, war auch seine Mitarbeiterin; sie brachten Bücher zusammen heraus. Die Achalm, der Berg, war ihrer beider Heimat; die ihre wurde es erst nach und nach und niemals ganz, denn da war noch eine andere Frau, Kirke genannt, über die wir nur Andeutungen finden in M. Hs Buch, sie wäre wohl auch zu nah am Geschehen, um über „die andere" zu schreiben. Allmählich tritt sie in die Rechte der Frau ein, mehr noch in ihre Pflichten.

Die rechtmäßige Frau warnt die Geliebte: weißt du, daß er dich opfern wird, daß seine Kunst ihm das einzig Wichtige ist? M. H. läßt sich nicht schrecken, sie nimmt ihn als ihr Schicksal.

Philemon und Baucis auf der Achalm – nur daß diese beiden nicht so geruhsam leben. Sie arbeiten und reisen wie die Verrückten. Grieshaber will sich nicht anpassen an die geheime Regelung, ein Künstler, der *hier lebe, habe auch nur hier zu wirken*; er empfindet die Wunde, das zerrissene Deutschland. Sie werden nicht immer gut behandelt, doch kämpfen sie auch im anderen Deutschland. Grieshaber, ein ewig Junger, will nicht das Entweder-Oder, das die anderen proklamieren. So mischt er sich auch ein in den Zeiten der Studentenrebellion, lebt seine Träume revolutionärer Unruhe, indem er sich den Studenten verbündet, doch nicht als ein „Rattenfänger", wie er einmal Beuys nennt. Er ist einer, der das lebendige Denken sucht.

Der Alte, er „betet um die „tägliche Naivität", spart sich nie auf, panzert sich nicht mit Mißtrauen. Es ist wahr, ich kann es bestätigen, er schenkte euphorisch, er schickte Pflanzen, Kalmus, er schickte Malbriefe, Aquarelle. Man dachte: ein Mensch aus einer anderen Zeit? Wenn er sich auch durch seine Kunst behauptet – er macht alles, was ihm das Leben bietet, zum Modell, oft schon im Moment, da es ihn trifft. Er legt ein totes Tier, an dem er hing, in Holz und macht einen Abdruck, er schneidet Holz zu Ehren von Neruda, immer, wenn ein Schmerz ihn schneidet – doch ist sein Herz trotzdem überfordert.

Nicht zufällig spielt es immer wieder verrückt, überfordert nicht nur von den übermenschlichen Anforderungen, denen er sich aussetzt, sondern auch durch Alkohol- und Nikotinmißbrauch. Auftritte absolviert er nicht einfach nur, jedesmal ist es, als ginge es um sein Leben, um das Leben der Kunst. Und sein „Maat", wie er die Lyrikerin nennt, kann immer nur auffangen, wieder einmal retten, aber nicht verhindern, denn bestimmen muß er selbst über sich.

Der „Maat" – „Unteroffizier der Marine", Kamerad, Speise- und Tischgenosse laut Wahrigs „Deutschem Wörterbuch" – füttert *ihn so manchesmal auf irgendeiner Reise* mit Babykost, M. H. schämt sich nicht, dies zu schreiben; einmal ist sie die einzige in der Weltstadt Paris, die den mit einer todesbedrohlichen Grippe Darniederliegenden pflegt, in einem schlechten Hotel. Der vieux stirbt, kurz nachdem die Liebenden nach einer Rückkehr den wunderschönen Pfau, das Wappentier, den Liebling des Malers, zerrissen am Weg gefunden haben. Ein Vorzeichen? Ja, sie erkennt es.

In dem Buch des „Chauffeurs bei Don Quichote", wie sie es selbst nennt, gibt es meisterhafte Prosastücke – etwa die Schilderung des gespenstischen Bundeswehrübungsdorfes Gruorn auf der Alb oder des unheimlichen Happenings in der Kunstakademie Nürnberg, wo er und Beuys um die Studenten kämpfen und der vieux, der Anarchische, trotzdem die Kunst retten will. „Die Möglichkeit der Kunst liegt nichttin der Nachahmung der Politik mit impotenten Mitteln." Welch ein wahrer Satz!

Der Holzschneider identifiziert sich mit jenem russischen Komponisten, der während der Oktoberrevolution seinen Flügel auf einen Lastwagen stellte, zwei Tage und zwei Nächte durch Moskau fuhr und spielte, spielte, spielte – die Lyrikerin zitiert diese Geschichte zweimal. Sie hat ihrem „Komponisten", dem Holzschneider, dem großen Menschen-Freund, ein Denkmal gesetzt.

Roseis seltsamer Held Gobbo

Von ESTHER KNORR-ANDERS

Als Gobbo aus dem Omnibus stieg, vermeinte er augenblicklich von provinzlerischer Vorgestrigkeit umgeben zu sein. In der österreichischen Kleinstadt dröhnten die Kirchenglocken. Würdige Mannsleute folgten dem Sarg eines Kameraden. Auf den vom Wind geblähten Fahnen stand die Inschrift „Treue und Ehre".

Gobbo kam lediglich zu Besuch. Sein Jugendfreund Reinhard amtierte als Richter in diesem Ort. Gobbo und Reinhard hatten sich viele Jahre nicht gesehen. Jetzt umarmten sie sich herzlich. „Sie sind also Gobbo, der berühmte Gobbo", sagte Reinhards Frau Eva bei der Vorstellung. Da wußte Gobbo, daß er für seinen Freund der „Gnom" geblieben war. Der Spitzname „Gnom Gobbo" stammte aus der gemeinsamen Studienzeit. Einst hatten sie in einem Schloßpark gelegen und auf eine Gruppe von Steinzwergen geschaut. Einer der Zwerge trug ein Glücksfüllhorn mit Früchten auf dem Buckel. „Er schaut dir ähnlich", hatte Reinhard festgestellt.

Nach bestandenem Examen fühlte sich Gobbo zum Prahlen veranlaßt: „Ich will Geld verdienen ... ich möchte der sein, der die großen Rechnungen bezahlt." Das gelang ihm auch mittels Kleiderläden, Modeboutiquen. Doch seine Geschäftstüchtigkeit hatte ihn ausgelaugt.

Peter Rosei:
Die Wolken
Roman. Residenz Verlag, Salzburg. 153 S., 24 Mark.

Während eines Ausfluges mit Reinhard und Eva gesteht Gobbo jetzt: „Wenn ich euch so zuschaue, weiß ich, daß ich unglücklich gelebt habe." Diese und ähnliche Äußerungen veranlassen das Ehepaar zu ungläubigem Gelächter. Gobbo bemerkt nicht, daß er für Eva zur Verkörperung abenteuerlichen Daseins wird ...

Im zweiten Teil des Romans läßt Peter Rosei Frau Eva zur wöchentlich stattfindenden erotischen Beziehung in die Hauptstadt fahren. Einmal begegnen sich Gobbo und Eva zufällig in der Stadt, sie landen in Gobbos Büro. Bevor Eva nach dem Apfel greift, läßt sie die Jalousie herunter. Im Verlaufe des Beziehungsrausches verfällt Gobbo dem Trugschluß, vital und unternehmerisch wie früher sein zu können.

Eva, Pragmatikerin seit Paradiesvertreibungszeiten, durchschaut bald Gobbos Prahlereien, mit denen er seine ruinöse Existenz, seine Endstation leugnet. Folglich verwirft sie den Gedanken einer eventuellen Heirat. Sie verläßt ihn. Ehemann Reinhard hat sich derweil einen Gemüsegarten angelegt, den er hingebungsvoll pflegt. In ihm erwartet er die rückkehrwillige Eva. Peter Rosei hat es fertiggebracht, seinen über weite Strecken sprachlich hochqualifizierten Roman in Blumenkohl-Mystik enden zu lassen. Unverständlich.

John Updike, glaubwürdig auf Gott angewiesen

Von GABRIELE WOHMANN



John Updike FOTO: CAMERA PRESS

In einer Art Grußbotschaft zur Erläuterung dieser Gedichtauswahl (zusammengestellt unter zwei Aspekten: Sie sollten dem Autor „am liebsten" sein und außerdem sich für die Übersetzung ins Deutsche eignen) präsentiert John Updike sich seinen Lesern mit einer Vergnügtheit, die ein amerikanisches Flair besitzt: So jedenfalls deute ich das offenmütig-freundliche Geplauder. Zutraulich erzählt Updike dem Publikum, wie gern er schon immer Gedichte schrieb, obwohl er doch vor allem mit Prosa versucht habe, seinen Lesern zu gefallen. „Ich freue mich, diese Auswahl von in mehr als 30 Jahren Entstandenem einer deutschen Leserschaft vorlegen zu können."

So viel Gegensatz zu öffentlichkeitsabgekehrter Zurückhaltung in eigener Sache, so viel Appell mutet entertainerhaft an, nah der Anbiederung, und kann doch möglicherweise nur einfach nicht leger genug in der deutschen Sprache und auf die deutsche Mentalität wirken.

Ähnlich wie mit dem vorwortähnlichen Gebilde, das kurz ist und kokett und vertrauensselig nicht gut einstimmt, ähnlich – wegen des schwerfälligeren Deutschen – geht es mir mit vielen Gedichten des Bands, und ich vermute, im amerikanischen Original gefielen sie mir besser.

John Updike:
Gedichte
Mit einem Vorwort des Autors. Deutsch von H. M. Ledig-Rowohlt. Rowohlt Verlag, Reinbek. 120 S., 25 Mark.

Updike hat aus fünf Gedichtbänden seine Mischung arrangiert, und er gliedert sie sowohl nach Zeiträumen (1954-1976, 1976-1984), *als auch formal: in die Abteilungen* „Gedichte", „Sonette", wiederum „Gedichte", „Sieben Oden", 1984 „an sieben natürliche Prozesse" geschrieben (an die Fäulnis, die Verdunstung, das Wachstum, die Zersplitterung, die Entropie, die Kristallisation, das Heilen: Dem Schriftsteller imponiert die gleichwohl fremde Welt der Naturwissenschaften, und er will ihr etwas Tröstliches überstülpen).

Wenn man den Band gelesen hat, fällt auf, wie erstaunlich sich selber ähnlich Updike in 30 Schreibjahren blieb; eine solche Identitätstreue flößt demjenigen Vertrauen ein, der nicht unaufhörlich vom Künstler fordert, er möge Stufe für Stufe die Leiter einer Entwicklung erklimmen, wie ein Kind, das erwachsen werden *soll, und „reifen", wie* Obst. Schulmeisterliches Ansinnen, das auf Irrtümern beruht. Denn daß einer, der schreibt, immer und immer wieder existentielle Fragen eben nicht beantworten kann, Sinnzusammenhänge nicht in einem großen und beruhigenden und inneren Frieden stiftenden Überblick zu erkennen vermag, gerade diese „Kindlichkeit" führt doch zu den Zündungen im Bewußtsein, die produktiv machen, *aus Neugier und aus Ratlosigkeit,* führt doch nun einmal dazu, daß ein erwachsener Mensch sich tatsächlich hinsetzt und Gedichte schreibt: nichts Selbstverständliches, gewiß kein Zeichen von „Reife".

Vieles von dem, was Updikes Prosa kennzeichnet, findet sich hier schnappschußhaft, verkürzt zu *Momentaufnahmen wieder: In* einer intelligenten Unterhaltsamkeit zeigt sich das Interesse an Menschen, Gegenständen, Szenen, an Alltäglichem, an Naturereignissen, Städten, Straßen, Landschaftsemanationen. Einige Gedichte gleichen Miniaturgeschichten, und ich weiß nicht, ob es gegen sie spricht, daß ich wünschte, Updike hätte sie weitererzählen sollen: Hier geht es um die schwierige Balance zwischen der Lakonie und dem Bedürfnis, den ganzen Ideen- und Redestoff unterzubringen.

Daß Updike Lust hätte, den Einfall und das Angeregtsein, wie im Roman, völlig auszubreiten, es nicht beim Schwebezustand zu belassen, merkt man den Gedichten oft an – *aber vielleicht habe ich zu viel und dann zu* Updikes Nachteil an die Gedichte von William Carlos Williams denken müssen, an Gedichte also, die „rechtzeitig" aufhören, nachdem sie um kein Wort zu früh angefangen haben, wodurch ein „glimpse" sich nicht in Wörterfülle zerdehnt und eine Epiphanie eine *Epiphanie bleibt: kleine Erhellung* im Bewußtsein. Vom winzigen triftigen Eindruck geht Updike in den besten Fällen ja auch aus.

Also haben mir die kleineren Formate besser gefallen, vor allem viel besser diejenigen, zu deren Entstehen das jeweils Konkrete (anstelle einer Idee) angeregt hat. Besser als die, in schwer durchschaubarer und überflüssiger Metrik, ausführlichen Texte mit welterklärendem Ehrgeiz; die haben mich an kosmisch-ambitionierten Chemieunterricht für Amateure erinnert (zum Beispiel diese sieben Oden, die in den Naturmächten irgendetwas je Günstiges, menschliche Hoffnung Erweckendes entdecken wollen).

Kurze Porträts, vom Basketballspieler bis *zur Abfallhalde, da wo sie nicht auf eine* universale Therapie abzielen, sondern winzige präzise Diagnosen bleiben, überzeugen bei Updike. Ein gewisser Hang zu Pathos, auch Sentimentalität dringt ab und zu durch – oder geht auch das wieder zurück auf eine Begleiterscheinung, die mit der Übersetzung zusammenhängt? Mit dem Bemühen, diese Gedicht-Prosa doch zu rhythmisieren, ihr ein feierliches Gepräge zu geben?

Die Übersetzung hat mich in mehreren Texten gestört und durch den Indikativ nach „als ob", durch das Weglassen von „zu" beim Infinitiv – ein Grammatikfehler, den der gutmütige Čechov mit schlechten Suppen verglichen hat – ans öde Neudeutsch mancher Fensehspieldialoge erinnert. *Manchmal fehlen vor Substantiven die Artikel:* Im Deutschen verändert das den Sprechton, ein Parlando soll wohl in gravitätische Wuchtigkeit transportiert werden. Vergeblich! Es stört die Syntax, ergibt stilistische Diskrepanzen und macht oft bloß einen unbeabsichtigt komischen Eindruck: Plötzlich scheint Updike ein unbeholfenes Anfängerdeutsch oder Ostpreußisch zu sprechen. Als störend empfinde ich auch die Großschreibung der persönlichen Anrede.

In Gedichten, auch wenn sie von Telegraphenmasten, Straßenszenen, dem Sterben von Hunden („Hundetod", „Gedicht von noch einem Hundetod": beide fast spröde genug, um fast genial und dadurch ergreifend zu sein), vom Monat März oder von einer *Flugreise inspiriert wurden, in Gedichten* gibt oft mehr als in Prosa sich das individuelle Ich des Schreibenden zu erkennen. Als wen, von welchen Obsessionen verfolgt, erfahren wir hier den Romancier? Es scheint, als profitiere er von den Konflikten und Neurosen seiner fiktiven Helden. Durch die Dramaturgie der Lebensungereimtheiten fesselt er erheblich mehr als mit der bald verschmitzten, bald doch auch etwas besorgten Existenzwahrnehmung der weniger guten Gedichte. Bei denen spüre ich: Updike möchte eigentlich sehr gern einverstanden sein, es gefällt ihm so vieles so gut; leicht ironisierbar ist, mitten in einem Schönfinden und Bejahen, vieles dennoch.

Nicht Widerstand und prinzipielle Kritik geben *den Schreibanstoß. Religiosität steht* ihm bei, oft als sanfte Gottsuche, dann als Fund im Fundus. Entledigt er sich seiner Sympathie für Bildungsballast und wird sinnlich-szenisch, fern der Öde der Oden, und läßt ab vom Globalen, dann können, nach befrachteten Gedankengebäuden und lähmenden Abstraktionen, Schlußzeilen mit bildlich gemachten, schön gegenständlichen Resumées mich überraschen, nach der Updike-Prosa-Art überrumpeln, mir imponieren: Ein Beispiel für ein dergestalt befreiendes Gedichtende steht in der vorher nur strapaziösen „Ode an das Wachstum": „... wir werden nie wieder neben Peggy Lutz/in der dritten Klasse sitzen, ihre Brüste/eine blasse Andeutung auf der Kurve ihres *knabenhaften Wuchses/und unser* bärtiges Verhängnis/in uns hatte kaum den Umfang einer Sommersprosse."

Kommt Updike auf Frauen zu sprechen, dann wird er mir zu pornopathetisch, sexmystifizierend („Wenn Männer durchdrehn, rechnen wir mit Mord;/wenn Frauen durchdrehn, fürchten wir den Sex."), und ich bezweifle, ob er sich in Frauen nicht auf die herkömmliche Art der Männer irrt – weil er *will und die Macho-Tradition ihn vor Sinn*lücken schützt.

Besser als es europäischen US-Gästen glückt, läßt der Einheimische sich von Amerika, seinen Städten, Staaten, Kleinstadtmenschen, Straßen, Stimmungen illuminieren; bei ihm ist authentisch, was bei den Besucherkollegen als Adaption und Rausch doch kein Vertrauen erweckt.

John Updike hat Angst vor dem Weltende, die Entropie entsetzt ihn. Kein Wunder, denn er lebt gern und weiß, trotz Kierkegaard- und Karl Barth-Lektüre mit Nutzanwendung, noch nichts Besseres, und daß er in dieser Menschenfurcht Gottes bedarf, rückt ihn mir immer wieder sehr nah; Kierkegaard zufolge (Gottes zu bedürfen, macht die Vollkommenheit des Menschen aus), begeht er den angestrebten Weg und bekennt nur seine lebenslustige Schwäche, in der „Enge der Angst" nicht ein für allemal die richtige, die nicht pur naturgebundene Hauptstraße gewählt zu haben. Gerade deshalb ist und bleibt er ein Künstler.

Nennenswert ist Updike, selbstverständlich, alles, er ist nie ohne Einfall, ohne Worte, ob beim Schildern eines Kinos oder beim Nachdenken über die Schöpfungsverantwortung eines Regenwurms. Immer bereit, andächtig hinzuschauen, wünscht Updike sich Gläubigkeit und Religion ausdrücklich konkret, und in „Sieben Strophen zu Ostern" warnt er davor, die Bibel nicht wörtlich zu nehmen. Ihm wie mir liegt viel daran, die Auferstehung nicht als mythische Metapher und eine unter mehreren passablen „Weltanschauungen" abzuhaken.

Wozu denn auch die Mühsal einer Existenz als Künstler, wenn die Adresse allen Tuns bloß dieses ramponierte, in seinen Harmonien gestörte und bedrohte Planetendiesseits wäre? Wer überließe sich denn der anstrengenden Obsession ständiger Wahrnehmung und deren Umwandlung in Kunstgebilde, bloß für Hier und Jetzt? Jemand, der auf Gott glaubwürdig neurotisch angewiesen ist wie Updike, so jemand doch ganz *gewiß nicht – und die Wiederholung dieser* Erfahrung mit ihm macht mir auch dieses Gedicht-Geschichtenbuch liebenswert.

Eine Colette war die Yourcenar bestimmt nie

Von MICHEL TOURNIER



Marguerite Yourcenar FOTO: DPA

Die 1903 von französischen Eltern in Brüssel geborene Marguerite Yourcenar (eigentlich Marguerite de Crayencour, das Anagramm ergibt ihr Pseudonym) hat vor dem Zweiten Weltkrieg einige Werke veröffentlicht, die trotz ihrer herausragenden *Qualität kaum bekannt wurden. Ihre* Berühmtheit gründet sich auf zwei Daten: 1951 und 1981, nämlich das Erscheinen ihres Romans „Ich zähmte die Wölfin" und ihre Aufnahme in die Académie Française. Jetzt kommt zum Herbst auf deutsch ihr kurzer Roman „Der Fangschuß" heraus, der in den 40 Jahren seit er geschrieben wurde nichts von seiner Kraft und Frische verloren hat.

Am Donnerstag, dem 23. Januar 1981, übertrug das französische Fernsehen die Aufnahme der Marguerite Yourcenar unter die Kuppel der Académie Française. Jean d'Ormesson hielt die Begrüßungsansprache, und er war auch der hauptsächliche Urheber dieser Wahl, gegen die sich heftiger Widerstand erhoben hatte. Denn die 1635 vom Kardinal Richelieu ins Leben grufene Académie Française hatte noch nie zuvor eine Frau unter ihre Mitglieder aufgenommen. Der Ethnologe Claude Lévi-Strauss hatte gegen diese Neuerung eine erbitterte Kampagne geführt. Und derselbe Jean d'Ormesson, der so gern das Enfant terrible der Académie spielt, *erzählte später: „In den Toiletten* der Académie gibt es nun zwei Türen – auf der einen steht ‚Herren', auf der anderen ‚Marguerite Yourcenar'."

Marguerite Yourcenar:
Der Fangschuß
Roman. Aus dem Französischen von Richard Moering. Carl Hanser Verlag, München. 168 S., 26 Mark.

Für viele Franzosen bedeutete diese glanz- und weihevolle Bestätigung zugleich eine Entdeckung, das Mysterium Yourcenar begann sich zu enträtseln. Endlich erblickte man jene große humanistische Schriftstellerin, die auf der Insel Mount Desert vor der *Küste von Maine in Nordamerika* lebt und entschlossen den ganzen Pariser Klatsch und alle literarischen Strömungen ignoriert, sei es der Surrealismus oder der Nouveau Roman. Es gab aber auch Enttäuschungen. Manche erwarteten die gute alte Großmutter der französischen Literatur, die sie seit dem *Tod der Colette hatten entbehren müssen.* Da war Ernüchterung in der Tat notwendig.

Nein, Marguerite Yourcenar war nicht Colette, trotz der beruhigenden Langsamkeit ihres Ganges und der bäuerlichen Weisheit in ihrem Gesicht. Wenn ich mich recht erinnere, so hat uns das Fernsehen gezeigt, wie sie ihr Brot selbst machte und mit einem Fausthieb den aufgegangenen Brotlaib flachklopfte, bevor sie ihn in den Ofen *schob. Und sie erklärte, daß sie manchmal* ebenso abrupt ein allem Anschein nach fertiggestelltes Manuskript durcheinanderwirft, bevor sie es ihrem Verleger schickt. Das ist eine Idee, die der Colette niemals gekommen wäre. Die Verfasserin von „Gigi" schrieb ihre Bücher genauso, wie sie ihre kleinen Kuchen herstellte. Marguerite Yourcenar dagegen backt ihr Brot genauso, wie sie ein Buch schreibt

Das ist nicht das einzige Merkmal, das sie von Colette unterscheidet. Was ihre Vorfahren angeht, ist Marguerite Yourcenar umso mitteilsamer, je weiter sie in der Vergangenheit liegen. In dem Maße, wie man sich ihr selbst nähert, fließen die vertraulichen Mitteilungen spärlicher, um schließlich mit *dem Tag ihrer Geburt völlig zu versiegen.* (Über ihre Herkunft hat Marguerite Yourcenar zwei Bücher veröffentlicht: „Gedenkbilder" und „Lebensquellen".) Genau zu diesem Zeitpunkt wechseln die Angaben zur Person in ein anderes Register. Was vorher unmißverständlich ausgesprochen wurde, ist plötzlich verschlüsselt. Die Autorin spricht nur noch durch zwischengeschaltete *Personen zu uns. Alexis, Hadrian, Zenon* oder von Lhomond antworten an ihrer Statt. Mit Sicherheit nimmt sie Flauberts allzu berühmten Satz „Madame Bovary, das bin ich" nicht für sich in Anspruch.

In dem (noch nicht auf deutsch verfügbaren) „Carnet de notes" zu „Ich zähmte die Wölfin" warnt sie uns: „Wie plump sind doch jene, die einem sagen: 'Hadrian, das sind doch Sie!' Und beinahe ebenso plump sind jene, die sich darüber wundern, daß man ein so entferntes und femdartiges Thema gewählt hat. Der Magier, der sich im Moment der Geisterbeschwörung den Daumen aufschlitzt, weiß, daß sie seinem Anruf nur deshalb gehorchen werden, weil sie sein Blut auflecken. Er weiß auch oder sollte wissen, daß die Stimmen, die zu ihm sprechen, weiser und größerer Aufmerksamkeit wert sind als seine eigenen Schreie."

Die Stimmen der Figuren im Gegensatz zu den Schreien des Autors – was für ein nachdenkenswertes Thema für jene, die sich für all das interessieren, was die Fiktion vom Bekenntnis trennt. Und gerade a propos der Stimmen, lassen Sie mich diese Zeilen aus dem „Carnet" zitieren: „Porträt einer Stimme. Wenn ich mich entschlossen habe, diesen Roman 'Ich zähmte die Wölfin' in der ersten Person zu schreiben, so deshalb, um so weit wie möglich ohne jede Zwischenfigur auszukommen, mich selbst eingeschlossen. Hadrian konnte mit mehr Nachdruck und Scharfblick von seinem Leben sprechen als ich selbst."

Diese Stimme des Hadrian – aber dasselbe könnte man auch von der Stimme des von Lhomond sagen, des Helden im „Fangschuß" – ist *die* große Leistung der Marguerite Yourcenar. Für unsere europäischen Ohren des ausgehenden 20. Jahrhunderts könnte der Nachfolger des Trajan genauso gesprochen haben. Und besser noch, wir „erkennen" seine Intonation, nach wenigen Seiten wird sie uns vertraut, richtet sich an jeden von uns ebenso wie an Marc Aurel, den offiziellen Adressaten. Hier haben wir ein Phänomen der Sinnestäuschung, das demjenigen vergleichbar ist, das uns das von Holbein gemalte Porträt Franz' I. „ähnlicher" beurteilen läßt als das von Clouet.

> ***„Von innen heraus das wiederholen, was die Archäologen des 19. Jahrhunderts von außen getan haben."***

Das ist es ohne Zweifel, was „Die Wölfin" ebenso wie „L'Œuvre au noir" oder „Der Fangschuß" von einem „historischen Roman" unterscheidet; ein leicht anrüchiges Etikett, das man sicher nicht Flauberts „Salammbô anheften würde, wogegen es ausgezeichnet auf „Ivanhoe" von Walter Scott und mehr noch auf „Quo Vadis?" von Sienkiewicz paßt. In Wahrheit bewirkt jedes Epithet, das man dem Wort „Roman" – genauso wie den Begriffen Dichtung, Musik, Theater etc. – beistellt, eine Hinabstufung, indem es ihm seine absolute Wertigkeit entzieht. Historischer Roman, das ist wie Militär-Musik, religiöse Dichtung oder sozialistische Malerei: minderwertiger Roman, minderwertige Musik, minderwertige Malerei. „Schuld und Sühne" mag auf ein kriminelles Delikt aufbauen, deswegen ist es jedoch noch lange nicht das, was man einen Kriminalroman nennt.

Der historische Roman enthüllt plötzlich jene schreckliche Lücke zwischen der Weite des historischen Sujets und den Mitteln – zunächst einmal das Schreiben –, über die der Autor verfügt, um es abzuhandeln. Ein Romancier, der Caesar oder Napoleon heraufbeschwört, ohne die Kraft eines Shakespeare oder Tolstoi zu haben, überschreitet seine Möglichkeiten. Daraus ergibt sich eine derartige Äußerlichkeit der Romanelemente in ihrer Beziehung zueinander, daß ohne eine wirkliche Essenz des Romans alles zufällig wird. Man schreitet von einem beliebigen Detail zum nächsten, von einem Theatereffekt zum anderen, die Personen werden von den äußerlichen Wechselfällen des Lebens hin- und hergeworfen, eines Lebens, das niemals die schöne Bezeichnung „Schicksal" verdient. Das unvergleichliche Timbre der Stimmmen von Maguerite Yourcenars Figuren verleiht ihnen Notwendig*keit und Verinnerlichung. „Von innen her*aus das wiederholen, was die Archäologen des 19. Jahrhunderts von außen getan haben." So lautete die Aufgabe, die sie sich stellte, als sie mit „Ich zähmte die Wölfin" begann.

Diese Formel ließe sich auch auf „Der Fangschuß" übertragen, wenn es sich nicht um eine der unseren so naheliegende Epoche handelte. 1938 in Sorrent geschrieben, spielt der Roman im *Jahre 1981* in einem obskuren Winkel der baltischen Staaten. Wir sind im Schloß von Kattowitz, dessen Besitzer in einem Lager bei Dresden verschwunden ist. Er hat zwei Erben, Conrad und Sophie, die mit einer beinahe schwachsinnigen russischen Tante und dem alten Gärtner Michel zusammenleben. Bei ihnen strandet der Erzähler, Eric von Lhomond, der gegen die Bolschwewisten kämpft. Zwischen diesen drei Heranwachsenden desselben Alters und desselben Standes knüpfen sich dann in dieser apokalyptischen Atmosphäre Beziehungen, die auch den Inzest und die Homosexualität zum Inhalt haben. Die Auflösung ist entsetzlich und scheint die dunkelsten Seiten in jedem der Protagonisten zu enthüllen.

Ist es erlaubt, hinsichtlich des Werkes und des persönlichen Schicksals der Marguerite *Yourcenar eine Anmerkung des Bedauerns* zu machen? Bereits in ihrer Jugend hat sie sich mit Vorliebe der angelsächsischen Welt zugewandt. Sie hat Virginia Woolf kennengelernt und ihren Roman „Die Wellen" ins Französische übersetzt. 1939 bricht sie in die USA auf, um dort endgültig zu bleiben. Man mag dieses *Abdriften nach Westen* beklagen, fern vom Mittelpunkt der Welt, der während der folgenden 20 Jahre in Europa und besonders Mitteleuropa bleiben sollte. So fand sich Marguerite Yourcenar nicht nur von den politischen Ereignissen, sondern auch von den sprudelnden Quellen der Geschichte abgeschnitten. *Die* Lektüre von „Der Fangschuß" läßt uns das Werk vermissen, zu dem sie möglicherweise der ganz konkret in Berlin, Prag, Warschau oder Wien erlebte Krieg und besonders die unmittelbare Nachkriegszeit hätten inspirieren können

Die Rückkehr des Feirefiz nach Bombay

Was die deutschen Romantiker Indien verdanken



Schon im 18. Jahrhundert faszinierte hierzulande die indische Götterwelt, wie Zedlers Universallexikon beweist: Krishna und Rada in zärtlicher Umarmung FOTO: DIE WELT

In den apokryphen Thomas-Akten wird berichtet, der Apostel Thomas sei auf seinen Missionsreisen bis nach Indien gelangt, habe dort das Christentum gepredigt und dann den Märtyrertod erlitten. So glaubte man es im christlich-abendländischen Mittelalter gern, und das war und blieb vorerst so ziemlich der einzige geistige Bezugspunkt – immerhin von solcher Wirkmächtigkeit, daß Herr Heinrich von Morungen, einer der frühesten und bedeutendsten deutschen Minnesänger, sich noch im 11. Jahrhundert auf die Fahrt dorthin gemacht haben soll.

Kein Geringerer als Wolfram von Eschenbach hat am Ende seines „Parzival" (um 1210) Indien eine heilsgeschichtliche Perspektive merkwürdiger Art zugewiesen: Der Halbbruder Parzivals mit Namen Feirefiz kehrt nach seiner Taufe beim Gral mit seiner christlichen Gattin in sein Land („wir heizenz hie Indiâ: dort heizet ez Tribalibôt") zurück, verbreitet dort das Christentum und hinterläßt das Erbe seinem Sohn, dem Priesterkönig Johannes.

Zwar hatte Wolfram konzediert, daß dieser Heide „stets Lust zur Minne" hätte, doch das meint im Mittelalter bekanntlich etwas anderes, als es Zedlers „Universal-Lexicon" von 1735 anzudeuten beliebt: „Die Inder sind mehrentheils schwartzbraun von Gesichte, dabey starck und dicke, aber sehr faul und über alle Masse geil. Sonderlich gehen die Weiber bis an Gürtel nackend." So herrlich weit hatte man es in der angeblich vorurteilsfreien Gelehrsamkeit der Frühaufklärung hierzulande gebracht. Zedler vergißt auch nicht zu erwähnen, daß der indische Pöbel über hundert Götter anbete – von der Sprache und Literatur dieser alten Kulturnation weiß er offenbar nichts.

Das änderte sich fast mit einem Schlag, als Jones 1789 eine englische Prosaübersetzung des siebenaktigen Dramas „Sakuntala" des indischen Dichters Kalidasa (4./5. Jahrhundert n. Chr.) veröffentlichte. Georg Forster übertrug sie 1791 ins Deutsche. Der Würde und dem Tiefsinn des hier Wort gewordenen „indischen Welt- und Menschengeistes" könne man selbst bei den alten Griechen nichts an die Seite stellen, urteilte Herder anläßlich der von ihm 1803 herausgegebenen zweiten Auflage. Goethe begeisterte sich: „Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen – Nenn ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt"; das „Vorspiel auf dem Theater" zum ersten Teil des „Faust" geht auf dieses indische Drama zurück.

Dies ist die Zeit, in der Friedrich Schlegel in Paris bei dem in Indien geborenen Schotten Alexander Hamilton täglich drei Stunden Unterricht im Sanskrit erhält: nach dem großen poetischen Eindruck der „Sakuntala" die Primordien eines theoretischen und wissenschaftlichen Interesses für die indische Kultur. Schon am 15. 9. 1803 heißt es in Schlegels Brief an Tieck: „Hier ist eigentlich die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles stammt aus Indien ohne Ausnahme."

Vor allem die Brüder Schlegel (der ältere, August Wilhelm, erhielt 1818 den ersten indologischen Lehrstuhl Deutschlands an der Universität Bonn) vertraten die Ansicht, Kunst und Kultur seien möglichst „objektiv-abstrakt" zu bewerten; da glaubte man zur Literatur des alten Indien einen besonders genuinen Zugang zu haben.

Zeitschriftenbeiträge und zahllose Briefe zum Thema Indien zeigen, wie virulent das Thema im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war, so daß man mit größter Spannung Friedrich Schlegels Buch „Über die Sprache und Weisheit der Indier" erwartete, das mit der bündigen Behauptung beginnt: „Von Indien her erwarten die Altertumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt."

Was Schlegel hier nach nur etwa fünfjährigem, zumeist autodidaktischem Studium (vor allem der indischen Handschriften in der Pariser Bibliothek) vorlegte, gehört zu den genialsten Pionierarbeiten der deutschen Geistesgeschichte. In drei großen Abschnitten handelt er von der Sprache, der Philosophie und den historischen Ideen Indiens; daran schließen sich noch die hundert Seiten mit Erstübersetzungen aus dem „Ramayana", dem „Bhagavadgita" sowie den Gesetzen des Monu an.

Mit Recht konstatiert er die indoeuropäische Verwandtschaft vieler Sprachen. Die Folgerung aus der vergleichenden Beobachtung, die indische Sprache sei die älteste und alle übrigen verwandten Idiome aus ihr abgeleitet, gehört allerdings zu den nicht wenigen rein deduktiven Schlüssen, die Schlegels Werk wissenschaftlich angreifbar, aber eben auch sehr durchschlagskräftig machen. Immerhin kann er Goethes Idee der „Weltliteratur" durch die Entdeckung und erste Auswertung eines Großteils der indischen Poesie mit Leben füllen: „So wie nun in der Völkergeschichte die Asiaten und Europäer nur eine große Familie bilden, so sollte man sich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung zu betrachten."

Die durch Joseph Görres' „Mythengeschichte der alten Welt" (1810) und Georg Friedrich Creuzers im gleichen Jahr begonnene „Symbolik und Mythologie der alten Völker" ausgelöste heftige Diskussion mündete allmählich in sachlichere Bahnen. Die Indien-Euphorie zog sich in den Elfenbeinturm der seriösen Wissenschaft zurück und teilte damit so ungefähr das Los der romantischen Mittelalter-Begeisterung. Aus der poetischen und mythenstiftenden Rezeption wurden Indologie und Germanistik.

Auf einem Gebiet aber brachten beide Strömungen der romantischen Schule späte, schöne und noch heute ansehnliche Früchte. Wie unmittelbar aus der literarischen und philologischen Mittelalter-Rezeption die Grimmsche Märchensammlung mit ihren unabsehbaren Wirkungen hervorging, so zeitigte die Indologie in den Werken Theodor Benfeys (1809–1881) späterhin ihre weitreichenden Ideen. Benfey hatte mit seiner Übersetzung und Kommentierung des indischen „Pancatantra" aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert im Jahr 1859 einen Fundus an Fabel- und Märchenmotiven zugänglich gemacht, der bis heute kaum ausgeschöpft ist.

Jacob Grimm begrüßte das Buch enthusiastisch und teilte Benfeys einseitige, doch bestechende Theorie, sämtliche Märchen der Weltliteratur stammten ursprünglich aus Indien. Hat Benfeys Theorie inzwischen auch zahlreiche Korrekturen und Widersprüche erfahren, indem zweifellos selbständige Märchentraditionen etwa in Ägypten, Griechenland oder bei den Kelten entdeckt wurden, so ist doch unbestritten, daß Indien nach wie vor als einer der wichtigsten Ursprungsorte vieler Märchentypen angesehen werden muß.

Neben dem „Pancatantra" sind hier die von Wilhelm Grimm hochgeschätzten Verse des Somadeva aus dem Kaschmir des 11. Jahrhunderts sowie das „Papageienbuch" aus dem frühen 14. Jahrhundert besonders zu nennen. So erzählt Somadeva etwa von dem Glücklichen, dem jeden Morgen beim Erwachen ein Goldstück zufällt; er ist zweifellos der Ahnherr der Zwillinge in Grimms Märchen Nr. 60 („Die zwei Brüder"): „Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß, wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand." So lesen wir's bei den Brüdern Grimm.

Das wäre eine Parallele – oder ein Bindeglied? Über die Form der Vermittlung, die Wege solcher Motivwanderungen läßt sich noch immer trefflich streiten. Sind solche Erzählungen wirklich aus Indien in alle Welt von Mund zu Mund vermittelt worden? Sind sie im Kontakt mit Nachbarvölkern immer weiter von Grenze zu Grenze vorgedrungen? Ist durch Übermittlung von einer Generation zur andern notwendig ein Überschreiten ethnischer Räume gegeben durch Handel, Auswanderung und dergleichen? Oder haben die modernen Skeptiker recht, die nur auf literarische Weitervermittlung schwören mögen? Was hindert bei der Betrachtung so vielfältiger Vermittlungsformen überdies, auch einmal radikal umgekehrt zu argumentieren, wie es zuerst 1887 mutig der Lothringer Emmanuel Cosquin versuchte: Diese und viele andere Motive und Erzählungen seien von Europa nach Indien gewandert…

Die Fülle der Fragen ist ein Gradmesser der Lebendigkeit, mit der die wechselseitige literarische Rezeption zwischen Indien und Europa jedenfalls statthatte. Diese Fragen sind nicht ausdiskutiert; es fehlt leider häufig an Sachverstand, um die Gegebenheiten hüben wie drüben jeweils angemessen berücksichtigen zu können. Vielleicht gibt das Schwerpunktthema der Buchmesse 1986 neue Impulse.

HEINZ RÖLLEKE

Die lyrische Stimme eines Subkontinents

Von HANS-JÜRGEN HEISE

In ökonomischer Hinsicht gilt Indien als Schwellenland, das gerade den Schritt von der Unterentwicklung in den Kreis der technisch versierten Industrienationen vollzieht. Kulturell gesehen, ist das Land am Ganges jedoch eines der ältesten und würdigsten unseres Erdballs: eine Wiege von Religionen, Mythen und musischen Schöpfungen, die in ihrer unergründlichen Tiefe und ihrer unentwirrbaren Vielfalt niemals hinreichend klassifiziert und erforscht werden können.

Trotzdem weiß der Europäer, auch der gebildete, nur wenig über den asiatischen Subkontinent, dessen literarische Ursprünge sich durch dreieinhalb Jahrtausende bis ins Dämmerlicht der Frühgeschichte zurückverfolgen lassen. Diese Weltgegend, die – nicht anders als das Abendland – ihre Historie anfangs „gedichtet", in poetischen Gesängen memoriert hat, entbindet in unserer Vorstellung gewöhnlich nur Begriffe wie „Indoarier", „Sanskrit", „Veden" und „Upanischaden". Und im Zusammenhang mit modernerer Literatur ist vor allem – und immer wieder – der Kolonialengländer Rudyard Kipling gegenwärtig oder aber, erster Nobelpreisträger seines Kulturkreises, der philosophisch und pädagogisch ambitionierte Poet Rabindranath Tagore.

Erst die Frankfurter Buchmesse, die in diesem Jahr Indien die Präferenz erweist, beschert uns eine Anthologie zeitgenössischer indischer Lyrik. Der Herausgeber des Kompendiums, selbst ein angesehener Dichter, ist der 1933 in Kalkutta geborene Alokeranjan Dasgupta, ein Literaturwissenschaftler, der sich in der Poesie seiner Heimat ebenso auskennt wie in der Lyrik des Westens und der seit 1972 als Gastprofessor am Südasien-Institut der Universität Heidelberg tätig ist.

Dasgupta, der Werke von Hölderlin, Heine, Brecht, Kroetz und Botho Strauß ins Bengali übersetzt hat, gibt in seiner „Einstimmung" in das Buch einige Hinweise auf die Komplexitätder Poesielandschaft, die er vorstellt. das Panorama hat gewaltige Dimensionen. Die Indische Akademie der Literatur erkennt nicht weniger als 22 autochthone Sprachen als literaturfähig an. Hinzu kommt eine noch größere Zahl von „Nebensprachen", in denen ebenfalls Poesie entsteht.

Der Herausgeber hat sich auf die Präsentation von elf Sprachen beschränkt, wobei er alles auf englisch Verfaßte unberücksichtigt läßt, obwohl diese importierte Sprache die einzig übergreifende ist und sich dazu eignet, Kommunikation zwischen Menschen herzustellen, die in unterschiedlichen Zungen reden.

Die Englisch schreibenden Poeten haben, ihrer urbanen und kosmopolitischen Ausrichtung wegen, nicht an jenem „Lebensprozeß" teil, in den die regional ausgerichteten Autoren weiterhin verstrickt sind, wenn sie sich „am Scheideweg zwischen Tradition und Moderne" orientieren, jeder einzelne gebunden an seine Muttersprache und dabei mit einer ganz spezifischen kollektiven und individuellen Problematik konfrontiert.

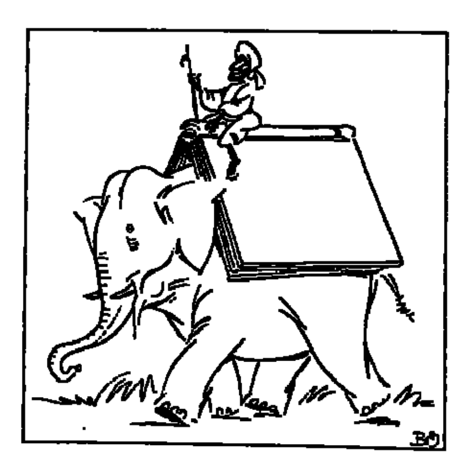
Alokeranjan Dasgupta (Hrsg.):
Gelobt sei der Pfau
Indische Lyrik der Gegenwart. Verschiedene Übersetzer. Münchner Edition im Schneekluth Verlag, München. 260 S., 32 Mark.

Dasgupta liefert uns Proben aus dem Schaffen von rund fünfzig Dichtern, die, bis auf wenige Ausnahmen, noch leben und schöpferisch tätig sind.

Erstaunlich die Reichhaltigkeit der Themen, die Unterschiedlichkeit der Stimmen und die Ausdrucksfrische vieler Autoren: „Charmant bist du, Politik / verdrehst jungen Männern die Köpfe, / die Nächte verbringst du / mit senilen Ganoven."

Diesem, mit „La belle politique" überschriebenen engagierten Vierzeiler des Bengalen Birendra Chattopadhyay sei hier, um die ganze Breite der Ausdruckspalette wenigstens ahnbar zu machen, ein völlig anders geartetes Kurzgedicht von Vipin Parikh gegenübergestellt, ein Text, der in der Gujarati-Sprache verfaßt worden ist: „Würde es im Schlafzimmer brennen / selbst dann gingst / du / morgens / deine Tulsipflanze / gießen…"

Bengalens volkstümlichster Poet, Shakti Chattopadhyay, evoziert in „Letzter Spaß" das für irgendwann bevorstehende Ereignis seiner rituellen Verbrennung auf einem Scheiterhaufen, andererseits schildert er in „Athen–Kairo" sein Fremdheitsgefühl in der modernen Welt: „Im Flugzeug riß ich mir den Binder ab, / öffnete den Sitzgurt und sprang auf / … / abendlich hinten Europa



im lodernden Feuermeer / vor mir der Orient von Dunkelheit zugedeckt / … / dazwischen steh ich: ein Inder alleingelassen…"

Nabaneeta Dev Sen, eine 1938 geborene Bengalin, setzt ferne Orte und Regionen wie Amsterdam, Mexiko und den Mittelmeerhimmel in einen dramatischen Gegensatz zu einem in Indien aufgespannten Moskitonetz, das von Insekten umschwärmt wird.

Der Tamile Vannaivalavan thematisiert den Fleiß seiner Landsleute und ihre wohlklingende Sprache, „zu Hause / in allen Unionsstaaten / auch wo sie nicht Muttersprache ist".

Selbst freche Töne gibt es, so den „Ratschlag für den Gatten meiner Süßen", der von Chandrashekhar Patil, einem sich in der Kannada-Sprache artikulierenden Lyriker, erteilt wird. Und S. H. Vatsyayan, der Hindi schreibt und den Künstlernamen Ajneya (der Unerforschliche) trägt, versteht es, die bis heute unüberbrückten Gegensätze zwischen reich und arm zu fixieren: „Dich / in deiner Luxusvilla / plagt die Angst vor Gespenstern. / Mich / in meiner Hütte / frißt die Angst, / ich werde selbst zum Gespenst."

Manche Autoren greifen weiterhin auf die mythischen Bestände zurück. Auch der etwas altmodisch anmutende Titel der Anthologie „Gelobt sei der Pfau" ist eine Sentenz, die, einem Gedicht des Tamilen Abdul Gafoor entnommen, in Verbindung zum Repertoire der Überlieferung steht.

Fast vierzig Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit haben es die indischen Dichter nicht mehr nötig, forciert unter Beweis zu stellen, „daß sie sich mit den Themen der Zeit, in der wir leben, frontal auseinandersetzen" können. Doch die Vertreibung der Engländer ist nur *ein* Politikum. Geblieben ist die binnenpolitische Bürde: das Elend der Massen, das – abgesehen von der stetig anwachsenden Bevölkerung – durch das Kastenproblem sowie durch die Animositäten vergrößert wird, mit denen die unterschiedlichen ethnischen und religiösen Volksgruppen einander begegnen.

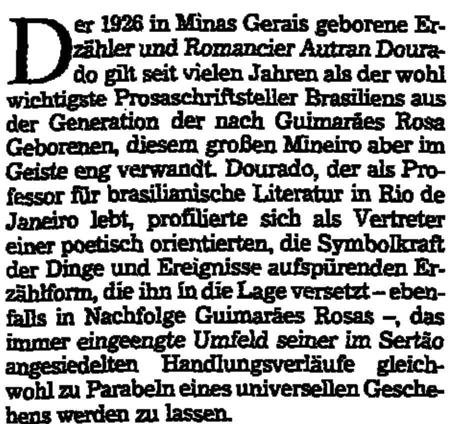
„Ein Gedicht soll sein / nicht meinen" – diese programmatischen Verse des Amerikaners Archibald MacLeish, die aus der Mallarmé-Nachfolge stammen, werden ein wenig unvermittelt zitiert, bemüht, damit in ihrem theoretischen Windschatten Dasguptas These Plausibilität erlangen kann: „Für den Gegenwartslyriker in Indien zählt … nur der immanente Prozeß der Kreativität. Für ihn sind Themen nur Anlaß zur Exploration." Eine solche Behauptung kann stets bloß für einen gewissen Teil der literarischen Produktion eines Landes gelten.

Auch in Indien (das macht uns in einer Art Gegenläufigkeit zur Beweisführung des Vorworts die Anthologie „Gelobt sei der Pfau" klar) gibt es neben einer ästhetisch ausgerichteten Dichtung ebenfalls Lyrik, die nicht primär das Linguistische oder das Kunstschöne im Sinn hat, sondern die das Sein und die Geschichte ins Auge faßt.



Dourado und das Leid am Verzicht

Von
GÜNTER W. LORENZ





Autran Dourado
FOTO: HANSER

Der 1926 in Minas Gerais geborene Erzähler und Romancier Autran Dourado gilt seit vielen Jahren als der wohl wichtigste Prosaschriftsteller Brasiliens aus der Generation der nach Guimarães Rosa Geborenen, diesem großen Mineiro aber im Geiste eng verwandt. Dourado, der als Professor für brasilianische Literatur in Rio de Janeiro lebt, profilierte sich als Vertreter einer poetisch orientierten, die Symbolkraft der Dinge und Ereignisse aufspürenden Erzählform, die ihn in die Lage versetzt – ebenfalls in Nachfolge Guimarães Rosas –, das immer *eingeengte Umfeld seiner im Sertão* angesiedelten Handlungsverläufe gleichwohl zu Parabeln eines universellen Geschehens werden zu lassen.

Diese Charakteristika waren schon kennzeichnend für den Roman „Brandung" (deutsch 1964) und die Novelle „Leben im Verborgenen" (deutsch 1967), mit denen der Hanser-Verlag Dourado zu einem jener Autoren machte, die hierzulande erstmals das Interesse an brasilianischer Literatur weckten. Nach der Veröffentlichung dieser beiden Werke in deutscher Sprache wurde es bei uns still um diesen Schriftsteller, obwohl *gleichzeitig sein literarischer Ruhm in Brasilien* steil aufstieg. Was immer dafür die Gründe gewesen sein mögen – der deutsche Verlag schien das Interesse an ihm verloren

---

Autran Dourado:
Oper der Toten
Roman. Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Curt Meyer-Clason. Hanser Verlag, München, 256 S., 36 Mark.

---

zu haben. Denn erst jetzt, mehr als 20 Jahre nach der Veröffentlichung der „Brandung", legt Hanser wieder ein Buch Autran Dourados vor: den 1967 in Brasilien erschienenen Roman „Opera dos Mortos", der seinen Titel auch in der deutschen Ausgabe behielt: „Oper der Toten", während man 1964 aus dem wunderbar poetischen „A barca dos homens" (*Das Menschenschiff*) die nichtssagende „Brandung" machte. Auch die übersetzerische Qualität des „neuen" Romans hat sich eindrucksvoll geändert: Waren die ersten beiden Titel Dourados noch mehr schlecht als recht ins Deutsche herübergebracht worden, hat sich diesmal Altmeister Meyer-Clason des *Autors angenommen* und ihm zu einer deutschen Form verholfen, die an die besten Leistungen dieses bedeutenden, nur leider zwischenzeitlich auf Abwege geratenen Übersetzers erinnert.

„Oper der Toten" ist vordergründig eine spannend erzählte Geschichte vom Leben in einer kleinen *Stadt des Sertão. Im Mittelpunkt* steht eine junge Frau, die auf Grund ihrer gesellschaftlichen Stellung verdammt zu sein scheint, ihr Leben im Verborgenen zu verbringen, zur alten Jungfer zu werden. In der festungsähnlichen Abgeschlossenheit des ererbten Herrenhauses lebt sie in Gesellschaft ihrer *stummen* Dienerin, verbringt ihre Tage mit der Herstellung von Stoffblumen, ihre Nächte in alkoholisierten Träumen vom „anderen Leben". In diese Abgeschlossenheit bricht der einäugige Mulatte, Jäger und Abenteurer Juca *ein*, der als Hausdiener die mühsam unterdrückten Leidenschaften seiner Herrin zum Ausbruch bringt und damit den Weg in die Tragödie bereitet.

Hinter und unter diesen Vorgängen aber vollzieht sich das eigentliche Geschehen, erhalten die Ereignisse ihre zweite Dimension. Ebenso wie All-Tag und All-Nacht zwei ganz verschiedene Handlungsebenen bilden, werden Vergangenheit und Gegenwart, Entsagung und Verlangen, Gut und Böse zu den psychologischen Leitfäden des Geschehens.

In dem Haus mit den stillstehenden Uhren, in dem das Leben außerhalb der Zeit sich abwickelt, lebt nicht nur die Frau, es lebt dort auch die Vergangenheit der Familie *in sehr realer, nicht nur erinnerter Form. Das* allgegenwärtige Gedächtnis an den gewalttätigen Großvater formt diesen verschlossenen Kosmos ebenso wie die Existenz des an seinem aristokratischen Stolz zugrundegegangenen Vaters. So ist Dona Rosalina in Wirklichkeit eine dreifach gespaltene Person, die daran scheitert, *daß* das Widersprüchliche, die Schizophrenie der drei Charaktere einen Ausgleich nicht zuläßt. Die letzte Überlebende des Clans ist verdammt, die Gegenwart der Toten zu ertragen, die *Gegensätzlichkeit der Wünsche zu durchleiden* und daran zu zerbrechen.

In der eindrucksvollen „Oper der Toten" ist es dem Autor gelungen, mit wenigen Strichen das Wesentliche, das Widersprüchliche, das Unvereinbare seiner Gestalten zu zeichnen, aus der Atmosphäre eines verschlossenen Hauses den Zustand einer Gesellschaft deutlich werden zu lassen, die aus ihren Gegensätzen lebt und an ihren Widersprüchen leidet und die, wie diese Dona Rosalina, am Fluch des Überkommenen zugrundegehen wird, wenn es ihr nicht gelingt, aus der scheinbaren Geborgenheit eines *Gemäuers* auszubrechen, das in Wirklichkeit ein von der Vergangenheit errichtetes Gefängnis darstellt.

Der Gegensatz zwischen alltäglicher Realität und quälender Phantasie, zwischen Vergangenheit und Gegenwart der Außenwelt ist die eine Komponente des Geschehens. Hinter ihr wirkt als eigentliches Movens die zweite Komponente, die dem Ge*gensätzlichen, dem scheinbar Unvereinbaren* zu seinem Rang verhilft: die Innenwelt von Menschen und Dingen, in der die Gegensätze nicht mehr bestehen, weil die Toten in den Lebenden weiterexistieren, weil Leben und Tod zwei gleichwertige Partner sind, weil eine Person, wie es Novalis formulierte, „eine kleine Gesellschaft" ist, in sich die Kriterien der großen Gesellschaft so ausformt, daß der Rückzug in die Nicht-Existenz, in den Tod nicht gleichbedeutend wird mit dem Ende des Seins.

Was sich so anhören mag wie eine verzwickte Philosophie, konnte Dourado seiner eigenen Umwelt entnehmen, der Lebensauffassung der Sertanejos, für die ihre begrenzte Welt stets das Universum mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit war. In einer Welt, in der Leben und Sterben so nahe beieinander sind, in der die Gefährlichkeit der Existenz so sehr ihr eigenes Wesensmerkmal *bildet, in der selbst die Natur Gefährdung* signalisiert – in einer solchen Welt bleibt dem Individuum die Phantasie als Ausweg aus der Katastrophe, wird aber erst recht zur Katastrophe, wenn Träume und Hoffnungen immer wieder zu Alpträumen gerinnen.

Was in den großen Epen des João Guimarães Rosa in die Auflehnung des Jaguncos mündet, in die Frage nach der Existenz des Teufels, wird in den Romanen des Autran Dourado zum Verzicht, zur hindämmernden Selbstaufgabe der Kreatur, die sich aus den Fesseln des Selbstzweifels nicht zu befreien vermag. Rosalina ist die passive Heldin, die den *Verzicht zum Lebensinhalt stilisiert hat,* weil die Last der Vergangenheit und ihrer Widersprüche die zarte Pflanze Zukunft am Keimen hindert. So gesehen ließe sich Autran Dourados Roman aus lateinamerikanischer Perspektive leicht als ein eminent politisches Buch qualifizieren.

Es besticht dabei die ungemein poetische Sprache, deren Klangfülle und Vieldeutig*keit dem Geschehen immer wieder neue,* überraschende Konturen verleihen. Die Melodie der Cantadores, der Sänger des Sertão, klingt aus den Zeilen dieses Buches, die herbe Schönheit einer Sprache, die zum Ausdruck des *Denkens* und *Fühlens* einer sprachlosen Region geworden ist.

Ein Russe blickt zurück

Von
WOLFGANG KASACK



Wladimir Maximow
FOTO: HORST TAPPE

Zur Buchmesse 1986, dem internationalen Ereignis, auf das die gesamte literarische Welt schaut, sind einige gute *neue Bücher aus dem Russischen übersetzt* worden. Alexander Solschenizyn hat seine historischen Romane mit „November 1916" gewichtig fortgesetzt(s. Seite III), von Valentin Rasputin wurden mit „Natascha" vier *besonders schöne und tiefe Erzählungen* verlegt, mit Anatolij Kims „Lotos" erhalten wir eine überzeugende Vorstellung von religiöser Lebenserfassung in der Sowjetunion und Wladimir Maximow, der Pariser Chefre*dakteur der Zeitschrift „Kontinent"*, der weltberühmte Autor des noch in der Sowjetunion geschriebenen Arbeiterromans „Die sieben Tage der Schöpfung", beweist, daß die schöpferische Kraft durchaus erhalten bleiben und wachsen kann, wenn man Emigrant ist und aktiv im politischen Leben *steht.*

Von Maximows früheren Werken konnte man nicht unbedingt sagen, daß ihre Struktur ausgewogen und der Autor Herr über das ihn bedrängende Material war. Bei diesem Roman, den *Alexander Gleser* in den Vereinigten Staaten ursprünglich auf Russisch verlegt hat, kann man es. Vor uns ist ein ausgewogener historischer Roman mit einer anspruchsvollen, da nicht chronologischen Struktur von höchster aktueller Bedeutung.

Es geht um Koltschak, den Admiral der Weißen Truppen, die nach dem bolschewistischen Umsturz von 1917 einige Jahre lang versuchten, Rußland vor dem Untergang zu bewahren. Koltschak hatte in Sibirien die Führung übernommen, war zum Obersten Regenten der noch freien Teile des zusammengebrochenen russischen Reiches geworden. *Als die Roten Truppen über die in* sich zerstrittenen weißen Kräfte die Übermacht erlangten, wurde Koltschak von den Alliierten, die in Sibirien Hilfseinheiten hatten, verraten und durch die Tschechen erbarmungslos an den Gegner ausgeliefert.

Mit der Hinrichtung des integren Mannes beginnt das Buch. In demselben Gefängnis befindet sich die Frau, die ihr Leben während der *Zeit des Chaos mit ihm verbunden*

Wladimir Maximow:
Der weiße Admiral
Roman. Übersetzt von Marlene Milack-Verheyden, Verlag Langen Müller, München. 336 S., 38 Mark.

---

hatte. Diese Liebe, von Maximow in zarten, kurzen Dialogen so angedeutet, daß sie in ihrer Tiefe überzeugt und in der Schwingung das Gegengewicht zu all dem Bösen *bildet, welches das Thema mit sich bringt,* begleitet den Leser leitmotivartig durch das Buch. Der Roman gestaltet die Geschichte, wie es zu diesem Verrat und dieser Tötung kam und wie diese Liebe den eigentlichen Lebensinhalt der beiden ausmachte. Ohne sie wäre Koltschak auch politisch nicht der bedeutende Mann *gewesen*, den sich Maximow zur Darstellung auswählte.

*Wir brauchen heute Bücher wie den Ro*man „Der weiße Admiral". Sowjetische Darstellungen der bolschewistischen Machtergreifung sind unerträglich verlogen und geben nur die jeweils befohlene Auffassung von der *„Großen Oktoberrevolution"* wieder. Hier hat sich ein Emigrant die Fragen gestellt: Wie war es wirklich? Wie konnte es zu dieser Katastrophe kommen? Wie konnte Gott es zulassen, daß das Recht derart mit *Füßen getreten* und ein Staat aufgebaut wurde, der Millionen seiner eigenen Leute ermordete?

Maximow studierte Dokumente und historische Darstellungen jener Zeit. Er inte*griert in seine Romanfiktion Dokumentari*sches, er wechselt die Sicht vom höchsten Offizier zum einfachen Soldaten, wechselt die Orte – vor allem Japan und Rußland –, er verschiebt die Zeiten und hilft so dem Leser zur objektiveren Sicht.

Diese Vielfalt der Perspektiven bleibt dem Leser übersichtlich, weil Maximow nur wenige handelnde Figuren ausgewählt hat: den Admiral Koltschak, seine Lebensgefährtin Anna in den Jahren seiner größten Aufgabe, den Chef seines Begleitschutzes Udalzew und den *mit ihm verbundenen Soldaten* Jegorytschew. Ausführlich geschilderte Szenen reichen bis in den Ersten Weltkrieg hinein; historische Übersichten, vor allem über das Geschlecht der Koltschaks, gehen Jahrhunderte zurück.

Maximow gelingt es, deutlich zu machen, daß dieser Zusammenbruch schicksalsmäßig war. Weder war die Oktoberrevolution allein ein Werk der bolschewistischen Führer („der Prozeß *vollzieht* sich außerhalb der Anstrengungen Lenins und Trotzkis"), noch war die Niederlage die Schuld Koltschaks („wer an seiner Stelle hätte mehr vollbringen können"?). Was damals begann, stand in größerem Zusammenhang.

Der russische Titel des Buches heißt „In den Abgrund schauen". Maximow meint nicht nur den Abgrund mit all dem Morden in jenen Tagen, mit dem Verrat durch Amerikaner, Engländer, Franzosen und Tschechen, die er scharf anklagt, er meint wesentlich mehr. Zum einen meint er unsere Gegenwart, denn das Ziel der Weltrevolution, also die vollständige Unterwerfung der Welt unter das bolschewistische, atheistische System droht weiter hinter den roten Fahnen. *Zum anderen meint er den Dauer*zustand des sozialistischen Systems, in dem die Herren von heute, die die totale Macht in ihrer Hand haben und willkürlich ausüben – andere in Lager sperren, töten, auf Ehrenpo*deste heben, krönen* –, morgen *selbst die* Gestürzten, ja die Opfer sind. Sie waren es, sie werden es sein.

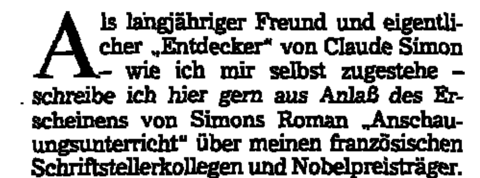
Maximow ruft die historischen Tatsachen ins Gedächtnis (wohl jeder seiner machtausübenden Bolschewikenführer war später selbst ein Opfer) und mahnt uns in unserer Gegenwart. Für Unrecht von heute, das auch im Kompromiß, im Nachgeben, im Schweigen gegenüber der Gewalt liegen kann, muß morgen bezahlt werden.

„Leuchte, leuchte, mein Stern, willkommener Stern der Liebe ... – mit diesem Lied auf den Lippen, einer alten Zigeunerromanze, die er an seine Gefährtin Anna Temirewa richtete, starb Admiral Koltschak 1920 *im sibirischen Irkutsk durch eine Gewehr*salve der Roten.

Aber *näher geht Maximow darauf nicht* ein. Er hat einen Roman, keinen politischen Aufruf geschrieben. Einen Roman über das Leid seines Rußlands und über die Gefahren politisch falschen Handelns, einen Roman, der *das* bleibende, *göttliche* Gesetz des Friedens heraushebt: die Liebe.



Claude Simon, mein Freund



Von ALAIN
ROBBE-GRILLET



Claude Simon
FOTO: CAMERA PRESS

Als langjähriger Freund und eigentlicher „Entdecker" von Claude Simon – wie ich mir selbst zugestehe – schreibe *ich hier gern aus Anlaß des* Erscheinens von Simons Roman „Anschauungsunterricht" über meinen französischen Schriftstellerkollegen und Nobelpreisträger.

Die Gestalt Claude Simons bietet wie die eines jeden großen Romanciers ein doppeltes Bild: das des Menschen (der aus dem Fernsehen bekannten Persönlichkeit oder des Freundes) und das des Schriftstellers. Und selbst diese beiden Bilder sind keineswegs in sich geschlossen: Der Freund Simon hat nicht wirklich dasselbe Gesicht wie jener eher *mittelmäßige Schauspieler, den wir in* den Kultursendungen des Fernsehens beobachten können. Und was das wesentlich unschärfere – oder aber manchmal im Gegenteil viel klarer umrissene – Profil angeht, das sich nach der Beschäftigung mit seinem Werk in unserer Fantasie bildet, so ist es *ebenfalls vielschichtig und widersprüchlich:* Man entdeckt Dutzende von Wegen, um dasselbe Buch zu lesen, und dies verleiht dem, der es geschrieben hat, wiederum Dutzende verschiedener Gesichter.

Als sein Name gegen Ende der fünfziger Jahre endlich von der Kritik beachtet wur*de, da galt das Interesse dem Mitglied jener*

Claude Simon:
Anschauungsunterricht
Roman. Aus dem Französischen von Christine Stemmermann. *Rowohlt Verlag,* Reinbek. 160 S., 25 Mark.

---

nur geringfügig organisierten Gruppe „intellektueller Terroristen", die unter der Bezeichnung Nouveau Roman in die Literaturgeschichte eingehen sollte. Diese Gruppe ist *das genaue Gegenteil einer Schule.* Jedes Individuum folgt dort seinem eigenen Weg, und die eingeschlagenen Richtungen müßten jedem Betrachter ziemlich entfernt voneinander erscheinen, sogar auseinanderlaufend, um nicht zu sagen widerstreitend. Aber die großen Medien mischten sich ein, zur selben Zeit wie die Literaturkritik an den Universitäten, die sich rasch auf diese köstliche Geistesnahrung mit ihrem neuartigen Geschmack geworfen hat, von der sie sich den Intellekt erregende Interpretationen versprach.

Natürlich kann sich jedermann davon überzeugen, daß es beachtliche Unterschiede gibt zwischen dem lyrischen Aufschwung eines Claude Simon, der minutiösen Vivisektion einer Natalie Sarraute an den feinsten Regungen der Agression und des Zurückweichens, die das Gewebe der menschlichen Beziehungen bilden, und dem mir nachgesagten „Objektivismus" in der Beschreibung einer zu Eis erstarrten Welt, von der der Mensch ausgeschlossen scheint.

Sicher ist auf jeden Fall, daß das von unseren Feinden kolportierte Standardporträt des „neuen Romanciers" so schlecht wie nur möglich auf Claude Simon zutraf. Denn wir waren doch allem Anschein nach eine Bande von Theoretikern, abstrakt, kalt, dogmatisch, blutleer; was wir schrieben, war zu kompliziert, um zu gefallen; unsere Texte waren obskur oder sogar völlig unverständlich, bar jeden Gefühls und vom wirklichen Leben abgeschnitten. Wie oft waren auf Lesereisen angebliche Kenner meiner Bücher überrascht, wenn sie mir persönlich begegneten und feststellten, daß ich die Natur liebe, den guten Wein und die hübschen Mädchen!

Allem *Anschein nach ist Claude Simon* das Gegenteil jenes mythischen „neuen Romanciers", der während einem Vierteljahrhundert Angst und Schrecken verbreitet hat. Aber ich nehme ihn mit Freuden als *das* Beispiel dafür, was ich unter dem „Nouveau Roman" verstehe: eine Empfindsamkeit für unsere Welt, die so stark und so persönlich ist, daß sie unter keinen Umständen in die herkömmlichen Erzählformen gezwungen *werden kann; eine Sinnlichkeit, die nicht* nur die Menschen ebenso wie alle Dinge einbezieht, sondern auch die Worte und Sätze. Es ist diese Leidenschaft für die wirkliche Welt, für den lebendigen Menschen und für die Freiheit des Ausdrucks, die durch den Nobelpreis gekrönt wurde.

*Ich habe Simon im Jahre 1956 kennenge*lernt, also zu jener Zeit, als Jérôme Lindon und ich neue, unverbrauchte Romanciers mit starker Persönlichkeit für die Editions de Minuit suchten. Damals geriet mir durch *Zufall das Manuskript* eines *Romans* in die Hände, der mich auf der Stelle mit Begeisterung erfüllte. Es war „Der Wind" von Claude Simon. Ich wollte diesen Autor, dem in meinen Augen eine große Zukunft bestimmt schien, sofort treffen. Und ich habe ihn gefragt, warum sein vom Anfang bis zum Ende *durch eine dem Wirbelsturm vergleichbare* erzählerische Gewalt vorangetriebener Roman hier und dort durch seltsame Brüche im Ton zerschnitten wurde, die von einem plötzlichen Abflauen der Intensität begleitet wurden. *Ganze Kapitel* waren in die *Erzäh*lung eingeschoben, die wesentlich braver, wesentlich traditioneller geschrieben waren, und deren einzig sichtbarer Zweck es war, den zurückgebliebenen Kritikern Dinge zu erklären, die mit mehr Kraft und Überzeugung in den Böen dieses dichterischen Or*kans vorbeizogen.*

Claude Simon hat mir sofort geantwortet, daß er mit mir über die Nutzlosigkeit dieser saftlosen Kapitel einer Meinung sei, auch über den negativen Effekt, den sie vom Standpunkt der Literatur aus haben könnten. Und er setzte mit bewegender Bescheidenheit *hinzu, daß ihre einzige* Berechtigung darin läge, das Buch für seinen damaligen Verleger annehmbar zu machen, der es sonst zweifellos für zu abrupt, nicht „vernünftig" genug halten und deshalb ablehnen würde.

Um seinen Wein nicht mit Wasser zu verdünnen, hatte er – ohne etwas an dem ihm am Herzen liegenden Text zu ändern – einige schale Gläser Limonade hinzugefügt. Wir haben ihm damals vorgeschlagen, den ganzen Band in seiner ursprünglichen Kraft durch die Streichung jener artigen Einschübe wiederherzustellen und ihn uns zu brin*gen, falls sein Verleger ablehnen sollte.* So ist also „Der Wind" bei der Editions de Minuit erschienen und in der Folge das ganze Werk Claude Simons, der von jenem Tag an seinem Genie ohne jede verlegerische Einschränkung freien Lauf gelassen hat. Es liegt eine Moral in dieser Geschichte, denn – auch wenn das den Wachhunden der etablierten Ordnung nicht gefallen wird – mit jenem Augenblick begann seine bald über die ganze Welt reichende Berühmtheit, die schließlich seinem Vaterland und ihm selbst die schwedischen *Lorbeeren* eingebracht hat.

Der *Ausdruck* „Wasser in seinen Wein schütten" ist mir zweifellos nicht durch Zufall aus der Feder geflossen, denn Simon war damals Weinbauer. Und hier treffen sich das äußere Bild dieses Menschen und seine per*sönliche Geschichte auf das deutlichste wie*der mit dem des Schriftstellers: Mitkämpfer im Spanischen Bürgerkrieg, Dragoner in Flandern im Jahre 1940, Weinbauer, wagemutiger Schiläufer – alle diese Facetten finden sich in einem Werk wieder, das wie ich meine zutiefst in einem aktiven und blutvol*len Leben verwurzelt ist, Hunderte von Mei*len entfernt von jenem Elfenbeinturm der Abstraktion und der trockenen Geistesanstrengung, den man so gern der literarischen Avantgarde zuteilt, sowie sie unsere Gewohnheiten aus ihren *eingefahrenen* Bahnen wirft.

Wie Joseph Heller den Tod besiegte

Von ANTHONY BURGESS

An der Rezension dieses Buches habe ich ein ganz besonderes Interesse. Es geht hier um einen Autor, der – um es angemessen melodramatisch auszudrücken – *gerade noch den Fängen des Todes entronnen* ist. Wie Horaz und nach ihm Shakespeare gesagt haben, widersteht die Literatur der Zeit wie der Felsen dem Meer - aere perennius, dauerhafter als Messing. Aber Autoren sind aus Fleisch und deshalb dem grimmen Schnitter unterworfen (man verzeihe mir, aber in manchen Situationen paßt eben nur Melodramatik). Dieses Buch behandelt derart intensiv den grimmen Schnitter, daß es der vereinten Kraft von zwei Autoren bedurfte, um ihn zu verscheuchen.

Es müssen unbedingt zwei Autoren sein, der eine als Duldender, der andere als Handelnder. Dies aber nicht im Sinn von T. S. Eliot, der schrieb: „Weder handelt der Duldende/Noch leidet der Handelnde,/Doch beide sind vereint im ewigen Handeln,/Im ewigen Dulden." Der Duldende in diesem Buch, das ist der Patient Joseph Heller, den eine



Joseph Heller vor seiner Erkrankung
FOTO: DIE WELT

potenziell tödliche Krankheit niedergestreckt hat. Der Handelnde ist sein Lebensgefährte Speed Vogel, der alles übernahm, woran die Krankhert Heller hinderte, einschließlich der falschen Unterzeichnung von Schecks.

Speed Vogel ist meines Erachtens kein geübter Schreiber, eher ein Zeichner, weshalb er die wohltätige Scheckfälschung ohne Probleme ausführen konnte. Heller anderseits ist natürlich ein prominenter Romanschriftsteller. Hier scheint er jedoch seinen Stil dem nicht vorhandenen von Vogel angepaßt zu haben, wodurch das Buch trotz seines ernsthaften Themas ziemlich leichtgewichtig ausfällt.

Man darf den Ernst des Themas trotzdem nicht unterschätzen. Wer sich heutzutage ein exquisites Leiden wünscht, findet es am ehesten in Amerika. Die Legionärskrankheit, genitale Herpes und Aids sind mittlerweile dem Guillain-Barré-Syndrom hinzuzurechnen. Das passiert eben in den Staaten, und das ist ganz schlimm, sagt Mario Puzo, ebenfalls ein Freund von Joseph Heller, und fügt hinzu, besonders schlimm sei es, wenn eine Krankheit zwei Burschen erwische.

Das Leiden traf Heller aus dem sprichwörtlichen blauen Himmel, über Manhattan. Er war beim Joggen, gleichwohl nicht mit leerem Kopf. Er grübelte beim Laufen nach – über seine bevorstehende Scheidung und über seinen Roman „Weiß Gott". Abends lenkte er sich von seinen Problemen auf andere Weise ab, *nicht durch Fitneßübungen*, sondern durch kontraproduktive Fressereien in chinesischen Retaurants, zusammen mit Mel Brooks, Speed Vogel und Mario Puzo. Der Chronist der Freßorgien ist Mr. Vogel, der die gemeinsamen Gaumenekstasen mit einem geradezu gewinnenden Eifer

Joseph Heller/Speed Vogel:
Überhaupt nicht komisch
Aus dem Amerikanischen von Günther Danehl. Bertelsmann Verlag, München. 352 S., 36 Mark.

wiedergibt und uns wie ein Shakespeare-Clown von der Tragödie ablenkt.

Joseph Heller fühlte sich, wie gesagt, außerordentlich fit, als das Guillain-Syndrom seine Symptome anmeldete. Erst schmeckte ihm das Essen metallisch, und dann konnte er nicht mehr schlucken. Das passierte am Morgen. Am Nachmittag hatten seine Arme nicht mehr die Kraft, ihm den Pullover über den Kopf zu ziehen.

Ein befreundeter Arzt diagnostizierte totale Muskellähmung, die nach den beiden Franzosen benannte. Die Ätiologie der Krankheit liegt im Dunkeln, aber sie könnte etwas mit der Impfung gegen andere Krankheiten zu tun haben – gegen Schweinegrippe zum Beispiel. Die totale Lähmung ist eigentlich ein Vorbote des Todes, aber Mr. Hellers Herzmuskel hörte nicht zu arbeiten auf. Der Autor atmete weiter und lebt.

Nur kurz sei erwähnt, wie er sich finanziell *über die Runden half*: Sein *Monatseinkommen* – typisch auch für andere amerikanische Autoren – erbrachte ihm von seinem Agenten und seinen Verlegern rund 670 Dollar. Dazu kamen 100 Dollar von seinem Theateragenten – insgesamt waren es, wie Speed ausrechnete, 829,96 Dollar im ersten Monat der Krankheit. Mehr als diesen Betrag kosteten ihn zwei Tage Aufenthalt im Krankenhaus. Monatlich stellte man ihm dort 12 000 Dollar in Rechnung, und das ohne die Arzthonorare. Es steht im Buch, um ein Schlaglicht auf das amerikanische Gesundheitswesen zu werfen.

Hellers Rekonvaleszenz dauerte lange. Vierundzwanzig Stunden nach dem Kollaps war er auf der Intensivstation des Mount-Sinai-Hospitals in New York. Erst sechs Monate später wurde er entlassen. Die letzten Phasen des Muskelschwunds sind die anstrengendsten: man muß lernen, Kraft und Beweglichkeit wiederzugewinnen. Das trifft sogar nach einem Beinbruch zu. Dergleichen sehen wir jedoch im Film nie. Da wird in einer Szene ein Bein zerschmettert, und in der übernächsten funktioniert es wieder reibungslos. Und Leute, denen man die Zähne eingeschlagen hat, lächeln wenig später wieder glücklich und in voller dentaler Pracht.

Wir brauchen Bücher, um die Gesunden und Verschonten zu mahnen, was die weniger Glücklichen zu erleiden haben. Joseph Heller erzählt es uns rücksichtlos, von der banalen chronischen Verstopfung über die Schwellung des Unterleibs bis zu seinen schwindsüchtigen Beinen. Dies ist eine wahre, keine fiktive Krankheit – und trotzdem verliert Heller nie seinen Humor. Speed Vogel hat ihm dabei geholfen. Er ist in seine Wohnung eingezogen, hat alle Rechnungen (mit gefälschter Unterschrift) bezahlt, und wurde zu Hellers Alter ego. Das Ganze ist die Geschichte einer unwahrscheinlichen Auferstehung.



Zeugnis von Indiens reichem Erbe: Das Tadsch Mahal FOTO: AP

Mogulherrschaft

Von GISELA BONN

Das Tadsch Mahal, diese „zärtliche Elegie" in Marmor, das Grabmal, das ein großer Liebender, *Shah Jahan*, der Auserwählten seines Herzens, Arjumand, später Mumtaz-i-Mahal genannt, errichten ließ, hat schon zu Einigem herhalten müssen, etwa als Kulisse für billige Filme. Hiervon unterscheidet sich T. N. Murari wohltuend. Mit Bereicherung wird man lesen, was er über den Bau mitteilt, an dem 22 Jahre lang, von 1630 bis 1652, über 20 000 Arbeiter, Kunsthandwerker, Bildhauer und Architekten beschäftigt waren.

Der 45jährige Autor aus Madras verwendet eine Technik, die nicht ohne Reiz ist. In den Kapiteln mit den geraden Zahlen seines Romans **„Ein Tempel unserer Liebe"** (Deutsch von Antoinette Gittinger. Diana Verlag, Zürich. 440 S., 34 Mark) schildert er die Entstehung des Tadsch und seine Rolle in der Geschichte zwischen 1632 und 1666. Die Kapitel mit den ungeraden Zahlen umfassen die Zeit von 1607 bis 1630 und handeln vom *Mogulkaiser Jahangir und seiner* zweiten machthungrigen Gemahlin Nur Jehan, von Shah Jahan und Arjumand, von deren Liebe, Heirat und Thronbesteigung. Ein doppeltes Buch sozusagen, verbunden durch Berichte über Glanz und Elend der Mogulherrschaft, über Laster, Opium und *Orgien, über Grausamkeit, Intrigen, Bruder*mord und Verrat.

Den rein historischen Teil zeichnen Lebendigkeit und zugleich eine abwägende Distanz aus. Schwerer tut sich Murari in den Liebesszenen. Hier gerät ihm manches schwülstig, gekünstelt.

Der Übersetzer oder der Verlag, der den ursprünglichen Titel „Taj" in „Ein Tempel unserer Liebe" änderte, ist zu tadeln. Wer ist es denn, der da spricht? Sollen sich, wollen sich der Autor und seine „wundervolle Frau Maureen" (auch diese Zueignung wäre schlichter, besser gewesen) etwa mit Shah Jahan und Arjumand identifizieren?

Murari verherrlicht die Moguln nicht, er arbeitet entgegengesetzte Züge dieser Herrscher eindrucksvoll heraus. Gehörten nicht Größe und Grausamkeit gleichermaßen zu ihrer Welt? Hatten sie aus den Steppen Innerasiens ein ungezügeltes Temperaments mitgebracht, oder waren sie eher Träger der überfeinerten persischen Kultur, die das Leben an ihren Höfen prägte? Ihre vom Bild *gelöste, vom Ornament geprägte Kunst* zeugt von jenem inneren Frieden, den die Beter in Allah fanden. Die Gefahr einer auftrumpfenden Monumentalität ist gebändigt durch den hochentwickelten Sinn für Schönheit, das Gespür für Harmonie. Auch dies macht die reiche, vielschichtige Identität *Indiens aus. Murari bringt sie dem Europäer näher.*

Jetzt ein Bogen zu Marguerite Duras

Von CHRISTOPH GRAF SCHWERIN

Der, den sie Jude nennen, ist der Andersdenkende, Andersartige. Die Antisemiten sprechen von ihm; aber sie kennen ihn nicht. Das Wort ist eine Chiffre im Buch der *Marguerite Duras*, das kurz nach der Studentenrevolte des Mai 1968 geschrieben wurde, als die Demonstranten skandierten: „Wir sind alle deutsche Juden."

Das Buch hat Verfolgung zum Thema, als Grundzustand menschlicher Existenz. Es spricht von der Möglichkeit, den Haß und die Vorurteile, die überkommen sind und sich auf Abstraktes beziehen, zu überwinden, und daß diese Möglichkeit in allen Menschen vorhanden sei, wie das Bedürfnis nach Freiheit.

In einer Stadt namens Staadt herrschen Gringo und seine Partei. Er schickt Sabana und David in ein abgelegenes Haus, umgeben von einem Park voller Hunde, um den Juden zu überwachen und, wenn der Befehl ergeht, zu töten.Der, den sie den Juden nennen, ist hierhergekommen, weil er nirgends mehr hingehen konnte. Aber er hat nicht gearbeitet wie die anderen, sondern hat geschrieben und geredet. Er erzählt schwer

Marguerite Duras:
Abahn Sabana David
Aus dem Französischen von Maria Dessauer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main.120 Seiten, 22 Mark.

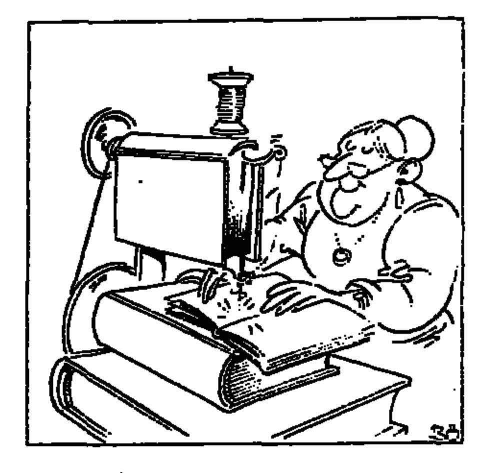
Verständliches, „als ob sie es hätten verstehen können". Er sagt: „Freiheit"; sagt: „Nieder mit der Wahrheit." Aber Gringo versteht nur „Geld" und „Verbrechen". „Wer bist du, daß du Angst machst?" fragt Sabana. „Wer weiß?" sagt der Jude. „Vielleicht urplötzlich ein Jude zuviel?"

Sabana und David sind Menschen geringen Standes in der Stadt Gringos, sind Analphabeten, „Taube und Nachbeter". Sie gehorchen der Partei und merken im Laufe der Nacht, die sie im Hause des Juden verbringen, daß sie von ihr mißbraucht werden. Der Jude *führt* Tagebuch. „In *diesem* Tagebuch notiert er", sagt Gringo, „wieviel er von den ausländischen Mächten bezahlt bekam."

Als Vermittler zwischen dem Juden und den Schergen tritt ein zweiter Jude auf. Sein Name ist Abahn. Er erklärt: „Ehe er hierher kam, war der Jude aus allen Parteien ausgetreten *und alle seine Geschichten waren ab*geschlossen. Der Jude hat es nicht ertragen, ein weiteres Mal mit seiner alleinigen Geschichte allein zu sein. Er hat also von vorn angefangen, ein Mensch von Staadt zu werden."

Alle in Staadt haben einst an Gringo und seine Partei geglaubt. „Wir haben an die rationale, endlose Erwartung geglaubt", sagt Abahn, „jetzt glauben wir, daß sie vergeblichDer Jude sei wie „ein Kommunist, der glaubt, daß der Kommunismus unmöglich ist". Und dennoch müsse man versuchen, *„sich dem Kommunismus zu nähern"*, sagt der Jude. „Welchem, wissen wir nicht", sagt Abahn. „Versuchen muß man trotzdem, ihn nicht zu konstruieren", sagt der Jude. Und David entsetzt: „Es ist normal, daß man euch tötet, daß man euch vertreibt wie die Pest."

Das ist das Grundthema des Buches der Duras, die selbst aus der Kommunistischen Partei 1956 ausgeschlossen wurde. Es ist ein



Lebensthema, dessen Pathos in Sentimentalität umzuschlagen droht. Die Duras begegnet dieser Gefahr, indem sie ihren Stil aufs äußerste reduziert. Was zwischen den Worten steht, ist wichtiger als das Gesprochene. Das Buch liest sich wie ein Filmskript ohne *szenische Anmerkungen.* Daß der Suhrkamp Verlag jetzt auf dieses Buch, das 1970 bei Gallimard erschien, zurückgegriffen hat, entspricht wohl dem Wunsch, die beiden zuletzt erschienenen autobiographischen Bücher „Der Liebhaber" und „Der Schmerz" zu ergänzen. Der Bogen wird ge*schlagen zur heutigen Duras, die als politi*sche Kommentatorin wieder tätig ist.

Leonardo Sciascia und der Erzbischof

Von RUDOLF KRÄMER-BADONI

Der bedeutende Schriftsteller Leonardo Sciascia scheint nun endgültig der Meinung zu sein, besser als Fiktion seien reale Ereignisse, die er der Vergessenheit und der vertuschenden zeitgenössischen Darstellung entreißt, mit eigenen Forschungen anreichert und sie scharf kommentiert.

Allerdings ist die Titelgeschichte in seinem neuen Band **„Das Hexengericht"** (Drei Erzählungen. Aus dem Italienischen von Christine Wolter. Benziger Verlag, Zürich. 252 S., 32 Mark) für den Leser nicht leicht verständlich. Es handelt sich um einen Hexenprozeß am Anfang des 17. Jahrhunderts, in dem eine gewisse Magd Caterina den ganz normalen Leidensweg einer gewissenlosen Denunziation geht, mit Verhören, Folterungen, Zaubereigeständnissen und Verbrennung. Das ist nichts Unbekanntes, nur daß Sciascia anhand der Beteiligten – bekannter Namen – gesellschaftliche Gemeinheiten anprangern kann.

Die zweite Erzählung, „Die Messerstecher", spielt um 1860 und ist die Geschichte eines Generalstaatsanwaltes, der aus Turin nach Sizilien, nach Palermo, versetzt wird. Er verfolgt einige sinnlos scheinende Attentatsfälle und kommt einem angesehenen Fürsten auf die Spur, der offenbar Unruhen schüren will, um den vertriebenen Bourbonen Franz II. zur Rückkehr zu ermuntern.

Die dritte Geschichte, „Der Titularerzbischof", ist einfach eine schöne Geschichte, schön natürlich im Sinne des Autors. Der Bischof Angelo Ficarra von Patti in Sizilien erhält im Jahr 1947 von der Kurie einen verklausulierten Brief, der ihn ermuntert, öffentlich die Democrazia Cristiana zu unterstützen. Das hatte er im Jahr vorher versäumt, und die vereinigten Kommunisten und Konfessionslosen hatten die Kommunalwahlen gewonnen.

Dasselbe war ihm zehn Jahre vorher, 1938, zugestoßen, wo er sich den faschistischen Behörden gegenüber auf eine kirchliche Vorschrift berufen hatte und dafür vom Kardinal für Besonderes, Pacelli, einen verklausulierten Rügebrief erhalten hatte mit der Aufforderung, den Fall zu dokumentieren. Antwort: Die Beschwerde des Staates enthalte schon alles.

Diesmal beginnt die Kurie mit Engelszungen und dem Teufel im Bauch auf den Bischof einzureden, er möge doch aus Gesundheits*gründen zurücktreten. Antwort: Er* sei gesund. Und so geht es hin und her, aber eins tut er nie: von der Kanzel für eine Partei werben. Ja, er traut sogar einen Kommunisten in der Bischofskirche. Er hält sie jahrelang mit demütigen, knappen Antworten zum Narren. Fabelhaft zu lesen sind die kurialen Originalbriefe voll salbungsvoller *Hinterhältigkeiten.*

Golo Manns Jugend in Deutschland

Von HELLMUT JAESRICH

Im Gespräch hat Golo, der zweitälteste Sohn Thomas Manns, gelegentlich angedeutet, daß er die allgemeine Bewunderung für dessen kaum verschlüsselt autobiographische Novelle aus dem Münchner Villenhaushalt rechts der Isar mit dem Titel „Unordnung und frühes Leid" nicht teilen könne, sondern sie eher für etwas peinlich halte. Das gleiche Urteil ist auch seinen gerade *erschienenen* „*Erinnerungen* und Gedanken" zu entnehmen, denen er den Untertitel „Eine Jugend in Deutschland" mitgegeben hat, schon um darauf hinzuweisen, daß sie nur den Zeitraum bis zu seiner Emigration im Jahre 1933 umfassen.

Damit ist freilich vorgezeichnet, daß sich die Memoiren auf einer Anzahl von Seiten mit eben der Epoche und eben dem Schauplatz beschäftigen, den auch der Vater in seinem Prosakunstwerk behandelt hat. Von daher drängt sich ein Vergleich zwischen

> Golo Mann:
> **Erinnerungen und Gedanken**
> Eine Jugend in Deutschland. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 576 S., 48 Mark.

der Erzählung und den nüchternen Aufzeichnungen des *rückblickenden* Historikers beim Lesen auf.

Der kleine Golo und seine jüngere Schwester Monika kommen in der sonst so genau nachgebildeten Familie des Novellen-Autors – in der Geschichte ist er ein Historiker wie Achenbach und hat ein Buch über Friedrich *den Großen geschrieben* – *platterdings* nicht vor. Der Rahmen der kurzen Erzählung wäre durch die Schilderung sämtlicher sechs Kinder des Haushalts gesprengt worden.

Daß es in dieser hochbegabten und hochsensiblen Familie kleinmütige Eifersüchteleien gegeben hat, läßt sich durchaus denken. Das Verhältnis des Vaters zu seinem mit frühem Ruhm bekränzten Ältesten war zu Zeiten der Weimarer Republik Gegenstand von Scherzen in den Feuilletons und Kabaretts.

Die Geschwister Klaus und Erika schillerten im Glanz von Bühnenrollen und übermütigen Weltreisen. Die jüngste Tochter Elisabeth war nicht nur die kleine Heldin von „Unordnung und frühes Leid", sondern auch eines „Gesangs" in Hexametern. Von Golo – eigentlich Gottfried – hat der Vater originelle Aussprüche oder Eigenheiten zu überliefern versäumt, weshalb dieser sich genötigt sieht, einige aus Aufzeichnungen der Mutter nachzuliefern.

Es drängte ihn im übrigen auch nicht so sehr wie die beiden älteren Geschwister, sich auf diese Weise hervorzutun. Eher suchte er *unter Altersgenossen Vorbilder, denen* er als Wanderer und Naturfreund nacheifern konnte. War Klaus als richtiger Kaffeehausliterat in diesem Milieu auf Triumphe erpicht, so zog den jüngeren Bruder eine deutsche Mittelgebirgslandschaft und das Leben an kleineren deutschen Universitäten an, wie er es dann in Heidelberg auch gefunden hat, nachdem er durch die Schuljahre in Salem und die Begegnung mit der großen Erzieherpersönlichkeit Kurt Hahn, dem Schöpfer der berühmten Schule am Ufer des Bodensees, geprägt worden war.

Hahn gehört wie sein Gönner Prinz Max von Baden, Fürst *Lichnowsky*, Karl Jaspers und Leopold Schwarzschild in die Reihe der meisterhaften Porträts, die im Buch den Fluß der autobiographischen Erzählung unterbrechen. Kaum weniger anschaulich sind auch zahlreiche Nebenfiguren gezeichnet, die dem jungen Golo teils im Elternhaus, *teils während des Universitätsstudiums* begegnen, wie etwa der Reisephilosoph Keyserling, der Paneuropäer Coudenhove-Kalergi, der Germanist Friedrich Gundolf, den er in Heidelberg zwar nicht regelmäßig gehört, aber häufig gesehen hat, Alfred Weber und die große alte Dame der Soziologie, Marianne Weber, die Witwe Max Webers, deren Mann er nicht mehr gekannt hat. Vor allem hat ihn die Gestalt von Karl Jaspers in den Bann gezogen. Es wird für viele seiner heutigen Leser eine Überraschung sein, daß Golo in seinem Studium einen philosophischen Schwerpunkt gelegt hatte.

Nach einigem Zögern zeigte sich Jaspers bereit, ihn zu promovieren, vorausgesetzt, daß er sich auch der Staatsprüfung für das höhere Lehramt unterzöge, denn als „Philosoph" *auf Kongressen herumzuhängen und* in der Hoffnung auf einen Lehrstuhl literarisch zu produzieren, empfand der Doktorvater in spe als würdelos. Er hatte es selbst durch eine gründliche Ausbildung zum Mediziner und Psychiater anders gemacht (und damit das Mißtrauen der Kathederphilosophen in Kauf genommen).

Golo Mann wählte als Hauptfächer für sein Staatsexamen Lateinisch und Geschichte. Die Vorbereitung darauf wirkte sich indes hinderlich auf die Fertigstellung seiner philosophischen Dissertation aus, und so fand sie nicht die uneingeschränkte *Zustimmung Jaspers'. Es gab mit einem* „cum laude" nur eine mäßige Note. Golo Mann änderte seine Berufspläne, verwandte Fleiß und Talent künftig auf die Historie. Nach seiner Rückkehr aus der Emigration wurde er in diesem urspünglichen Zweitfach in Münster wie in Stuttgart Universitätslehrer, und als Schriftsteller und Koordinator der Propyläen-Weltgeschichte blieb er dieser Entscheidung treu.

Doch all das liegt schon jenseits der Zeitgrenze, die er sich für die Schilderung seiner „Jugend in Deutschland" gezogen hat. Das bringt mit sich, daß man in dieses Erinnerungsbuch *einfährt wie in einen Tunnel, an* dessen Ende noch kein Lichtschimmer zu sehen ist.

Der Winter 1932/33 erzwang mit dem Todesstoß für die deutsche Republik auch für die Famlie Mann den Abschied von der Heimat. Dem zweitältesten Sohn fielen dabei keine so heroischen und weithin gerühmten Aufgaben zu (man denke an die Auseinandersetzung mit Gottfried Benn) wie dem ältesten, aber dafür viele mühselige und gefährliche *Aufträge (einschließlich des* Devisenschmuggels mit Hilfe hochgestellter Freunde), von denen wir schon ausführlich aus den Tagebüchern des Vaters erfahren haben.

So steht das letzte Viertel des Buches ganz im Zeichen des Niedergangs, des Abbruchs, der Flucht, im öffentlichen wie im privaten Bereich. Zwischendurch wird von einem Salemer Mitschüler erzählt, einem seltsamen Jungen mit kleptomanischen und krankhaft großsprecherischen Zügen, der sich in Hamburg vor die S-Bahn warf – ein Sinnbild auch für die Ausweglosigkeit der Epoche.

So mischt sich Persönliches und weniger Persönliches unter die *große oder* auch nicht so große Politik, so wechseln nach den Erfordernissen der akademischen Ausbildung des jungen, philosophisch fundierten Historikers die Schauplätze Heidelberg, Berlin, Hamburg, Göttingen, München miteinander ab. Dazwischen liest man von Autofahrten, allein oder in Gesellschaft eines Freundes, in dem allzuoft reparaturbedürftigen Auto, das ihm die Eltern geschenkt hatten.

Liebevoll schildert Golo Mann seine studentischen Unterkünfte. Wenn er über etwas klagt – abgesehen von der Verwilderung der politischen Sitten –, so über seine Kniescheibe, die seit der Überbeanspruchung bei einer jugendlichen Gewalttour immer wieder Schmerzen verursacht und Operationen erzwungen hat. Es gibt sicherlich wenig Memoirenwerke, die soviel Welt in sich aufgenommen haben, ohne dabei zugleich soviel Sympathie für das alles in sich zusammentragende Ich zu erwecken.



Gelassener Blick zurück in die Jugend: Golo Mann im Garten des von seinem Vater erworbenen Hauses in Kilchberg am Zürichsee FOTO: PETER PEITSCH

Was einer über Kafka wissen will

Von JOACHIM SEYPPEL

Man habe, so postuliert es Ernst Pawel in seiner Kafka-Biographie, das Faktum des „Schicksals" Kafkas als Prager *Juden* „*immer wieder* übersehen oder auch bewußt ignoriert". Ferner wird erklärt, Kafka sei „nicht ein Schriftsteller" gewesen, sondern „ein Schreiber"; Pawel beruft sich dabei auf die Bemerkung vom Schreiben als einer „Form des Gebets".

Nun, beide Prämissen, auf denen diese *Biographie* basiert, sind falsch. Von Brod bis Polizer ist ja vielfach gerade auf Kafkas Judentum hingewiesen worden. Pawel hat auch nicht begriffen, daß Kafkas Formulierung vom Schreiben als „Gebet" selber nur wiederum Literatur ist, daß sich in solcher Wendung ja ganz spezifisch der *Schriftsteller* ausdrückt und manifestiert, und hätte der Dichter beten wollen, hätte er es getan. Da er es eben *nicht* konnte, wurde er Romancier, Erzähler.

Wenn es stimmte, was Pawel sagt, hätte Max Brod die Manuskripte Kafkas verbrennen müssen, wie letzterer es „wollte", doch *Brod* tat es nicht und gab sie heraus, weil er wußte, Kafka war Schriftsteller.

Nun geht Ernst Pawel aber mit Leuten, die nicht seiner Meinung sind, äußerst häßlich um. Er spricht von „einfältigen Interpretationssätzen" und „fundamentalem Mangel an Einbildungskraft", ist gleichzeitig völlig *inkonsequent, indem er immer wieder* explizite vom „Schriftsteller" Kafka spricht. Brod unterstellt er „sentimentale Geschwätzigkeit" usw.

Wie weit nun darf man in der Kritik an Pawel wohl gehen, ohne gleich einer „Beleidigung" geziehen zu werden? Oder anders gefragt: für wen ist diese Art „*Biographie*" – das Wort bereits in Frage gestellt – überhaupt geschrieben? Nicht für den Wissenschaftler, obschon der Verlag dies gern möchte. Es fehlen Anmerkungen, und die wenigen *Hinweise* bleiben derart *allgemein* (Hartmut Binder zum Beispiel wird dankend bestätigt, er habe eine „Vielzahl von Dokumenten" zusammengetragen, die nie zitiert werden), daß sie eher stören oder verwirren.

> Ernst Pawel:
> **Das Leben Franz Kafkas**
> *Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen* von Michael Müller, Carl Hanser Verlag, München. 501 S., 49,80 Mark.

Gleichzeitig aber bietet Pawel eine Fülle von „Informationen" – woher hat er sie? Darf man ihm mehr trauen, als er Gustav Janouch *traut („es bedarf einer starken Dosis* von Leichtgläubigkeit, solche Erinnerungen für authentisch zu halten")? Es fehlen Literaturangaben. So wäre das Buch also für den Laien verfaßt? Doch was soll dieser mit den steten Auseinandersetzungen anfangen, die der Verfasser mit seinen eigenen Feinden führt?

Lesbar ist das Buch über weite Strecken leider ebenfalls nicht. „Seine eigene Kindheit hatte ihm (sic!) das gelehrt." Der Vater hätte gewußt, „daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, aber auch, daß er ohne Brot überhaupt nicht lebt" – Banalitäten en *masse*.

Die Schüler des Prager Gymnasiums wären „gleichsam" eingemauert gewesen: „Auf lange Sicht konnten diese Mauern jedoch keinen Schutz bieten: Die versteinerte Grammatik toter Sprachen vermochte nicht die ansteckende Bösartigkeit der Gegenwart *zu exorzieren.*" Das verstehe, wer will. Wer das „erzählerisch brillant" nennt, muß ein rechter Hochstapler sein und das üblich niedrige Niveau von Waschzetteln noch niedriger ansetzen wollen.

Das Buch ist geschwätzig, weicht seitenweise in statistische u. a. Informationen hinein vom Thema ab. Es versucht, die Welt Kafkas mit der Hitlers, Jan Masaryks, Stalins und des Prager Frühlings zu verbinden, was mißglückt. „Wenn Kafka nicht als Jude auf die Welt gekommen und als Jude in ihr aufgewachsen wäre, wäre er nicht Kafka geworden – ebensowenig wie Joyce, wäre er *unter Eskimos* aufgewachsen, den Ulysses geschrieben haben könnte. Das scheint eine banale Feststellung zu sein, aber man hat dieses Faktum immer wieder übersehen" – usw. Dies ist weder banal noch ein Faktum, sondern Unsinn.

Im Jahr 1923 kam Kafka nach Berlin. Er stellte diese Stadt weit über das „Riesendorf" Wien und trug sich überhaupt mit dem Gedanken einer Übersiedlung hierher. Bei Pawel ist Berlin „die Krebszelle" der Zeit; München oder Wien waren dies politisch nicht minder. „Jede Nacht gab es Straßenschlachten" – Unsinn. Dieser Verfasser unterschlägt alle jene Äußerungen Kafkas, die *zum Lob der Stadt dienen, ganz besonders* über den Vorort Steglitz.

Trotz der Krankheit *fühlte sich* Kafka hier außergewöhnlich wohl. Zuerst wohnte er in Dahlem, was Pawel nicht weiß. Er wohnte bei Juden, ein Mann war Eigentümer der Wohnung; bei Pawel wird daraus eine „*Haus*vermieterin" mit „*Paranoia angesichts* der beiden fragwürdigen Ausländer" (Kafka und Dora Diamant).

Dann sei er in Zehlendorf bei der Witwe von Carl Busse untergekommen; Busse war weniger „Lyriker und Romancier", vielmehr Kritiker, und als solcher war er dem Schriftsteller Kafka unrühmlich bekannt. *Das Eigentliche* dieser Steglitzer Episode kurz vor dem Tod wird von Pawel überhaupt nicht erfaßt; die Darstellung ertrinkt in der puren Stoffhuberei.

Sehr interessant sind die Ausführungen über Dora Diamant. Sie hätte in „den zwanziger Jahren" ein „führendes Mitglied der deutschen Kommunistischen Partei" (mit Absicht hieß sie „Kommunistische Partei Deutschlands" und ist nicht mit der „DKP" *von heute zu verwechseln) kennengelernt*. Mit ihm zusammen wäre sie in Moskau in der Emigration gewesen. Der Mann „wurde verhaftet, verurteilt und nach Workuta geschickt, wo sich seine Spuren verlieren". Preisfrage für die Kafka-Forschung: Wer war dieser Mann, inwiefern war er „führend", wie war sein Name, wann wurde er verhaftet?



Dora Diamant „vollbrachte das Wunder", die Sowjetunion zu verlassen. Weitere Preisfrage: Wie sah dieses „Wunder" aus, wie und unter welchen Umständen gelangte sie nach England? Janouch behauptet, Dora wäre in London in einem *Armenkrankenhaus* gestorben, bei Pawel liest sich das anders – oder gar nicht. Kurz, die Angaben um die letzte Geliebte Kafkas verbleiben allgemein und dunkel, und mit Pawel selber müssen wir sagen, es bedarf einer starken Dosis von Leichtgläubigkeit, so etwas für „authentisch" zu halten.

Die Übersetzung aus dem Amerikanischen hätte leicht ohne Verlust für den deutschen Leser unterbleiben können. Oder man hätte sie gekonnter machen und einen wissenschaftlichen Apparat neu hinzufügen müssen – Ernst Pawel hätte dem sicherlich nicht widersprochen.

Seit 1984, dem Erscheinen des Buches in New York, *sind viele aufschlußreiche* Arbeiten zu Kafka erscheinen, etwa die hervorragende, aufregende, akribische Edition der „Amtlichen Schriften" – ein Genuß für sich. So wäre, mit neuerem Literaturverzeichnis versehen, noch etwas dabei herausgekommen. Diese Publikation folgt indes ihrem eigenen Originaltitel („The Nightmare of Reason") und wenn es kein Alptraum ist, so ist es doch ein Nachtmahr.

Neues über die deutschen Lesegewohnheiten

Das Frankfurter Bücherfest bricht wieder alle Rekorde: noch mehr Aussteller – noch mehr Aktivitäten. Die Messeleitung jubelt. Hat auch der Buchhandel Grund dazu? Im Vergleich zu anderen Branchen ist er nicht ins Konjunkturloch gefallen, gewiß. Aber er hat genügend Anlässe zur Besorgnis. Den Buchgemeinschaften laufen die Leser in Scharen davon. Sortimenter klagen, *daß die Kostenkurve schneller* als die Umsatzkurve steigt. Mehr Rabatt ist kaum durchsetzbar. Andererseits kann an der Rationalisierungsschraube nicht beliebig gedreht werden, weil die Stammkundschaft auf den gewohnten Service nicht verzichten will.

Der Buchmarkt ist an die Grenzen des Wachstums gestoßen. Das hängt vielleicht auch *mit der allgemeinen* kulturellen Situation zusammen. Die großen elektrisierenden Themen scheinen auszugehen. Ist Esoterik ein Rettungsring? Lektorate, die sich noch vor wenigen Jahren als Vorposten der Aufklärung verstanden, sind *zu Agenturen* der New-Age-Bewegung geworden, fördern in immer *neuen* Anthologien Weisheitsliteratur aus allen Jahrhunderten zutage, publizieren Okkultes, Innerlichkeit.

Ein Aufatmen geht durch die Reihen, wenn ein Vorfall wie Tschernobyl Anlaß zu argumentativer Auseinandersetzung geben könnte. Doch auch hier ist viel Glaubensüberzeugung im Spiel. Ein wenig wehmütig blicken viele in der Branche auf die beginnenden 70er Jahre zurück, als intellektuelle Schlachten Leser *neugierig machten. Im* Vergleich dazu könnte man heute fast von literarischen Andachtsstunden sprechen. Man liest mehr fromm als kritisch. Meditationsangebot aus allen Richtungen. Poesie nicht als Aufschrei, sondern als Seelenschlüssel.

Dies deckt *sich mit der Diagnose, die die* Verfasser des Forschungsberichts „Jugend und Medien" kürzlich stellten: „Zusammengenommen ergibt sich eher das konventionelle Bild einer mehr individualistisch gesinnten Jugend, für die Sozialkontakte im engeren Kreis, der private Freiraum, Selbst*entfaltung* und *das* Sich-Erholen-Können wichtige Freizeitanliegen sind, während eher extrovertierte Aktivitäten und Genuß oder Erlebnisorientierung weniger bedeutsam zu sein scheinen."

Für das *Innenleben* wird reichlich Literatur angeboten. Das harte Brot der geistigen Auseinandersetzung ist weniger gefragt. Gewiß gibt es immer Leser, denen es um Aufklärung, Herausforderung oder Widerspruch geht. Doch scheint der Anteil derer zu wachsen, die in der Lektüre eher *Bestätigung, freundschaftliche Zuwendung* oder auch nur ein unverbindliches Vergnügen suchen. Aber ist das eine Katastrophe?

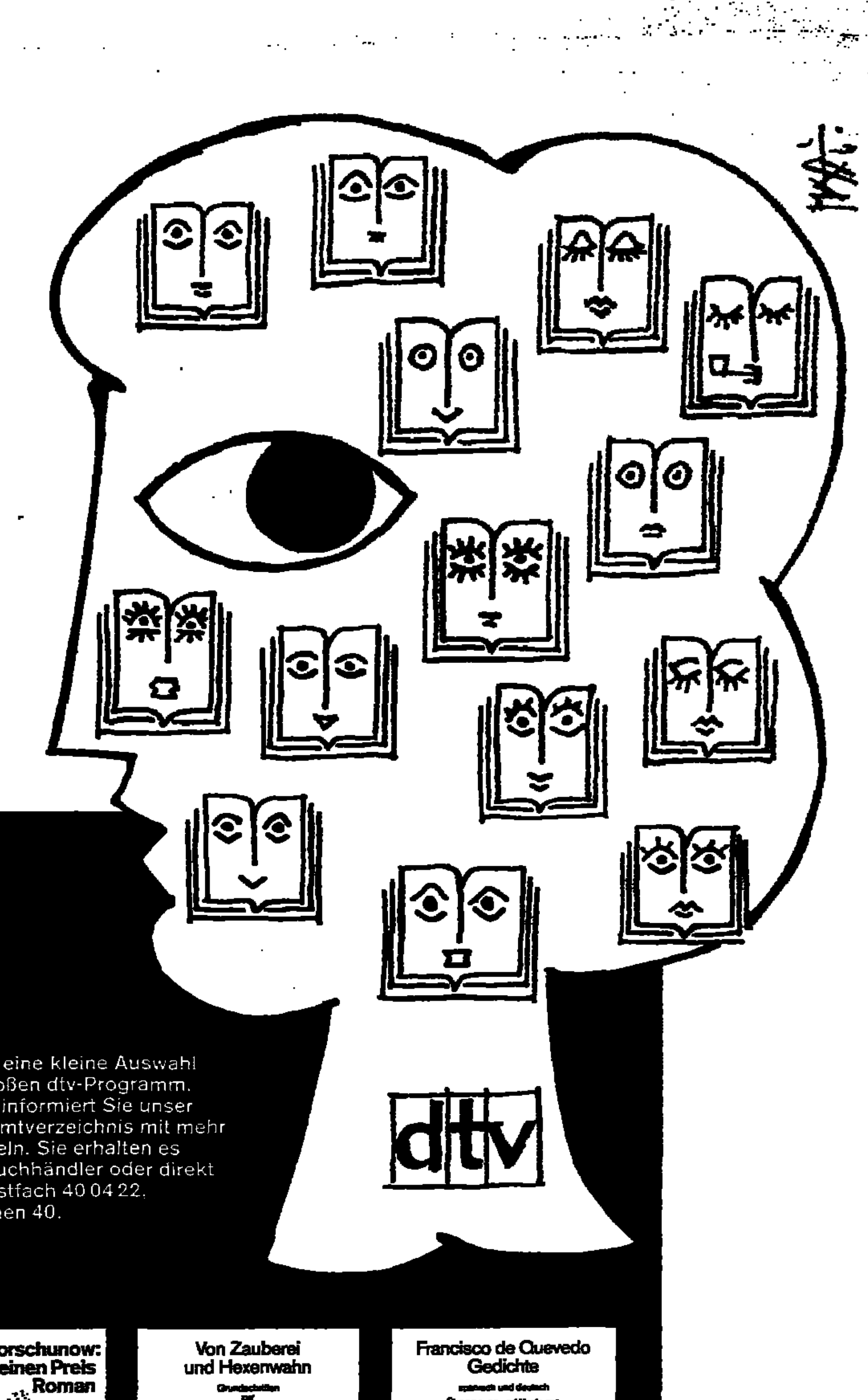
Wer sich Gedanken über die Zukunft des Buchmarktes macht, ist gut beraten, sich mit dessen anthropologischen Grundlagen *auseinanderzusetzen. Man stößt hier auf* Lesemotive, die weniger intellektuell oder ästhetisch, sondern mehr existentiell geprägt sind. Ob einer zu den zehn Prozent gehört, die täglich lesen, oder zu jenem resistenten *Drittel der Bevölkerung, das* fast jeden Buchkontakt ablehnt, ist unter anderem das Ergebnis eines langen biographischen Prozesses, der im Vorschulalter beginnt und weit in die familiären und beruflichen Erfahrungen hineinreicht. Das gibt dem Buchmarkt einerseits eine erstaunliche *Stabilität*, verhindert andererseits aber seine rasche Entfaltung. So ist zu erklären, daß sich die Lesehäufigkeit in den letzten 20 Jahren fast überhaupt nicht verändert hat.

Ist auch das mächtig aufgekommene Fernsehen der Lektüre abträglich? Demoskopisch verbürgt ist, daß überdurchschnittlicher *Fernsehkonsum das Bücherlesen*, nicht aber das Blättern in Magazinen und Zeitschriften verdrängt. Anzeichen sprechen dafür, daß das Buch auch durch das breiter gewordene Medienangebot in eine veränderte Rolle hineinwächst. So stellt sich die Frage: Wozu (noch) lesen?

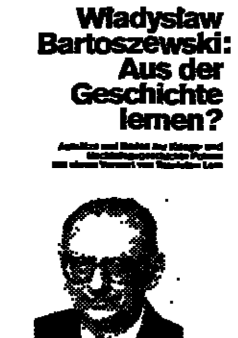
Diese Frage wurde vor einigen Jahren als Schwerpunktthema für die Buchmesse vorgeschlagen. Die Messeleitung wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen; das sei kein Diskussionsstoff. In der Tat bedarf das Frankfurter Bücherfest keiner Besinnung auf den Leser, um von Jahr zu Jahr erfolgreicher zu sein. Doch kann auch der Buchhandel auf diese Besinnung verzichten?

LUDWIG MUTH

Die dtv-Jubiläums-Buchmesse '86



Dies ist nur eine kleine Auswahl aus dem großen dtv-Programm. Ausführlich informiert Sie unser neues Gesamtverzeichnis mit mehr als 2000 Titeln. Sie erhalten es bei Ihrem Buchhändler oder direkt vom dtv, Postfach 40 04 22, 8000 München 40.



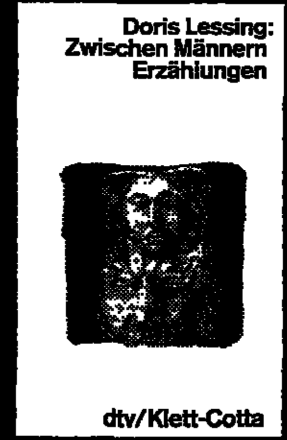
Ein Querschnitt durch die Aufsätze und Reden des Friedenspreisträgers 1986 zur Kriegs- und Nachkriegszeit in Polen. (10638 / DM 14,80)*

Weißbuch
Verführung zum Lesen
dtv

Über sechzig Erzählungen, Tagebuchaufzeichnungen, Gedichte, Aufsätze und Essays aus 25 dtv-Jahren. (10559 / DM 10,–)

Umberto Eco: Der Name der Rose
Roman
dtv

Ecos berühmte Kriminalgeschichte aus einer mittelalterlichen Abtei. (10551/15,80) Dazu die Nachschrift zum Namen der Rose. (10552/5,80)



Dreizehn Erzählungen von Lebensentwürfen, psychologischen Krisen, Leidenschaften und Wirrungen. (10649 / DM 10,80)*



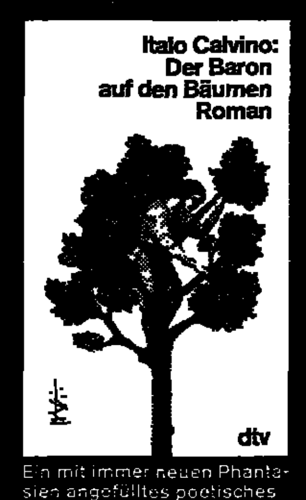
Joyce Carol Oates stellt das Lolita-Tabu als eine der letzten Inseln der Wahrheit unserer Menschen-Natur ins Licht. (10626 / DM 12,80)

Siegfried Lenz: Die Erzählungen 1949–1984

Siegfried Lenz' Erzählungen von 1949 bis 1984 in chronologischer Reihenfolge. (10527 / 3 Bände in Kassette DM 25,–)



Eine beispielhafte Fabel über Vorurteile, Feigheit und Gleichgültigkeit der Menschen. (10564 / DM 5,80)



Ein mit immer neuen Phantasien angefülltes poetisches Märchen, charmant und heiter, übermütig und klug. (10578 / DM 9,80)



Elf Variationen zum Thema Liebe – Barbara Frischmuths Geschichten zwischen Traum und Wirklichkeit. (10553 / DM 6,80)



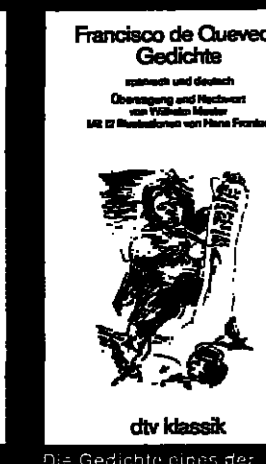
Erzählungen, die mit großer Intensität die Grunderlebnisse des Menschen wie Liebe, Freude, Schmerz und Tod beschreiben. (10613 / DM 9,80)



Der Roman einer Familie, in der die Frauen das eigene Glück dem Glück anderer opfern. (10591 / DM 9,80)



Die drei berühmtesten Kampfschriften gegen den Hexenwahn in Deutschland. (5926 / 3 Bände in Kassette DM 45,–)



Die Gedichte eines der populärsten spanischen Dichter des 17. Jahrhunderts. (2174 / DM 12,80)

Lew Kopelew: Ein Dichter kam vom Rhein
dtv

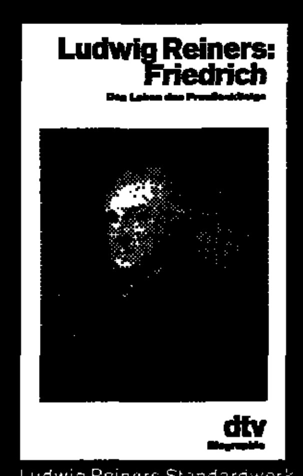
Die neu überarbeitete Biographie Heinrich Heines – ein lebendiges, detailliertes Bild des Dichters und seiner Zeit. (10631 / DM 18,80)*



Über 200 Schriftstellerinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz – ihre Biographien und Werke mit Literaturangaben. (3282 / 16,80)*



Ein vergnüglicher Nachhilfeunterricht in 18 Lektionen für richtiges und gutes Deutsch. (10543 / DM 9,80)



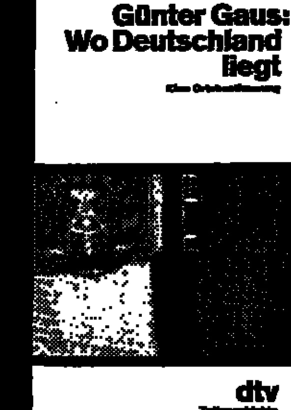
Ludwig Reiners Standardwerk über das Leben des großen Preußenkönigs Friedrich II. (10599 / DM 12,80)



Die Entstehung des ostdeutschen Teilstaates – von der sowjetischen Besatzungszone bis zum sozialistischen Staat. (4524 / DM 9,80)



Die umfassende Sammlung von Dokumenten zur Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik von 1945 bis 1985. (2953 / 16,80)



Eine kluge »Ortsbestimmung« in der Frage nach der gemeinsamen deutschen Identität. (10561 / DM 9,80)



Denkanstöße namhafter Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen über die Befriedung der Welt. (10577 / DM 9,80)



Was uns die Kunst der Patienten zeigt, ist das Schizophrene, das in uns allen ist. (15020 / DM 16,80)

Die drei Standardwerke zu Grafik, Zeichnung und Aquarell: Technik, Geschichte und Meisterwerke. (5924 / 3 Bde. in Kassette DM 45,–)



Alle Texte von 1981 bis 1986, auch Unveröffentlichtes und Briefe, die den ganz eigenen Charme Janssens vermitteln. (2893 / DM 16,80)*



Zwei Forscher von Weltrang bieten ein spannendes Kompendium zur Zoologie, Evolution und Ethologie der Haie. (10574 / DM 14,80)



Erfolge und Rückschläge im Kampf um die Erhaltung der Natur und ihrer Fauna am Beispiel von 22 gefährdeten Tierarten. (10659 / DM 12,80)*



Ein Bestimmungsbuch aller Schlangen, Kröten, Frösche, Eidechsen, Lurche und Molche Europas. (3263 / DM 26,80)



Alles, was man für die Vorbereitung der Reise und den Aufenthalt in der Festspielstadt Salzburg wissen sollte. (3734 / DM 19,80)



Eine Fülle von Texten aus der Literatur vieler Jahrhunderte – ein topographisch geordneter Reisebegleiter durch Paris. (3902 / DM 14,80)*

Die dtv-Jubiläums-Sonderausgabe

Deutsche Erzählungen des 20. Jahrhunderts

Herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki

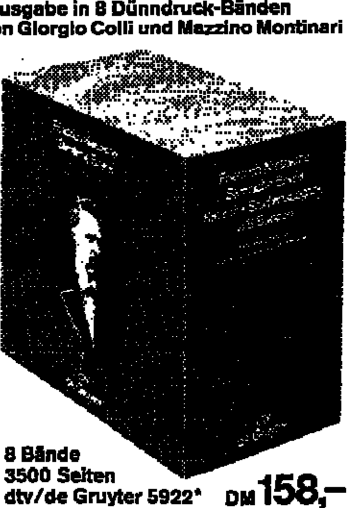


»Ich halte diese Anthologie für die bedeutendste editorische Leistung auf dem Gebiet der Kurzgeschichte und Erzählung«, stellte Siegfried Lenz bei Erscheinen dieser von Marcel Reich-Ranicki herausgegebenen, streng chronologisch geordneten Sammlung von 250 deutschen Erzählungen aus den Jahren 1900 bis 1980 fest.

5 Bände in Kassette DM 48,– dtv 5919

Friedrich Nietzsche Sämtliche Briefe

Kritische Studienausgabe in 8 Dünndruck-Bänden
Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari

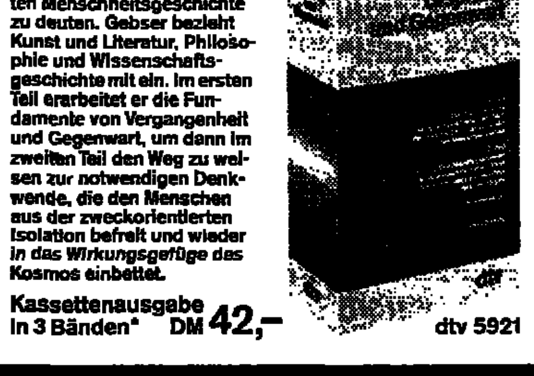


Die erste vollständige kritisch-edierte Ausgabe *der Briefe des* großen »Unzeitgemäßen« im Taschenbuch – der lange erwartete biographische Kommentar zur 15bändigen Kritischen Studienausgabe der ›Sämtlichen Werke‹, die bereits seit 1980 im dtv vorliegt. Die ›Briefe‹ enthalten über 100 Seiten Gesamtregister aller erwähnten Personen, Werke und Orte.

8 Bände
3500 Seiten
dtv/de Gruyter 5922* DM 158,–

Jean Gebser: Ursprung und Gegenwart

Mit einer Einführung von Heinz Friedrich



Dieses Werk versucht das moderne Bewußtsein vor dem *Hintergrund* der gesamten Menschheitsgeschichte zu deuten. Gebser bezieht Kunst und Literatur, Philosophie und Wissenschaftsgeschichte mit ein. Im ersten Teil erarbeitet er die Fundamente von Vergangenheit und Gegenwart, um dann im zweiten Teil den Weg zu weisen zur *notwendigen* Denkwende, die den Menschen aus der zweckorientierten Isolation befreit und wieder *in das Wirkungsgefüge* des Kosmos einbettet.

Kassettenausgabe in 3 Bänden* DM 42,– dtv 5921

Fünf und zwanzig

Eine dtv-Dokumentation

– unter diesem Titel erscheint im Oktober zum dtv-Jubiläum eine umfangreiche Dokumentation. Eine Chronik mit zahlreichen Fotos und ein farbiger Bildteil führen eindrucksvoll die Verlagsgeschichte von 1961 bis heute vor Augen.

Die Dokumentation ›Fünfundzwanzig‹ ist zum Preis von DM 10,– im Buchhandel erhältlich.



* Erscheint im Oktober/Preisänderungen vorbehalten

H.-P. Schwarz über Adenauer, die Fülle eines großen Lebens

Von KARL DIETRICH BRACHER

Während in den letzten Jahren mit zahlreichen Editionen und Arbeiten zur Nachkriegsgeschichte, vor allem auch aus Beständen der beiden Konrad Adenauer gewidmeten Stiftungen, ein fester Grund für die Zeit nach 1945 gelegt und der Weg in die ersten Jahre der Bundesrepublik erhellt worden ist, blieb Adenauers Lebensgeschichte im ganzen trotz mancher Anläufe, an denen sich Verehrer wie Kritiker versucht haben, ungeschrieben. Zu hoch schienen noch immer die Anforderungen an eine quellengesättigte und politisch umfassende Biographie.

Hans-Peter Schwarz bestätigt nun mit dem ersten Band auf glanzvolle Weise die bahnbrechende Leistung, die er bereits im Rahmen der „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland" mit den beiden großen Bänden über die Ära Adenauer (erschienen 1981 und 1983 im selben Verlag) erbracht hat. Er erweist sich nicht nur erneut als der derzeit wohl beste Kenner unserer Nachkriegsgeschichte, sondern hat seine Forschungen auf die gesamte Periode seit Beginn des Bismarckreiches ausgedehnt, die für das ganze Leben des ersten Bundeskanzlers konstitutiv war. In einer sorgfältigen Darstellung voll interessanter Informationen zeigt der Autor, wie dieses Leben aus den historischen Umständen und politischen Bezügen herauswächst. Dabei ist das Buch ungemein lebendig geschrieben, fern jeder Heldenverehrung, vielmehr mit Sympathie und gelegentlich auch Ironie.

Mit seiner Fähigkeit, historische und politikwissenschaftliche Betrachtung zu verknüpfen und doch nie ins Abstrakte oder Theoretische zu geraten, demonstriert Schwarz zugleich allen Zweiflern, daß sich auf eben diese Methode sehr wohl eine gültige Gesamtdarstellung jenes Mannes gründen läßt, der wie kein anderer die deutsche Politik vor und nach der Hitlerzeit verbindet und der schließlich den Weg der zweiten deutschen Republik auf entscheidende Weise prägen sollte. Bis zu diesem Höhepunkt in den frühen fünfziger Jahren führt das Buch, und es umfaßt damit 76 Jahre, die eigentlich schon ein volles Leben bedeuten. Aber mit dem Untertitel „Der Aufstieg 1876–1952" ist gesagt, daß nun noch 15 Jahre bestimmenden Handelns folgen werden.

Das Buch wirkt trotz des Umfangs niemals langatmig, weil es die ereignisreichen Abschnitte von vier bedeutsamen Perioden unserer neueren Geschichte – Kaiserreich, Weimarer Republik, „Drittes Reich" und Nachkriegszeit – im Zusammenhang dieses „Aufstieges" auf sehr persönliche Weise lebendig macht. In einem Nachwort reflektiert der Autor zudem über die Möglichkeiten biographischer Geschichtsschreibung und gibt einen Schlüssel zum Erkennen der wichtigsten Personen und Zusammenhänge an die Hand.

Den Anfang bildet ein ausführlicher „Prolog: Köln" – ein Kabinettstück, das facettenreich Milieu, Mentalität und politische Kultur der Stadt seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schildert, dabei einfühlsam auch schon auf den keineswegs homogenen Kölner Katholizismus und auf die ambivalente Einstellung zu Preußen und zu einem preußisch geprägten Reich eingehend – Themen, die das ganze Leben Adenauers begleiten sollten. Fazit: „Die Vorstellung von der durchgehend anti-preußischen Grundeinstellung des rheinischen, speziell des Kölner Katholizismus, ist somit ein Mythos." Charakterisiert wird vielmehr „die Symbiose von Rheinischem und Preußischem" – freilich mit westlichen und nicht „östlichen Anschauungen", wie Adenauer unbefangen eine gewisse Distanz zum Osten ausdrückt.



Konrad Adenauer FOTO: SLOMI

Vor allem schildern der Köln-Prolog und die folgenden Kapitel ausführlich die kommunalpolitische Szene des zur zweitgrößten Industriestadt Preußens aufsteigenden Gemeinwesens, mit dem 1880 vollendeten größten deutschen Dom: eine meisterhafte Skizze der prägenden Umwelt des zunächst keineswegs brillanten, doch zwischen 1906 und 1917 über seine „erste Blitzkarriere" zum Oberbürgermeisteramt aufsteigenden Juristen.

Daß Adenauers Familie aus Bonn und aus benachbarten Dörfern stammt, gibt ferner Gelegenheit zu einer aufschlußreichen Erörterung über seine Vorfahren und ihre soziale Herkunft: auch ein Baustein der weiteren Charakterisierung des Aufsteigers und umso überzeugteren Bürgers. Dabei wird von Anfang an deutlich gemacht, in welcher Weise der Umgang mit Personen verschiedenster Prägung, die jeweils höchst plastisch vorgestellt werden, die eigenen Möglichkeiten, ja die politische Methode Adenauers, seine Erfolge und seine Autorität bestimmen. Das bewährt sich dann auch in dem Prestige und der Statur, die er in der Reihe der großen Oberbürgermeister der Weimarer Republik gewinnen sollte.

Hans-Peter Schwarz:
Adenauer – Der Aufstieg 1876–1952
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 1019 S., 48 Mark.

Besonders hervorzuheben ist dabei, wie überzeugend Schwarz diese menschliche Seite des politischen Stils so ausführlich wie eindrucksvoll anhand der Jugend- und der Familiengeschichte Adenauers, seiner religiösen Überzeugungen und vielseitigen kulturellen Interessen, schließlich auch der verwaltungspolitischen Praxis des fortschrittswilligen Stadtoberhaupts und preußischen Staatsratsvorsitzenden zu beleuchten versteht. Da geht es um persönliche Probleme wie Schwierigkeiten beim Umgang mit Aktien, aus denen ihn ein befreundeter Industrieller befreien muß. Und da gelingt Schwarz eine abgewogene Klärung der neuerdings wieder hochgespielten Vorwürfe eines rheinischen Separatismus, wo es sich in Wahrheit um eine Stabilisierung des Westens des Deutschen Reiches handelte; allerdings hatte Adenauer nie Verständnis für einen so verhängnisvollen antiwestlichen Nationalismus, wie er immer wieder in deutschen Köpfen herumspukt.

Darüber kommt aber auch die scharfsinnige Erörterung und Illustrierung der Stärken und Schwächen der wilhelminischen wie dann der Weimarer Ära nicht zu kurz. Neben der Revolutionszeit erfährt besonders auch der fatale Übergang von der Republik zur Diktatur eine Darstellung, die aus der Sicht Adenauers, auch aus seinem bislang unveröffentlichten Briefwechsel, aus Tagebüchern und Akten manche neue Beleuchtung gewinnt. Immer hochinteressant und streckenweise spannend zu lesen, tritt an solchen Nahtstellen der Zeitgeschichte der nüchterne, von ratio und common sense geleitete politische Sinn hervor. Von den irrationalen Verführungsmächten und Überspanntheiten der Zeit weitgehend unberührt, hält sich Adenauer bewußt von allen Aktivitäten im „Dritten Reich" frei.

Daß der fast Siebzigjährige dann nach dem Krieg so energisch wieder ins politische Leben zurückkehrte, hätten ihm weder die Besatzungsmächte noch die eigene Partei zugetraut, und dies nicht nur seines Alters wegen. Mehr als alle bisherigen Analysen hilft uns das Werk von Hans-Peter Schwarz, diesen zweiten Aufstieg, den zum Staatsmann, zu verstehen. Denn eine ganz wesentliche Erklärung liegt in der vorangegangenen Lebensgeschichte, im Zusammentreffen von daraus stammenden Fähigkeiten und Überzeugungen mit einer Situation, auf die sie besser paßten als die Begabungen aller anderen Politiker aus der Weimarer Zeit oder der noch Jüngeren aus der „Stunde Null".

Diese Biographie gibt uns in der Tat einen Schlüssel zum Verständnis der deutschen historischen Entscheidungen vor und nach 1949. Sie räumt auf mit vielen Klischees und Mythen. Sie stellt uns mit großer Einfühlungskraft und Wärme die ganze Fülle eines politischen und zugleich tief bürgerlichen Lebens vor, aber auch seine Härte und Strenge. Und es vermittelt zu gleicher Zeit eine reiche historische und politische Bildung, wie es Vergnügen und Nachdenklichkeit beim Lesen des Ganzen oder auch beim Durchblättern der kleineren und größeren Geschichten bereitet, aus denen ja, mit Golo Mann zu sprechen, nicht zum wenigsten Geschichte besteht.

Rainer C. Barzels Suche nach Trost

Von GEORG SCHRÖDER

In wenigen Monaten werden Rainer Barzel und Helmut Schmidt dem Bundestag nicht mehr angehören. Die letzten der fünf Musketiere scheiden aus. Strauß, Schmidt, Scheel, Mende und der Jüngste aus dieser Riege jener, die sich im abgetragenen Offiziersrock Hals über Kopf in die Politik stürzten, traten an als die dritte Generation nach Adenauer, dem Mann aus der Kaiserzeit, nach den Männern wie Kiesinger, Gerstenmaier, Wehner, geboren zwischen 1902 und 1906. Sie haben jenen recht gegeben, die den fünfen schon vor 30 Jahren eine große Zukunft voraussagten. Sie wurden Bundespräsident, Bundeskanzler, Vizekanzler, Bundestagspräsident und Ministerpräsident. Nun sind sie, Strauß ausgenommen, Frührentner wider Willen. Der Jüngste dieser Gruppe, der 62jährige Barzel, sucht Trost im Schreiben seiner Memoiren. Oder ist das jetzt herausgekommene Buch **„Im Streit und umstritten"** (Ullstein Verlag, Berlin. 320 S., 38 Mark) etwas anderes als Memoiren?

Memoiren haben zu oft die Eigenschaft, die Taten und Gedanken des Autors im schönsten Licht erscheinen zu lassen. Die Nicht-Memoiren des Rainer Candidus Barzel dienen ganz offensichtlich auch diesem Zweck. Neuigkeiten, Enthüllungen bringen sie nicht. Wer erhofft, hier nun die Hintergründe, die Motive, den Verlauf des Sturzes des Bundeskanzlers Erhard zu finden, der hofft vergeblich. Es sind, nimmt man alles in allem, im wesentlichen nur die auch schon damals in der Öffentlichkeit mitgeteilten Fakten oder Schein-Tatsachen. Dabei wäre es doch wirklich kein Nachteil für den Mann Barzel, wenn er sich intensiv mit den inneren Spannungen innerhalb der CDU aus den Jahren 1963 bis 1966 befaßt hätte. Aber sein Interesse geht stattdessen sehr stark in Richtung des Nachweises, daß er nicht der Brutus ist, der Erhard erdolchte.

Da ist zuerst Anfang 1966 die Frage, wer zum Nachfolger Konrad Adenauers als Parteivorsitzender gewählt werden soll. „Sofort heulten einige auf, machten aus meiner Bereitschaft, auf Bitten ein Angebot anzunehmen, eine Kampf-Kandidatur, die gegen den Kanzler (Erhard) gerichtet sei und diesen herausfordere."

Man weiß, daß das damalige erste Duell zwischen Erhard und Barzel von der Tatsache gefördert wurde, daß Erhard erst in letzter Minute bereit war, selber zu kandidieren. Nur „auf Bitten ein Angebot anzunehmen" – das stimmt leider nicht. Oder ist es etwa unwahr, daß der damalige Fraktionsvorsitzende Barzel den Chefredakteur von „Bild", Peter Boenisch, und mich zum Abendessen in seinem Haus in Godesberg einlud, um nach dem Dessert unsere Unterstützung für die von ihm geplante Eroberung des Parteivorsitzes zu gewinnen?

Auch das gehört zu den Tatsachen, die man in dem Buch nicht findet: jene Aussprache zwischen dem Fraktionsvorsitzenden Barzel, seinem Stellvertreter Franz Josef Strauß und Ludwig Erhard im Kanzleramt im Sommer 1966. Barzel und Strauß gingen zu Fuß vom Kanzleramt zurück ins Bundeshaus. Auf diesem Weg wurden sie sich darüber einig, daß Ludwig Erhard gestürzt werden müsse, Daß der von der FDP aus der Regierung verbannte Strauß die treibende Kraft dabei war, wird damit nicht bestritten. Von jetzt ab ging es nur noch um eine günstige Gelegenheit, wobei der Schwarze Peter möglichst in den Taschen der FDP landen sollte. Die Verhandlungen über die Haushaltssanierung wurden deshalb von Barzel bewußt so geführt, daß die FDP daran scheitern mußte und dann der Rücktritt Erhards am Ende dieser Entwicklung stand.

Noch ein Drittes: die Wahl des Kanzlerkandidaten nach dem Sturz Erhards. Wir lesen bei Barzel, daß ihm im November 1966 schon seit einiger Zeit bewußt war, daß weder Gerstenmaier, Strauß, Schröder oder er selber Nachfolger Erhards als Kanzler werden würde: „Wenn ich mich gleichwohl in das aussichtslose Kandidatenrennen begab, so wegen der Bitte Adenauers und im Interesse einer späteren Anwartschaft."

Wenn man nun weiß, daß Strauß einen Monat zuvor, ehe Barzel gegenüber Erhard aktiv wurde, bei diesem den Eindruck erweckte, die Landesgruppe der CSU werde im Bundestag, wenn es zum Schwur komme, geschlossen für Barzel stimmen, und wenn man weiß, daß Strauß seine Abstimmungskarte deutlich vor die Nasen der Nachbarn hielt, damit sie sähen, er stimme für Barzel, während gleichzeitig alle anderen CSU-Abgeordneten für Kiesinger stimmten – dann verblaßt der Wert der Äußerungen von Barzel.

Nachdenkliches von Thomas Nipperdey

Von HENK OHNESORGE

Spätestens mit seiner „Deutschen Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat" (1983) ist der Münchner Historiker Thomas Nipperdey weit über die Fachwelt hinaus als Meister einer packenden, bei aller Exaktheit nie langweiligen Geschichtsdarstellung bekannt geworden. Der jetzt vorliegende Band **„Nachdenken über die deutsche Geschichte"** (C.H. Beck Verlag, München. 236 S., 38 Mark) bestätigt dieses Urteil. Es geht in den dreizehn Aufsätzen entweder um Entwicklungslinien oder um immer noch aktuelle, nicht nur für den Historiker interessante Fragestellungen.

Einer der aufregendsten Essays ist „Die deutsche Einheit in historischer Perspektive" überschrieben. Hier bezieht Nipperdey zur Frage der nationalen Identität, die in letzter Zeit oft zu einem modischen Glasperlenspiel zu verkommen drohte, mit Engagement Stellung:

„Die Sozialdemokraten, die nach einem Jahr der Sowjetisierung Mitteldeutschlands in den alten Konzentrationslagern Hitlers saßen, konnten die Befreiungsrhetorik nur als bitteren Hohn empfinden, und Kurt Schumacher ist nicht müde worden, davon zu sprechen, Deutschland war eben nur zum Teil befreit. Davon heute noch zu schweigen ist blanker Opportunismus." Soweit das Zitat.

„Die Deutschen stehen", so fährt Nipperdey an anderer Stelle fort, „seit dem 8. Mai 1945 unter dem langen Schatten eines Hypermoralismus: Der gefährdet durch seine Polarisierung pragmatische Politik und zerstört ein mögliches relativ ausgeglichenes Verhältnis zur Geschichte, denn in der Geschichte geht es um die Widersprüchlichkeit und Endlichkeit von Groß- und Urgroßvätern und um Gerechtigkeit nach ihren Maßen und nicht den unseren. Die zustimmungsfähigen Traditionen der deutschen Geschichte sind nicht als gemeinsames Erbe anerkannt; darunter leidet die Identität."

Sodann hebt Nipperdey hervor, was so selten gesehen und noch seltener ausgesprochen wird: „Auch die Nach-Hitler-Tradition, die nun schon existierende Tradition Bundesrepublik, steht unter dem Verdacht des Hypermoralismus. Sie habe – so heißt es – den Nationalsozialismus, den Faschismus nicht vollständig überwunden oder stehe in Traditionen, die ihn ermöglicht hätten. Die Deutschen identifizieren sich wenig mit der Bundesrepublik, sie ist kein Vaterland im emphatischen Sinn, zumal wir in den letzten vierzig Jahren, geschreckt von den Übersteigerungen zuvor, keinen Sinn für Staat und Institutionen entwickelt haben."

Nipperdey, Jahrgang 1927, hat sich auch intensiv mit Philosophie beschäftigt. Dies schlägt sich in seinem neuen Buch eindrucksvoll nieder, besonders dort, wo er sich mit geistesgeschichtlichen Phänomenen auseinandersetzt. Ein weiterer Vorteil ist das didaktische Talent, den Leser einzubeziehen, zum Mitdenken zu veranlassen. Nie wird nur informiert und analysiert, es wird vielmehr Neugier geweckt.

In einer Zeit, in der einerseits über Geschichtslosigkeit geklagt, andererseits aber auch viel zu wenig für einen ordentlichen, nicht nur soziologisch orientierten Geschichtsunterricht getan wird, sind Bücher wie Nipperdeys „Nachdenken über die deutsche Geschichte" fast eine Pflichtlektüre.

Gerhard Herm schreibt nach Amerika

Von HELLMUT DIWALD

Da schreibt ein Mann an Mr. George Shultz in Abilene/Kansas. Er beantwortet einen Brief besagten US-Bürgers, der sich erkundigt hat, ob es sinnvoll sei, nach dem Stammbaum seiner Vorfahren *zu fahnden, die aus Deutschland in die* Vereinigten Staaten einwanderten. Dem ersten Brief folgt ein zweiter, ein dritter, schließlich werden es zehn Episteln, die über den großen Teich in die für uns immer noch „Neue Welt" gehen.

George Shultz ist ein liebenswürdiger älterer Herr, ein Augenarzt – mit dem amtierenden US-Außenminister verbindet ihn nur die Namensgleichheit und allenfalls das professionelle Interesse, die Welt geschärften Blickes zu betrachten und seine Mitmenschen mit Hilfe passender Brillen derselben Wohltat teilhaftig werden zu lassen.

Mr. Shultz wird zum Opfer eines Hochintellektuellen namens Gerhard Herm, des Autors vielgelesener Sachbücher, eines Mannes, gesättigt mit Bildung und Biß, *Weltläufigkeit* und Witz. In einem seiner früheren Bücher zitiert er von Jean Giraudoux die wohl bestechendste aller existierenden Formeln: „Deutschland, das ist keingesellschaftliches und menschliches Unternehmen, sondern eine poetische und dämonische Verschwörung." Warum uns die Welt so sieht? Gerhard Herm weiß es: „Weil wir nämlich ein bißchen wirklich so sind."

Nun aber tritt Herm in seinen zehn Briefen den Beweis des *Gegenteils* an, und das gelingt ihm so brillant, daß er Giraudoux' Formel bestätigt. Es gelingt ihm auf eine dämonisch-poetische Weise und mit dem Augenzwinkern des Verschwörers, der seinen Briefpartner zum Komplizen seiner Erkenntnisse macht, und als dieser es merkt, ist es schon zu spät.

Mr. Shultz ist ein freundlicher Mann, auch eine winzige Spur liebenswert naiv, wie es Angehörigen eines Landes, das stets bereit

Gerhard Herm:
Freiheit, die ich meine
Eine Deutsche Geschichte. Benziger Verlag, Zürich. 334 S., 36 Mark.

ist zu fragen, was die Welt kostet, gut ansteht. Gerhard Herm führt ihn genauso freundlich, doch alles andere als naiv in die Innenwelt der abendländisch-deutschen Geschichte und ihre Komplikationen ein. Jedes Kapitel ist durchsetzt mit nachdenklich stimmenden Parallelen, etwa mit dem Vergleich der „Zählebigkeit" Leos III. und Richard M. Nixons. Welches Lusterlebnis, bei einem Historiker über das Reich Karls des Großen zu lesen: „Die Europäer neigen noch immer dazu, diesem monströsen Gebilde gelegentlich nachzuweinen, wobei sie sich einreden, es sei das eigentliche Ziel ihrer Geschichte, unter einem einzigen Dach zusammenzuleben. Die jüngste Frucht dieser Sehnsucht nach einem vereinigten Europa ist, wie Sie wissen, ein riesenhaft aufgeblähter, steriler Verwaltungsapparat, der vorwiegend unsinnige Verordnungen produziert und um so weniger bewirkt, je hektischer er sich gebärdet."

Im fünften Brief an Mr. Shultz geht Herm zum vertraulichen Du über, wohl weil er ihn anhand des Mittelalters behutsam darauf vorbereitet, die Deutschen als geborene Republikaner vorgestellt zu bekommen, ein Verdienst insbesondere der Inhaber des alten Schulzen-Amtes, der Urahnen des unbescholtenen US-Shultz aus Amerikas Mittlerem Westen. Herm liefert seinem Freund auch passende Belege, erklärt ihm das „Reichsregiment" Bertholds von Henneberg *und die Reformation* Luthers.

Im achten Brief erhält George tiefe Einblicke in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, lernt das „Reich" nach dem Westfälischen Frieden als eine Art Republik zu sehen, aus der sich freilich unversehens der starke Staat Preußen erhebt. Über das Sprungbrett der Französischen Revolution und Napoleon sieht er im neunten Brief und dem 19. Jahrhundert das Bismarckreich entstehen. Und der zehnte Brief? Das Kaiserreich und Hitler, dann aber „die deutsche Republik, die bisher am besten gelungen ist".

Das alles ist scheinbar ganz leicht, locker, witzig erzählt. Wie ein guter Arzt lenkt Herm *den Patienten durch ein Gespräch* über die Vorzüge brasilianischer Kaffeesorten ab, um ihm dann ohne Vorwarnung die Injektion der besseren Einsicht zu versetzen. Es ist ein Kunstgriff mit doppeltem Boden. Herm erklärt einem Amerikaner unsere Geschichte, aber doch nur deshalb, damit wir uns selbst endlich verstehen lernen, die wir heute „ja an einer Longe laufen, deren Ende irgendwo in den Vereinigten Staaten festgemacht ist".

Es schmerzt Herm zu Recht, daß „wir Deutschen alles tun, um die liberalen Seiten unserer Vergangenheit einzuschwärzen". Er konzentriert sich vor allem auf diese innere Seite der deutschen Geschichte, zeigt, daß es einen ständigen Kampf gab, damit Freiheit und Recht in der vorhandenen Ordnung *sichtbar wurden. Bollwerke dabei waren* die Städte. So war auch tatsächlich das Ius Teutonicum, das deutsche Stadtrecht, das in den Osten gebracht wurde, eine Verfassung, die demokratische Ordnung realisierte. Wie gut bekäme es unserem politischen Klima, wenn etwa in den sowjetischen Geschichtsbüchern daran erinnert würde, daß auch Städte wie Minsk oder Kiew eingangs des 17. Jahrhunderts das deutsche Stadtrecht übernahmen.

Das aber geht in Herms Darstellung zu Lasten des „Reiches", des Staates und seiner Repräsentanten, zu Lasten mithin auch der Außenpolitik, zu der das Reich nun einmal gezwungen war. Für die deutschen „Schulzen" mag sich das vorwiegend als Zwang und Pein gezeigt haben, doch läßt sich von hier aus eine Disqualifikation des Reiches als objektive Institution nicht ableiten.

Dabei leidet Herm an einer ungewohnten Ehrlichkeit – man kann es nicht anders sagen. Er gesteht ohne Erröten, daß er hin und wieder die Welt, von der er seinem Freund berichtet, „natürlich ein bißchen einfärbt". Mit Verfälschen oder ähnlichen Maskenbildnereien hat das nichts zu tun. Was er schildert, entspricht den Sachen. Niemand kann von ihm verlangen, daß er alle ihre Seiten beleuchtet. O-Ton Herm: „Wir können die Vergangenheit ja nicht von einem Richterstuhl aus betrachten, auf den uns niemand berufen hat, und Männern und Frauen, deren Gebeine längst verrottet sind, ... im nachhinein noch vorschreiben, wie sie sich hätten verhalten sollen, damit wir mit ihnen zufrieden sein können."

Natürlich scheitert auch Herm bei dem Versuch, das Dritte Reich und Hitler zu „erklären", aber er scheitert mit Anstand und Würde, ohne Pflichtübungen. Er scheitert mit gescheiten Fragen, von denen eine der besten jene sein dürfte, ob denn der Nationalsozialismus anfangs nicht deshalb so breite Zustimmung fand, weil er „das schon lange vorhandene Bedürfnis befriedigte, sich endlich einmal in geschlossenerer, kompakter Form darstellen zu können".

Schade, daß dieses auf so geistreiche Art zergrübelte und provozierende Buch mit einem *Salto mortale endet, der Bewahrung* der Ernsthaftigkeit uneingedenk, die Herm als Anwalt unserer, also aller Deutschen Geschichte bis dahin auf keiner Seite verließ. Seine verhaltene Laudatio des bundesrepublikanischen Status quo mag noch hingehen; anders aber dürfte es mit seiner Schlußfolgerung stehen, daß wir aufgrund der NS-Verbrechen zu Recht ad infinitum unter „strengster Kuratel" eines „moralischen Kuratoriums, in dem sich die halbe Welt zu unserer Kontrolle zusammengeschlossen hat", stehen.

Der Autor zitiert das bekannte Wort von Mark Twain: „Man muß die deutsche Sprache in kleinen Dosen einnehmen, weil sie dumm macht." Das wäre einer von Twains *flotten, aber unzutreffenden Sprüchen* gewesen. Zutreffend ist seine Umformung: Ihr lieben Deutschen, lest dieses Buch, pro Tag einen Brief. Das könnt ihr, trotz Arbeit, Kochen, Stammtisch oder TV-Streß.



Er sträubte sich lange, doch nun legt er Zeugnis ab: Österreichs Altbundeskanzler Bruno Kreisky FOTO: DARCHINGER

Bruno Kreisky hört zu schweigen auf

Von CARL GUSTAF STRÖHM

Um Bruno Kreisky ist es in den letzten Jahren still geworden – wenn man von einer eher skurril wirkenden Reise des österreichischen Alt-Bundeskanzlers nach Nordkorea zum dortigen Diktator Kim Il Sung einmal absieht. Jener österreichische Politiker, der wie keine andere Gestalt der österreichischen Nachkriegsgeschichte – ausgenommen vielleicht den ehemaligen *UNO-Generalsekretär und jetzigen* Bundespräsidenten Waldheim – zu einem Begriff für die ganze Welt wurde, hat jetzt seine Memoiren geschrieben.

Der vorliegende Band reicht bis zum 15. April 1955 – dem Tag, an dem zwischen Österreichern und Sowjets die Einigung über den Staatsvertrag und damit den Abzug der Alliierten (und das heißt vor allem: sowjetischen) Truppen aus dem Lande erzielt wurde. Kreisky war damals als junger Staatssekretär *dabei*. Sein *Buch* schließt mit den Worten, dies sei bis heute der größte Tag seines politischen Lebens gewesen.

Der mit österreichischen Dingen und vor allem mit dem ehemaligen k.-u.-k.-Imperium nicht ganz unvertraute Leser wird sich bei der Lektüre einer gewissen Wehmut

Bruno Kreisky:
Zwischen den Zeiten
Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten. Siedler Verlag, Berlin. 496 S., zahlr. Abb., 46 Mark.

nicht erwehren können. Auch wer den Sozialdemokratismus Kreiskys und damit seine ideologisch-politischen Urteile und Vorurteile nicht immer zu teilen vermag, erkennt, daß mit diesem Mann die Generation der gelernten Alt-Österreicher die politische Bühne verlassen hat: jene Menschen nämlich, die noch vom größeren Österreich vor *1918 geprägt wurden, das ja weit über die* Grenzen der heutigen Alpenrepublik hinausreichte und – wie Kreisky richtig sagt – eine Wirtschaftsgemeinschaft war, die intensiver zusammenwirkte als die heutige EG in Westeuropa.

Der Autor hat sich lange beharrlich geweigert, wie er seinem Verleger Wolf Jobst Siedler mitteilte, persönliche Erinnerungen der Öffentlichkeit bekanntzu geben. Wenn er einmal, so schrieb er Siedler, Memoiren verfassen sollte, so würden sie sich auf die politischen Gegebenheiten beschränken, in die sein eigenes Leben verwickelt war. Es wurde wesentlich bestimmt von dem alten Vielvölkerstaat der Habsburger, der so tief nach Böhmen und Mähren und Galizien hineinreichte und von Triest nach Budapest ging. Der junge Kreisky sah zu, als der Leichenzug Kaiser Franz Josephs über die schwarz verhängte Wiener Ringstraße zog.

Aber er ist wortbrüchig geworden: im 75. Lebensjahr stieg er in seine Vergangenheit hinab, und über dem Erzählen versank er immer tiefer in der Welt,aus der er kam, sprach immer leidenschaftlicher von der Welt, die er wollte. Kreisky vertritt die Auffassung, daß dieses größere Österreich hätte *gerettet werden können – und nicht zu Un*recht verweist er darauf, daß die alte Habsburger Monarchie nach Rußland der zweitgrößte slawische Staat gewesen ist. Die mangelnde Bereitschaft Wiens, diesen slawischen Nationen die politische Gleichberechtigung zu geben, wird vom Sozialisten Kreisky bedauert und kritisiert.

Die intensiven *Familien*bindungen des späteren Bundeskanzlers nach Böhmen und Mähren haben seinen Blick für diese ostmitteleuropäisch–slawische und balkanische Welt geschärft. Heute lebten, wie er konstatiert, alle Bürger der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie mit Ausnahme der Österreicher und einiger hunderttausend Italiener um Triest (das damals ja auch zu Wien gehörte) in mehr oder weniger ungeliebten und harten kommunistischen Diktaturen.

Kreisky entwirft ein faszinierendes und oft beklemmendes Bild von den Zuständen in Wien und Österreich nach 1918. Der Sohn aus jüdisch-großbürgerlichem Hause stieß zur Sozialdemokratie, wurde mit dem Bürgerkrieg zwischen Schwarz und Rot 1934 und dem aufkommenden Nationalsozialismus konfrontiert.

Er selber sagt von sich, daß ihn die großdeutsche Idee – also der Anschluß – nicht fasziniert habe. Aber viele seiner sozialdemokratischen Genossen waren großdeutsch eingestellt, so etwa Otto Bauer, der glaubte, man könne den Sozialismus nur in einer gemeinsamen deutschen Revolution verwirklichen.

Wer verstehen will, warum der aus dem Judentum kommende Kreisky kein Zionist, sondern ein Kritiker des Zionismus (und später Israels) wurde, findet in diesen Memoiren manche Erklärung – viele davon fast versteckt in den Zeilen, so etwa wenn Kreisky davon spricht, daß die Mitglieder einer tschechischen christlich-protestantischen Gemeinde in der Heimat seiner Vorfahren zum Judentum übergetreten seien, um nicht katholisch werden zu müssen.

Die Emigration in Schweden (dessen Sozialdemokratie Kreisky nachhaltig beeinflußt hat) wird lebendig – und, für einen so unmilitärisch wirkenden Mann wie Kreisky besonders ungewöhnlich und daher faszinierend: sein Engagement als Kriegsberichterstatter im Winterkrieg der Finnen gegen die Sowjets 1939/40. Den einsamen Kampf der Finnen beschreibt Kreisky, damals Korrespondent sozialdemokratischer Zeitungen, mit großer Sympathie – und vor allem ihr Oberbefehlshaber, Marschall Mannerheim, erhält von ihm Anerkennung.

Demgegenüber fallen Kreiskys Erinnerungen an die ersten Nachkriegsjahre in Österreich nicht ganz so farbig aus wie die früheren Kapitel. Liegt es daran, daß ihm als damals politisch Handelndem die Distanz noch fehlt? Der heutige Leser sieht in diesem Buch versunkene Welten und Zeiten wiedererstehen. Auch die Tragik und das Furchtbare, Unsagbare fehlen nicht: es war die Menschenvernichtung, der viele Verwandte Kreiskys in den Konzentrationslagern Hitlers zum Opfer gefallen sind. Der Verfasser meint übrigens, daß eine solche Menschenvernichtung – wenn auch wohl in *anderer Erscheinungsform, vielleicht sogar* mit anderen Opfern – in Zukunft wieder möglich sein werde. Auch in dieser Hinsicht strahlt das Buch eine gewisse Melancholie aus.

Karl Steinbuch rechnet mit allen Vordenkern ab

Von FRITZ SCHENK

Treffender als mit dem Buchtitel kann man diese Rezension kaum überschreiben: „Schluß mit der ideologischen Verwüstung", so heißt die neueste Schrift von Karl Steinbuch, und auch der Untertitel trifft den Sachverhalt aufs Wort: „Plädoyer für die brachliegende Vernunft". Rechtzeitig zur Buchmesse und vor der nächsten Bundestagswahl kommt der Verlag Busse-Seewald mit dieser Arbeit heraus.

Es ist nicht das erste Mal, daß sich Karl Steinbuch mit kraftvollen Worten dem Zeitgeist entgegenstellt. Seit Ende der sechziger Jahre tritt er mit Büchern, in Vorträgen und bei Podiumsdiskussionen an die Öffentlichkeit – und immer wieder sind es die gleichen Inhalte und Erscheinungen, die ihn an- und umtreiben: die ideologisch verquasten und pseudowissenschaftlich verbrämten Heilslehren der irdischen Glückseligmacher. Früher die rechten und heute die links-grünen Alleinwisser, Allesbesserwisser, Allesleich*terkönner und Allesrisikofreiermacher sind* es, denen Steinbuch mit Mut und Ausdauer widerspricht.

Doch dies ist bei ihm nicht bloße Lust am öffentlichen Disput. Dieser Autor kommt immer und sofort zur Sache, und das mit exakten Daten und belegten Argumenten. In zehn knappgefaßten Kapiteln setzt er sich im Stakkato mit dem Zeitgeist auseinander: Die gescheiterten Visionen – Über den Fortschritt – Kreativität – Der Beweislastgrund*satz – Rhetorik schlägt Vernunft – Der GaU* in der Ukraine und die Hysterie in Deutschland – Braune und grüne Irrationalität – Die ideologische Einseitigkeit – Medienpolitik ist Machtpolitik – Vertrauen und Verführung – Warnung vor Demagogen – Technikkritik braucht Sachverstand: dies sind nur einige der behandelten Unterkapitel. Und aus allem spricht der sowohl naturwissenschaftlich wie historisch und philosophisch autorisierte Wissenschaftler, der seinen Kontrahenten aus dem soziologisch-futorologisch verbildeten Lager des Zeitgeistes auch noch die Gabe voraus hat, sich allgemeinverständlich auszudrücken.

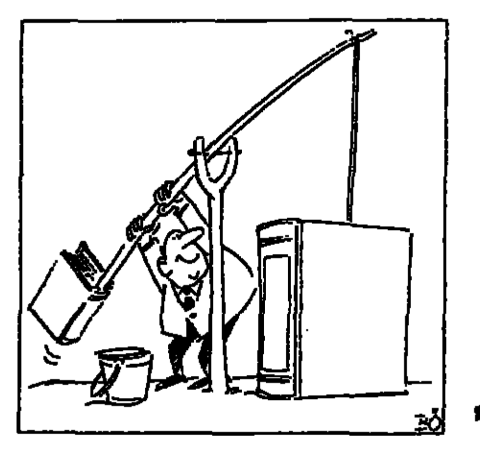
Karl Steinbuch:
Schluß mit der ideologischen Verwüstung
Verlag Busse Seewald, Herford. 162 S., 28 Mark.

So liest sich das Werk über weite Strecken wie ein Lehrbuch, und es wäre schon deshalb gut, wenn es sich auf dem Weihnachtstisch gerade jüngerer Menschen fände. Doch der Autor ruft in seiner Auseinandersetzung mit den ideologischen Stimmführern des Zeitgeistes - Améry, Picht, Jungk, Flechtheim, Böll, Brandt, Eppler, Lafontaine - nicht nur deren eklatante Irrtümer und vor allem ihre durchweg falschen Voraussagen ins Gedächtnis zurück. Er führt vielmehr den Leser zu den eigentlichen Quellen verantwortungsbewußter Planung, Vorausschau und Entscheidungsfindung: den historisch festgeschriebenen Erfahrungen. „In historischer Perspektive ist zu bedenken: Die menschliche Existenz war und ist immer *gefährdet!*

In unserer Zeit hat sich nur die Qualität der Gefahren verändert: An die Stelle der „natürlichen" – das heißt seit Urzeiten vertrauten – Gefahren des Jägers, Sammlers, Soldaten usw. sind in unserer Zeit die neuen – also nicht vertrauten – Gefahren der technischen Produktion, des Verkehrs, des technisierten Haushaltes getreten.

Wer aber eine gefahrlose Zukunft verspricht, lügt mit Sicherheit. Wurde einst gesagt: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!", so ist jetzt zu sagen: „Im Bewußtsein der Gefahr sollst du dein Brot essen!". Der Appell an die verantwortungsbewußte Kreativität des Menschen in unserer Zeit ist die durchgehende Botschaft des Buches.Dem Kenner der Arbeiten Steinbuchs sind nicht alle Passagen dieser jüngsten Schrift neu. Der Verfasser hat unter anderem auch Vortragsdrucke und Artikel aus den frühen siebziger Jahren aufgegriffen. Aber das gibt dem Buch eher größeres Gewicht, als daß es seine Aussagekraft mindert. Hervorzuheben ist hier insbesondere sein Briefwechsel mit Willy Brandt aus dem Jahr 1972. Gerade nach dem Nürnberger *Parteitag der SPD vom August* dieses Jahres macht dieses Kapitel den Wandel der Sozialdemokratie von der fortschritts- und technikbewußten Arbeitnehmerpartei zur linksgrün ideologisierten Anpassungspartei besonders deutlich. Denn hier wird offenkundig, daß Brandt nicht als Getriebener einer linken Minderheit in der SPD einzustufen ist, der er in seinem Integrationsbedürfnis und aus Sorge um den Zusammenhalt seiner Partei eher widerwillig und notgedrungen nachgibt, wie noch immer viele glauben.

Der zeitliche Abstand von fast 15 Jahren macht vielmehr auch dem nur durchschnittlich interessierten Betrachter der sozialdemokratischen Parteientwicklung klar, daß die neue, die links-grüne *SPD*, die eigentliche Partei des Willy Brandt ist. Brandt, die größte Integrationsfigur? Gewiß! Aber das heißt: nach links und grün – und herausgedrängt wurden und werden die Lebers und die Schmidts und Schillers und wohl auch demnächst die Wehners. Steinbuch nimmt da kein Blatt vor den Mund: „Es gibt in unserem Lande keinen anderen als Willy Brandt, der beim Betrügen und Selbstbetrügen durch Ideologie so erfolgreich war, so *viele Nachahmer anzog – und deshalb Sym*bolfigur der ideologischen Verwüstung ist." Bisher war politische Moral bestimmt durch historische Erfahrungen und zeitlose



sittliche Normen – aber Brandt orientiert sich an Meinungen, die jedem zusagen."

Hart geht Steinbuch mit den Medien ins Gericht, insbesondere mit Rundfunk und Fernsehen und den überregionalen Bildblättern wie „Stern" und vor allem „Spiegel". Für ihn sind sie die wichtigsten Vehikel zum ideologischen Transport des Zeitgeistes. Auch hier knüpft er an Kritiken und Mah*nungen aus früheren Schriften an. Seine* heutige Bilanz ist da wenig ermutigend, vermeidet aber dennoch den Unterton der Resignation. Steinbuch bleibt der unerschrokkene Rufer, Warner, Mahner. Sein Appell richtet sich immer auch an die Herzen, zuerst und vor allem aber an Vernunft und Verstand. Der links-grünen Emotionalisierung setzt er die Ratio, den auf Verantwortungsethik gegründeten Sachverstand entgegen.

Aus dieser Haltung heraus spricht in den letzten Kapiteln des Buches ganz und gar der Wissenschaftler Karl Steinbuch. Er räumt auf mit der miesepetrigen Panikmache in Sachen Kerntechnologie, Computer- und Robotertechnik. Für ihn gilt der Tellerrand des eigenen kleinen Territoriums Bundesrepublik Deutschland nicht. Er sieht das Ganze unserer Welt – insbesondere in den großen Gegensätzen Ost/West und Nord/Süd. Dabei weist er nach, daß die frei verfaßten Ordnungen des Westens weitaus rationeller und schonender mit Ressourcen und Umwelt umgehen als alle Diktaturen und Planwirtschaften dieser Erde. Und er stellt die kopflose Philosophie der links-grü*nen Ideologen wieder auf die Füße*, indem er den einzig verantwortungsbewußten Handlungsschluß für unsere Zeit zieht: nämlich vor den (auch von ihm nicht geleugneten) Gefahren unserer Technik nicht zu kapitulieren, sondern sie beherrschbar zu machen: „Um es ganz unmißverständlich zu sagen: der 'Ökosozialismus' weist exakt in die falsche Richtung! Die Ökologie braucht nicht den unmenschlichen Sozialismus, sondern die bessere Technik!"

Warburg hätte ein besseres Buch verdient

Von ERNST CRAMER

Dies ist ein merkwürdiges Buch. Dem Titel nach soll es ein Porträt des in Deutschland geborenen Londoner Bankiers Sir Siegmund Warburg sein. Aber im ersten Drittel der etwa 450 Seiten kommt dieser, abgesehen von einer Episode in der Einleitung, nur gelegentlich als Randfigur vor: Im März 1933, wenige Wochen nach der „Machtergreifung", besucht Siegmund in Berlin den Außenminister, Freiherrn Konstantin von Neurath, den er gut kennt, und spricht ihn auf den Terrorismus gegen oppositionelle Politiker, Andersdenkende und besonders Juden an. Als er merkt, daß Neurath nichts zu tun gedenkt, ja Angst davor hat, selbst als „politisch verdächtig" zu gelten, ist der Besuch bald beendet. Und Siegmund weiß, daß er Deutschland kurzfristig für immer verlassen wird.

Eine Situation erkennen, daraus Schlüsse ziehen und handeln; mit hohem Einsatz den Versuch machen, gefährliche Entwicklungen aufzuhalten; bei Nichterfolg Entscheidungen treffen und dann mit eiserner Konsequenz durchführen; das alles war typisch für Siegmund Warburg, sein ganzes Leben lang.

Allerdings kann sich die Episode so nicht abgespielt haben. Die Darstellung ist unannehmbar, nach der Siegmund bei dem Besuch gesagt habe, der Artikel 53 der Reichsverfassung ermögliche, ja gebiete es dem Reichspräsidenten, den „eidbrüchigen Kanzler" zu entlassen. Erstens „gebietet" das dieser Artikel nicht, und zweitens war dieser hochintelligente und versierte Sproß der Warburg-Familie alles andere als naiv. Er wußte, daß eine Absetzung Adolf Hitlers auf Grund der total veränderten Machtverhältnisse zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich war, selbst wenn der Reichspräsident so etwas ins Auge gefaßt hätte.

Jacques Attali:
Siegmund G. Warburg
Aus dem Französischen von Hermann Kusterer. Econ Verlag, Düsseldorf. 400 S., 39,80 Mark.

Diese Schlampigkeit der Darstellung ist in dem Buch immer wieder zu finden, auch in der deutschen Ausgabe, obwohl der Übersetzer etliche Fehler aus der französischen *Originalfassung ausgemerzt hat.* Zum Beispiel: Attali behauptet, Hitler habe sich des Artikels 48 der Weimarer Verfassung (Notstandsparagraph) bedient, um an die Macht zu kommen. Das ist barer Unsinn. Oder: Die Reichsvertretung, die unter den Nazis geschaffene Behördenzentrale aller Juden in Deutschland, war nach der Meinung des Autors „mittelbar und unbewußt bei der Strukturierung der künftigen KZ-Ökonomie behilflich". Das ist falsch. Und weiter: Das „J" wurde erst ab Oktober 1938 in die deutschen Pässe von Juden gestempelt, nicht schon, wie im Buch behauptet, 1937.

Diese Großzügigkeit gegenüber Tatsachen ist um so bedauerlicher, als Siegmund Warburg ein Fanatiker der Genauigkeit war, wie das der Autor ja selbst darstellen möchte. Obwohl er versucht hat, sich in diesen „Mann von Einfluß" – so der französische Titel – hineinzuleben und vieles von dessen Leben und Wirken richtig schildert, vermittelt diese Biographie kein wahres Bild dieses großartigen Menschen.

Sie enthält zuviele Gemeinplätze und Übertreibungen, die den zwar selbstbewußten aber doch bescheiden gebliebenen Warburg entsetzt hätten; so etwa wenn behauptet wird, er und Jean Monnet gehörten „in diesem Jahrhundert zu den wohl bedeutendsten Männern", oder er habe „1970 an der Spitze der Banken von Europa und Amerika" gestanden. Für das in dieser Familie typische „understatement" hat der ehrgeizige Attali wohl kein Verständnis. Der in Algier geborene Wirtschaftswissenschaftler, der in Paris zu den sozialistischen Nachwuchshoffnungen zählt, verfaßt seine Bücher als Nebenbeschäftigung. Hauptberuflich ist er Sonderberater, ja Intimus von Präsident François Mitterrand.

Attali schreibt hauptsächlich über Politik und Wirtschaftsfragen. So ist es kein Wunder, daß die historischen und wirtschaftspolitischen Passagen nicht nur den Großteil des Buches ausmachen, sondern auch meist interessant zu lesen sind. Allerdings hat der Autor auch diesen umfangreichen Stoff nicht in den Griff bekommen. Es ist eben ein wenig viel, über die Emanzipationsentwicklung der Juden in Deutschland, die Vor- und Nachgeschichte der beiden Weltkriege und die wirtschaftlichen Entwicklungen in England, Amerika und der Bundesrepublik seit 1945 zu schreiben.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß Attali Siegmund Warburg als machthungrigen, der Intrige nicht abgeneigten Mann zeigt und *die Familie als einen Clan,* der überall in der Welt seine Netze auswirft. Das erinnert mehr an „Denver" oder „Dallas" als an die Wirk*lichkeit der Menschen, über die geschrieben* wurde.

Sir Siegmund Warburg — FOTO: DAILY EXPRESS

Valentin Polcuch auf Santners Wiese

Von GREGOR v. REZZORI

Strafend hat es Gott gefügt, daß Deutschsein Schicksal ist, so wie es Schicksal ist, Jude zu sein. Freilich unterscheidet sich das eine Schicksalhafte vom andern. Jude sein heißt Gott suchen, und diese Suche läßt sich erfüllen. Je inbrünstiger einer Jude ist, um so gewisser findet er zu seinem Gott und somit zur Erlösung. Deutschsein heißt sich selber suchen. Je inbrünstiger einer Deutscher ist, um so quälender entfernt er sich von seiner Selbsterlösung.

Ein Buch, das dies veranschaulicht, heißt: „Auf Santners Wiese". Der Autor Valentin Polcuch ist, was man mit einer tölpelhaften Wortprägung einen Volksdeutschen nennt *(als ob es ein wesentlich anderes Deutschsein gäbe!).* In Rostow am Don von einem deutschstämmigen Vater mit einer Kosakin gezeugt, aufgewachsen in Polen, vom Krieg nach Deutschland „heim"-verschlagen, zu Hause im Bunterlei der Sprachen, Mundarten und Mentalitäten des europäischen Ostens und mit leidenschaftlicher Seele das wahre, das eigentliche Deutschland suchend, gelangt er zum gemeinplätzlichen Fazit der deutschen Tragikomödie, daß die besten Deutschen diejenigen sind, welchen die spezifisch deutschen Eigenschaften des Neids, der Unduldsamkeit und Humorlosigkeit fehlen; die also in gewissem Sinne gar nicht deutsch zu nennen wären, wiewohl – oder vielmehr: gerade weil sie sich nur um so selbstzerfleischender zum Deutschtum bekennen.

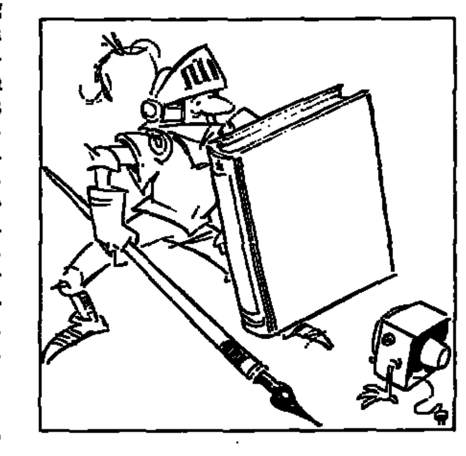
Valentin Polcuch:
Auf Santners Wiese
Als der Krieg vorüber war. Albrecht Knaus Verlag, München. 240 S., 32 Mark.

Das Buch ist unzweideutig autobiographisch. Dem Autor fehlt nicht ein anderes der negativen deutschen Kriterien: das Selbstmitleid – und zwar das im Brustton einer aufrechten Männlichkeit tapfer gedämpft vorgetragen (hier allerdings in einer volksdeutschen Variante von slawischem Moll). Ein Lebensweg, der in turbulenten Zeitläufen notwendig ein Leidensweg ist, wird *fürbaß abgeschritten, weil die ewigen* Werte der Menschlichkeit, der Wortlosen (immerhin beredt erzählten) Hilfsbereit*schaft, der uneingeschränkten* Anerkennung aller Tugenden der anderen sowie der Nachsicht gegen deren Fehler nicht aus den Augen gelassen sind.

Wegweiser dahin liefern die großen Seelenerschütterer der Literatur: Goethe, Schil*ler, Camus,* Sartre. *Unbeirrt geht, wer dem* Leitfaden der Sprache folgt. Denn das eigentlich Gesuchte, das wahre, echte, von allen negativen deutschen Eigenschaften geläuterte Deutsche verbirgt sich in ihr. Durch sie, die Sprache, mit ihr muß man es suchen; womit sich erfüllt, daß Sprache Schicksal ist.

Polcuchs Sprache legt Zeugnis ab für die *Bürde dieses Loses. Sie drängt und plagt ihn durch sein Buch. Um von den Nöten und* Skurrilitäten der Tage nach der deutschen Niederlage zu erzählen, schreibt er im Stil der ersten Nachkriegsromane, ähnlich Köppen. Der Leser wird zermahlen im Geström der lose mit Kommata aneinandergehefteten Sätze. Ein unaufhaltsam austretender innerer Monolog, der gesprochenen Sprache nähergerückt durchs Fallenlassen der satzvollendeten Verben da, wo der angepeilte Sinn halbwegs vorauszusehen ist, zwingt den trivialsten Geschehnissen die Schwere des Erlebnisses auf, bläst sie aber gleichsam wieder von der Haut.

Das schafft Atmosphäre, und es ist ver*dienstvoll, jene Zeit in ihrer bedrängnisrei*chen Demut und Schnödigkeit so lebendig wieder ins Gemüt zurückzurufen, beziehungsweise denjenigen heraufzubeschwören, die damals kaum erst oder gar noch nicht geboren waren. Zwar sind's doch immer wieder die gleichen kläglichen Erlebnisse, die wie schon vielfach anderswo auch hier beschrieben werden: die gleiche nicht



eben würdevolle Akrobatik des Überlebens, das gleiche Milieu des deutschen Elendsquartiers der Flüchtlinge, Ausgebombten, *Vertriebenen, Verschleppten, der* Schwarzhändler und Barackenprostituierten.

Polcuch, ein Grimmelshausen mit Wandervogelseele, bereichert die wüste Szene um herzensgute Puffmütter und großmütige Besatzer, vom Dichterzwang beseelte Autodidakten und hämisch ihren Speck verzehrende Bauern. Er hat uns Glaubwürdigeres zu sagen, wenn er von den Leidensgenossen der anderen Hälfte seiner Volkszugehörigkeit spricht: von allen jenen, die gleich ihm als Spreu im Wind des Zeitgeschehens nach Deutschland verschlagen worden sind und teilhaben am deutschen Schicksal, das wahre, eigentliche, von allen negativen Kriterien befreite Deutschland suchen zu müssen, ohne daß die Sprache ihnen den Weg dorthin zeigen könnte. Polcuch, der schon in den *frühen Nachkriegsjahren ihr Dolmetscher* war, bringt uns die Not ihrer Sprachlosigkeit nah. Das gibt seinem Buch eine beklemmende Aktualität.

Glotz will eine Kampagne in Deutschland

Von PETER PHILIPPS

Der Titel des neuen Buches von Peter Glotz ist die Verballhornung eines Goethe-Titels: „Campagne in Frankreich." Aber ansonsten ist in dem vorliegenden Werk – die Fließbandproduktion des Politikers morgens zwischen sechs und acht Uhr ist wahrlich beachtlich – nichts von Goethe, auch nichts von Marx, dafür umso mehr von dem italienischen Sozialisten Antonio Gramsci und von Walter Rathenau die Rede –, „von deren Denken dieses Buch beeinflußt ist, die sozusagen die *Pole der* Gesprächsfähigkeit, die ich für notwendig halte, bezeichnen" (Glotz), sowie dem Ver*lust der sozialdemokratischen Regierungs*macht.

Peter Glotz:
Kampagne in Deutschland
Politisches Tagebuch 1981 – 83. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg. 318 S., 34 Mark.

Den Intellektuellen Glotz zu studieren, *seine formulierungsstarke Pranke zu spüren* – dies ist immer ein Hochgenuß für jeden politisch interessierten Leser, selbst wenn er zu anderen Urteilen kommt.

Der frühere Berliner Bildungssenator schlägt den Bogen vom Januar 1981, dem Anfang vom Ende des Machtverlustes der SPD in ihrer ehemaligen Hochburg Berlin, bis zum März 1983, Helmut Kohls strahlendem Wahlsieg – und handelt nebenbei auch noch den Wechsel in Hamburg von Klose zu Dohnanyi mit ab. Glotz ist zu intelligent, um den Wahlslogan vom „schurkischen Verräter" Genscher, der für das Ende der Kanzlerschaft Helmut Schmidts verantwortlich gewesen sei, wieder aufzugreifen. Statt dessen variiert er sein Thema vom „Verlust der kulturellen Hegemonie der Linken", der weit vor 1982/83 begonnen habe und der eigentliche Grund für den Marsch auf die Oppositionsbänke gewesen sei.



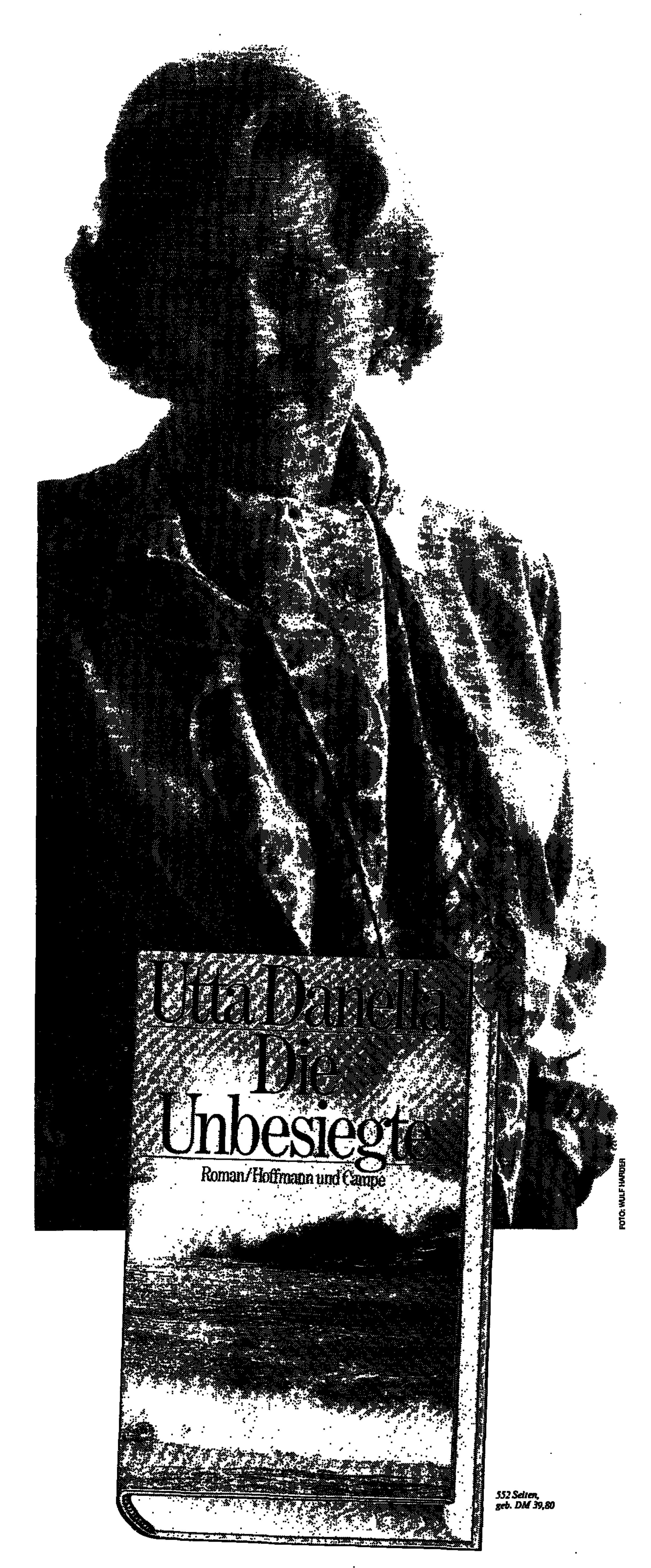
Peter Glotz
FOTO: LOTHAR KUCHARTZ

Glotz vermeidet die Schlüsselloch-Perspektive und erzählt dennoch spannende *Hintergründe, die manches verdeutlichen,* was die „Wende" erst einläutete. Und er ist sehr persönlich, läßt eigene Gefühle anklin*gen, was man gerade von ihm in der* Öffentlichkeit nicht gewöhnt ist.

So, wenn er von seinem Auftritt im Juni 1981 vor der Juso-Bundeskonferenz berichtet: „Meine Rede ist schwierig. Wenn man weiß, daß man gegen einen ganzen Saal reden muß, ist man nicht gerade beflügelt. Genauer gesagt: Ich habe ordinäre Angst."

Die intelligente sprachliche und gedankliche Klarheit dieses Mannes ist ein Vergnügen: „Die deutsche Linke will das Wort Elite nicht mehr hören", notiert er und fährt dann präzise fort: (Sie) „hat aber ein elitäres, gebrochenes Verhältnis zur Kultur – bei Massenkultur wittert sie nur Manipulation. Wir leiden an der alten fixen Idee, daß Unterhaltung die Menschen von ihrem Seelenheil ablenkt; natürlich in säkularisierter Fassung. Daß Boulevard-Zeitungen keine Statements drucken können, sondern nur Geschichten; daß viele Medien vom Bild leben (der Linken fehlen die Bilder); daß Zerstreu*ung nicht nur Gefahr, sondern auch Glück* ist – wir verdrängen es."

Wer dies liest, dem fallen auf der Stelle *viele Beispiele ein – leider wohl auch Glotz'* Genossen. Sie lassen dann ihren spießbürgerlichen Ärger auf ihre Weise ab, etwa bei innerparteilichen Wahlen.





Im Brief fand C. J. Burckhardt höfliche Nuancen für jeden

Von OTTO KOPP

Wir wollen die große Werkstätte der jungen Gedanken widerhallen lassen von unserem Trotz und unserer Freude" – Carl Jacob Burckhardt schrieb das am 26. Oktober 1914 dem gleichaltrigen Freund Jacob Wackernagel, Basler wie er, wurzelnd im gleichen, so geistesdichten Patriziat der alten Reichsstadt und Kanton der Schweizer Eidgenossenschaft. Diese, jung noch als Nationalstaat, stand damals nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor einer entscheidenden Bewährungsprobe. Wegen Erkrankung hatte Burckhardt die spät begonnene Kavallerie-Rekrutenschule abbrechen müssen – ein Rückschlag, ein „Fall", dessen Gewicht für Nicht-Schweizer schwer nachzuvollziehen ist.

Vom 28. April 1908 datiert der erste Brief dieses Bandes, der aus über zweitausend Dokumenten eine Auswahl trifft. Das letzte, kurze Schreiben, diktiert an den Enkel von Hugo von Hofmannsthal, stammt vom 26. Februar 1974, fünf Tage vor dem Tod des 83jährigen Historikers, Essayisten und Diplomaten, der im Dienst des Roten Kreuzes zum Staatsmann gewachsen ist. Der Bogen wölbt sich also über mehr als zwei Drittel des Jahrhunderts.

Eine Woche vor dem 17. Geburtstag, am 1. September 1908, hatte er einem Jugendfreund anvertraut: „Und die Menschen will ich lieben und versuchen, ihnen einige Härten des Lebens zu lindern. Und dann ohne Feigheit warten, bis einem ein guter Gott – der gute alleinige Gott – den Tod als Belohnung schenkt." Aus der letzten Mitteilung erfahren wir: „Ich kann nicht mehr schreiben, nicht mehr reden, aber noch denken, und ich denke oft an Dich und möchte Dich schützen – Dir helfen."

So kam er, bis zu der schließlich tödlichen Krankheit, jedem der für einen gemeinsamen Abend Geladenen entgegen: Wie von einer weiten Reise zurückgekehrt, trat die hohe Gestalt durch die schmale Tür zwischen Arbeitszimmer und Salon von Schloß La Bâtie über Vinzel in den Weinbergen zwischen Lausanne und Genf. Gelegentlich hielt er die Feder noch in der Hand. Den begonnenen Brief unterbrach das aufklingende Gespräch nicht. Es spürte vor, wog, umkreiste die Überlegungen, Erinnerungen, Visionen. Fuhren wir, nicht selten spät nachts, zur Autobahn die Windungen hinunter, stand fest: Er war zurückgekehrt an den Schreibtisch.

Carl Jacob Burckhardt:
Briefe
S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 827 S., 88 Mark.

Der eigentliche Schmerz des nach doppelseitiger Lungenentzündung im Alter von 77 Jahren an Leukämie Erkrankten bestand darin, daß nun das Opus magnum nicht weiter heranreifen konnte. Eine der Leitwissenschaften der Epoche, die Psychologie, hatte in den aus den Jahrtausenden herströmenden Fluß tradierter Weisheit eingebettet werden sollen. Elisabeth Burckhardt, die er am 20. August 1926 als Braut Hugo von Hofmannsthal mit den Worten vorstellte: sie ist „zart, rücksichtsvoll, beherrscht auf dem Hintergrund einer großen Anlage zur Weisheit und Lebenskenntnis", berief bald nach dem Tod des Gatten einige Freunde in das Kuratorium, das den geistigen Nachlaß betreut, an der Spitze den Schriftsteller, Architekten und Kunsthistoriker Michael Stettler. Nach den „Memorabilien" und den „Einfällen" erscheint nun diese Sammlung. Was der Kranke nicht mehr vermochte, tritt entgegen, freilich nicht, wie geplant, durchkomponiert, jedoch faszinierend in der Vielfalt der auf die Adressaten bezogenen höflichen Nuancierung und Facettierung.

Viele, die im kulturellen, geistigen, politischen, wirtschaftlichen Leben zu Namen kamen: Hans-Urs von Balthasar, Peter Bamm, Peter Berglar, Diana Cooper, Friedrich Dürrenmatt, Martin Heidegger, Werner Heisenberg, Theodor Heuss, finden sich unter den Adressaten. Manches freilich blieb von der Publikation ausgeschlossen, da Burckhardt derart persönlich einfühlend, wenn auch im direkten Ratschlag äußerst zurückhaltend „hinüberdachte", daß an Veröffentlichung nicht zu denken war. „Mir ist, als sei mir graphologische Kenntnis gegeben, und ich glaube hinter den Formen eine Welt und eine Zeit zu erkennen", schrieb er einmal.

Carl Jacob Burckhardt war nicht das, was man sich als typischen Schweizer vorstellt. Im Verschwistern von Kunst und politischem Denkenjedoch, hier floß und fließt genuin Schweizerisches. Dieser vielleicht gebildetste Zeitgenosse war übrigens ein schlechter Schüler gewesen. *Das Abitur* bestand er erst im zweiten Anlauf.

Er war stets ein Mann mit Verständnis für die Jungen: „Nichts ist gefährlicher als zusammengebrochene Hoffnung." Frühe Selbstzweifel gaben ihm innere Freiheit. „Das ist wohl der Bruch in meiner Natur und die Grenze meines Wesens, daß ich zu schärfstem Heldentum wohl fähig, solang es im Licht in Schönheit und Liebe sich opfert . . .", resümierte er als Dreiundzwanzigjähriger.

Von den heimlichen Bestsellern

In einer Gütersloher Buchhandlung finde ich auf den ersten Blick, was ich suche, die Sonderangebote oder, wie es im Fachjargon heißt, das „moderne Antiquariat". Ein Stück Buchgeschichte verbirgt sich hinter diesem Begriff, der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts dezent umschreibt, was die älteren Bezeichnungen „Verschleudern" und „Verramschen" drastischer benannten: Restauflagen verlagsneuer Bücher und Remittenden, die zum festgesetzten Ladenpreis unverkäuflich sind, werden wesentlich billiger angeboten.

Schon im 16. Jahrhundert wird vereinzelt von unverkäuflichen Büchern berichtet, die zu Sonderpreisen verschleudert wurden. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kam es dann immer häufiger zur Überproduktion und damit auch zum Verramschen. Zum Ausgang des 19. Jahrhunderts wurden für diese Sparte, den „Restebuchhandel", Richtlinien festgelegt, die im wesentlichen noch heute gelten.

Da auch interessante Restposten einmal ausverkauft sind, suchte sich das moderne Antiquariat einen Nachschubweg. Ein neuer Verlagstyp, der Verlag für Nachdrucke, entstand. Etwa zwei Dutzend solcher Unternehmen produzieren heute mit den Lizenzen und den Druckstöcken der Originalverleger Sonderausgaben. Zu den größten dieser Fir-



men gehören Lingen in Köln, der schwerpunktmäßig Zeitungsverlage mit sogenannten Treuebänden und Warenhäuser beliefert, sowie der Großantiquar Manfred Pawlak. Auch Medienkonzerne, wie beispielsweise Bertelsmann mit seinem Prisma-Verlag, haben sich dieses Geschäft nicht entgehen lassen.

Nachgedruckt wird praktisch alles, was verkäuflich ist, Kochbücher ebenso wie Ratgeber, Kunstbände ebenso wie Kinder- und Jugendbücher, und natürlich fehlen auch hier Romane und Hobby-Titel nicht. So manche eher schwergängige Neuerscheinung entwickelt sich im modernen Antiquariat heimlich zum Bestseller.

Insider schätzen, daß um die 80 Prozent des Gesamtumsatzes des modernen Antiquariats von nur 100 bis 130 Titeln erwirtschaftet werden, obwohl insgesamt etwa 6000 Titel lieferbar sind. Der Börsenverein schätzt das Antiquariatsgeschäft auf rund 540 Millionen Mark; davon entfallen 363 Millionen Mark auf die eigens hergestellten Sonderausgaben und nur noch 177 Millionen Mark auf den Verkauf von Restauflagen. Der Gesamtumsatz des Buchhandels wird mit knapp 8,8 Milliarden Mark angegeben.

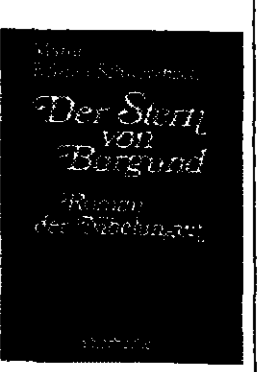
Der Buchmarkt befindet sich in einem Prozeß der Umstrukturierung. Sehr teure Titel sind immer schwerer absetzbar, die Höhe der Erstauflagen zeigt sinkende Tendenz, und im *Niedrigpreis-Sektor* werben auch die Buchgemeinschaften um Käufer.

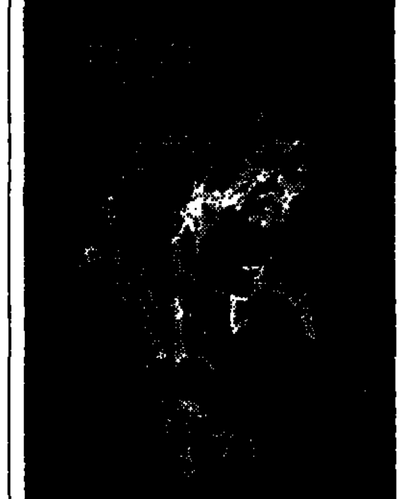
Hier scheint das moderne Antiquariat auf dem Siegertreppchen zu stehen, denn in den letzten vier Jahren konnte der Umsatz um 50 Millionen Mark gesteigert werden; die Buchgemeinschaften dagegen mußten im gleichen Zeitraum einen Verlust von etwa 18 Millionen Mark hinnehmen.

KONRAD H. TECKENTRUP









Michener läßt Texas farbig schillern

Von HANS KRUMP

Da sitzen sie mit dem texanischen Gouverneur zusammen, um zum Jubiläum der 150-Jahr-Feier 1986 des unabhängigen Texas etwas über ein Land mit britisch-pietistischer und weißer Tradition zu hören, hemdsärmelige Ölbarone mit schlechten Manieren, Whipcord-Anzügen, Kordelschlipsen und Stiefeln mit hohen Absätzen, und erhalten stattdessen in dem „Sonderstab" zur Erforschung der Geschichte von Texas eine Ohrfeige nach der anderen: Aus dem Munde eines mexikanischen Wissenschaftlers hören sie, daß der nach Alaska zweitgrößte Staat der USA zweimal solange spanisch-mexikanisch geprägt war als US-amerikanisch, daß von Gesetzen, Bevölkerung, ihrem Glauben bis hin zu Städtenamen (San Antonio, Corpus Christi, El Paso) und Baustil „Texas in unauslöschliche hispanische Farben getaucht" ist.

Die Neureichen mögen in den über zwei Jahre hingezogenen Sitzungen noch so sehr gegen „katholische Indoktrination" oder „liberale Yankees" von der Ostküste wettern – irgendein schlauer Soziologe oder Historiker

James A. Michener:
Texas
Deutsch von Hans Erik Hausner. Verlag Droemer Knaur, München. 896 S., 46 Mark.

ist immer da, der den ebenso burschikos wie oberflächlich dargestellten Super-Texanern die Leviten liest.

Das neue 1000-Seiten-Opus des jetzt 79jährigen unermüdlichen Bestseller-Autors James A. Michener will bei den Amerikanern Legenden zurechtrücken, Vorurteile ausmerzen. So blendet der amerikanische Pulitzer-Preisträger zwischen seine auch in diesem Roman typischen Bilderbögen immer wieder einen Gouverneurs-Sonderstab ein, der die vorangegangenen Erzählungen interpretiert, ergänzt und in einen historischen Rahmen stellt.

Die bunten, oft spannenden, manchmal aber auch ein wenig monoton heruntergeleierten Erzählgeschichten mit fiktiven Biographien zeugen – wie schon bei früheren Monumentalwerken wie „Mazurka", „Verheißene Erde" oder „Die Bucht" – von der schier unendlichen Detailkenntnis und mühsamen Recherche des Autors. In ihnen schildert er die mehr als 400jährige Geschichte von Texas (von indianisch thecas: Freunde) von der Ankunft der spanischen Eroberer Anfang des 16. Jahrhunderts bis hin zur heutigen Rolle des „Ölstaates" als Teil der USA.

Der in US-Schulbüchern vernachlässigten spanisch-mexikanischen Geschichte von Texas widmet Michener immerhin mehr als ein Drittel seines Wälzers. Und das, obwohl in dem 692 000 Quadratkilometer großen Land – die winzige westdeutsche Bundesrepublik paßt zweieinhalb mal in den Miniatur-„Kontinent" der endlosen Wüsten, Canyons, zerklüfteten Berge und weiten Prärien hinein – bis dahin nur wenige tausend Siedler lebten. Die spanischen Vizekönige hatten es in ihrer immerhin knapp 300jährigen Herrschaft nicht fertiggebracht, das riesige Land zu besiedeln.

Michener läßt den Leser teilnehmen an der altspanischen Lebensweise, den „Paseós" (den Promenaden werbender unverheirateter Mädchen), den ersten Kämpfen der Europäer mit den Indianern, den unendlichen Mühen der Franziskaner beim Aufbau von Missions-Stationen, dem schleichenden Verfall spanischer Macht bis zur Unabhängigkeit Mexikos 1821.

Bestimmte Familien als Handelnde in den Jahrhunderten hat Michener in seine Texas-Saga genauso eingeflochten wie in seine Südafrika-Historie „Verheißene Erde". Den Garzas, die 1724 als quasi Sklaven von Zacatecas nach Norden pilgerten, entspringt schließlich der Professor Efrain Garza, im Sonderstab liberaler Widerpart der klischeehaft böse gezeichneten selbstgefälligen „weißen" Millionäre.

Neben diesen wie ein roter Faden durch die 14 Kapitel durchgezogenen Geschlechterfolgen mit ihren Schicksalen und Abenteuern verwirrt aber die Unzahl an Namen, die in die Episoden hineintreten und wieder verschwinden. Da kann es leicht passieren, daß der etwas überforderte Leser mal aus einem Kapitel herausspringt und zum nächsten übergeht.

In den allzu berichterstatterhaft dahinplätschernden Bilderfolgen mit ihrer Kombination von Unterhaltung und Bildung fehlt ein wenig die Atmosphäre; nur an wenigen Stellen gelingt es Michener, in seinem Werk aus unzähligen Details und Personen den Leser betroffen zu machen. Solch eine Stelle ist das Kapitel über den „Weidekrieg", der Einzäunung von Rinderherden und Wasserlöchern vor allem durch Großfarmer Ende des 19. Jahrhunderts. Erschütternde Szenen werden geschildert, wie Viehzüchter, die jahrelang über das offene Land zogen, plötzlich ihre Rinder bei den traditionellen Routen nicht mehr ans Wasser bringen konnten und wilde Wort- und Schießwechsel die Folge waren.

Am Ende des Romans schließt sich der Kreis zum Anfang wieder, wenn über die Plage der Millionen Grenzgänger erzählt wird, die den Rio Grande zum Norden hin übertreten, in der Hoffnung auf ein besseres Dasein im Glimmer- und Glamour-Staat, die als Analphabeten an der spanischen Sprache und mexikanischen Sitten festhalten und einigen Regionen wieder ihr ursprüngliches hispanisches Gesicht gegeben haben.

Einen Bezug zum Anfang mit seinem Versprechen, Vorurteile auszumerzen, gibt der Autor aber auch selbst, denn jetzt verstößt er gegen die eigene propagierte „Volkspädagogik": Allzu plump läßt der Ölmillionär Rusk die Dollars für Ronald Reagans Wahlkampf rollen und wettert unentwegt gegen die „verrückten Liberalen". Michener arbeitet am Schluß szenisch gut das zwiespältige Lebensgefühl des heutigen Texaners heraus: Zwischen hohem Bruttosozialprodukt und (vorläufigem) Ende des Ölbooms, zwischen großstädtischem Fieber in Dallas oder Houston und gespenstisch leeren Büropalästen.

Die reichen Sonderstabs-Texaner ärgern sich, als am Ende gefragt wird: „Auf welchem Gebiet ist Texas zur Führerschaft qualifiziert? Es besitzt kein größeres Verlagshaus, keine graphischen Künste außer Cowboy-Illustrationen und keinerlei philosophische Überlegenheit. Es steht in den Vereinigten Staaten an erster Stelle beim Konsum von Popmusik, seine Bewohner zeichnen sich durch Wagemut aus und sind auf Football versessen. Texas läuft Gefahr, Amerikas Sparta und nicht Amerikas Athen zu werden." James A. Michener hat es bei allen aus der Voluminösität resultierenden Schwächen mit seinem Buch verstanden, beim Leser Appetit zu wecken auf „Amerikas Sparta", in dem im Gegensatz zum antiken Staat die Devise wohl eher lauten mag: „Immer aus dem Vollen schöpfen".



Antritt zur nostalgischen Reise: Der Orient-Expreß in Paris 1982
FOTO: DIE WELT

Rezzoris armer Held im Luxuszug

Von VALENTIN POLCUCH

Es hilft nichts, auch dieses Buch zeigt, der Rezzori ist ganz anders, will sagen: Er ist so komplex wie sein Lebensweg, wie Europa, das freilich bei ihm reicht von der Dobrudscha bis nach Venedig, von Venedig nach Wien, nach Paris und nach New York. Er bezeichnet sein jüngstes Buch als eine Farce, doch man braucht viele Seiten *hingegebener Lektüre, um hinter diese* Etiketten-Volte zu kommen, denn die Farce, das ist die morbide Welt, durch die er seinen Un-Helden „übern langen Weg" reisen und meditieren läßt.

Da haben also Geschäftsleute den Einfall geboren, den alten Luxuszug des Namens „Orientexpreß" zu restaurieren und ihn im alten Glanz auf einer Teilstrecke des vergangenen „Europe illuminée" verkehren zu lassen. Rezzori läßt in diesem Zug einen alternden Geschäftsmann aus New York mitreisen, einen Mann halb levantinischer Abkunft, mit strenger britischer Erziehung, aber voller nostalgischer Verletzlichkeiten.

Gregor von Rezzori:
Kurze Reise übern langen Weg
Eine Farce. C. Bertelsmann Verlag, München. 225 S., 29,80 Mark.

Der Halblevantiner steckt auf dem kurzen Weg der Fahrtstrecke den langen Weg seines Lebens ab, betrachtet die Fragwürdigkeit der Touristik-Kultur, der Besichtigungshistorie der europäischen Kernpunkte. Die *Illusion der Reise „als ob", eigentlich als* Reise-Hit gedacht, beschwor freilich eine Wirklichkeit, „die das Heute verschlang".

Der Mann aus Braila (oder New York) sagt: „Die Besudelung der Gottesnatur da draußen und die architektonischen Abscheulichkeiten der Nachkriegsprosperität ließen nicht den geringsten Zweifel aufkommen, in welcher Weltzeit man sich befand." Aber das ist kein nostalgischer Seufzer oder etwa *eine Sehnsucht nach dem Vergangenen*, es gibt in dem Buch des Rezzori überhaupt keine Sehnsucht. Es gibt nur die sehr harte und redliche Bestandsaufnahme, und es gibt dabei keine Reduktion auf die Wohnküchenbehaglichkeit Europas.

Rezzoris Thesen, als Meditation des reisenden Helden im Orientexpreß dargeboten, sind eigentlich nur Reflexe auf das Erlebnis Europa und das Land jenseits des Ozeans. Die Reise des Mannes, der die balkanische Menschlichkeit, das ist: Komplexität, Verletzlichkeit, Wärme, Achtung vor Mensch und Geld und Liebe, mit sich führt, ist eine Reise in die Vergangenheit, so ist ihre Wiedergabe *angelegt. Aber diese Vergangenheit* dient nur als Folie, über die Gegenwart gebreitet, auf daß man die neuen Eintragungen um so deutlicher erkenne. So verlieren denn auch die Zeugnisse der Geschichte ihre weihevollen Kleider – „alle erhabenen Zeugnisse einer Hochkultur, alle große Kunst, alle aus der Vergangenheit überkommene Schönheit hatten es darauf abgesehen, ihn zu überrumpeln".

Sagt er – aber sagt das der enttäuschte Europäer, oder ist es der Amerikaner, der sich selbst damit beschwichtigt: „Der alte Kontinent, dem er dereinst so leichten Herzens den Rücken gekehrt hatte, quoll über von Trödel, der ihm vorspiegeln wollte, er *habe hier etwas für sein Leben Wesentliches*, Unersetzliches zurückgelassen?"

Gregor von Rezzori nennt sein Buch eine *Farce. Wie man es weiter liest, in drängender* Zwiesprache mit dem Autor, gerät man mehr und mehr in den ironischen Fluß der Dinge und der Menschen, und aus der Ironie schält sich heraus eine slapstickartige Bilderfolge. Man will denn auch nicht die hinter dem Rücken vorbereiteten Symbolismen wahrhaben, die der immer noch pfiffige Rezzori bereithält.

Zum Schluß, um ein solches Beispiel anzudeuten, gibt es eine erotische Begegnung im Zug. Doch obwohl „alles angerichtet" ist, verläuft das Spiel im Sande. Der Held hatte *es versäumt, die Kabinennummer der Dame* sich zu merken: „Die Tragikomödie verendete in der schieren Trivialität."

Auch die Reise verendet im Trivialen: Ein Streik in England schiebt sich dazwischen. Der reisende Held nimmt die moderne Uhr, deren digitales Ziffterngeflimmer ihn irritiert, vom Unterarm und schmeißt sie „in die Woge", sagt er, „die zurückfiel, woher sie gekommen war."

Wenn die Chinesen interviewt werden

Von OSKAR WEGGEL

Chinesische Selbstaussagen erfolgten dreieinhalb *Jahrzehnte* lang durch amtliche Medien, die sich in ihren Zielen am üblichen Fünferschema (Agitation und Propaganda, gezielte Information, Kritik, Erziehung und organisatorische Ausrichtung) zu orientieren hatten. Was 98 Prozent der Bevölkerung dachten und fühlten, blieb im Dunkeln.

Erst im Zuge der seit Dezember 1978 laufenden Reformen beginnt allmählich Licht *in einzelne Ecken zu fallen. Anfangs* waren es vor allem Leserbriefe an lokale Zeitungen, die ideologisch ungefiltert Alltagsprobleme aufwarfen und gerade deshalb leidenschaftliches Interesse fanden. 1983/84 kam dann eine neue Form von Enthüllungsschrifttum auf, nämlich die Sozialreportage, die auf Umwegen nach China gelangt war: Die Herausgeberin einer in New York erscheinenden chinesischsprachigen Tages*zeitung forderte nämlich 1983 die* damals gerade dreißig Jahre alten Autoren auf, Interviewporträts von „gewöhnlichen Menschen" der Volksrepublik China zu schreiben. Zhang und Sang folgten dieser Einladung offensichtlich mit Begeisterung und lieferten bereits Anfang 1984 – damals allerdings noch unter Pseudonym – ihre ersten Texte nach New York. Nachdem die Kampagne gegen die „geistige Verschmutzung" *(1983/84) abgeflaut war, konnten einige* dieser Beiträge dann auch in China selbst erscheinen.

Von den zahlreichen „Protokollen", die aufgrund monatelanger Recherchen angefertigt wurden, sind im vorliegenden Band fast vierzig abgedruckt. Zu Wort kommen nicht Politiker und Propagandisten, sondern, wie gesagt, „Alltagsmenschen", so ein Soldat, eine „Zehntausend-Yuan-Bäuerin" (also eine Neureiche), eine Schlagersängerin, ein Anwalt, ein arbeitsloser Jugendlicher, eine ehemalige Rotgardistin und sogar ein Krematoriumsangestellter.

Zhang Xinxin/Sang Ye:
Peking Menschen
Hrsg. von Helmut Martin. Eugen Diederichs-Verlag, Köln. 39,80 Mark.

Was sie aussagen, stimmt nachdenklich und trägt ganz sicher dazu bei, viele reformistische Vorstellungen über China zu korrigieren: Die Verachtung der Bauern durch die Städter, der nach wie vor eklatante Standesdünkel (etwa der „vornehmen" Bewohner von Shanghai-„Oberstadt" gegenüber dem „Gesindel" aus der „Unterstadt"), die weit verbreitete, wenn auch nie offen gezeigte Wut auf die ewig privilegierten Ausländer, die Prügelpraxis der meisten Ehemänner gegenüber ihren Frauen und der nur mühsam verdeckte Aberglaube sind – nach immerhin 35 Jahren Kampf um den „Neuen Menschen" – nicht weniger schockierend als die schon fast tragikomischen Erlebnisse eines sich auf *Hochzeitsreise befindlichen* bäuerlichen Ehepaares mit der Tourismusbürokratie der Hauptstadt Peking.

Sozialreportagen vom Format der hier vorliegenden Sammlung sind übrigens nicht nur für eine breite Leserschaft, sondern durchaus auch für die Chinaforschung von Interesse; sie verfügt heute zwar im allgemeinen über eine breite Datenbasis, doch gibt es immer noch Sektoren im Halbdunkel. Dazu gehören nicht allein Arbeitslosenzahl und Kriminalstatistik, sondern eben auch die Stimmungslage des „Herrn Wang".

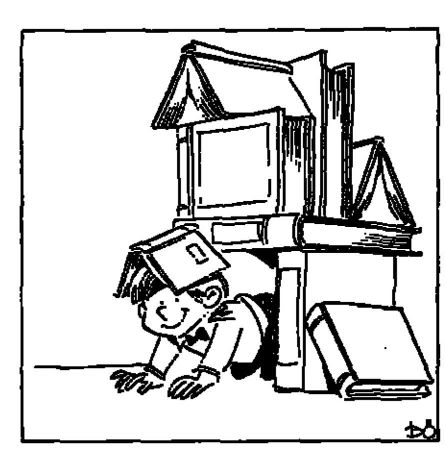
Bemerkenswert, *daß die Legitimation der* Kommunistischen Partei als solche nie in Frage gestellt wird, wenngleich manchmal Formulierungen auftauchen wie: „Der Marxismus-Leninismus ist so dialektisch, daß man nicht weiß, woran man sich halten soll." Ungeteilter Sympathie erfreut sich der „alte Deng" (Xiaoping).

Gleichwohl dürfte das letzte Wort über die neue Literaturkategorie Sozialreportage noch nicht gesprochen sein; denn auch die *Kulturpolitik des reformerischen* China ist alles andere als „liberal". Die Doppellosung lautet heute, daß „Literatur und Kunst dem Volk und dem Sozialismus" (also nicht mehr ausschließlich „der Politik") zu dienen und daß sie einen Mittelweg zwischen Lobpreis der KP und schierer Schwarzmalerei zu beschreiben haben.

Wo freilich verläuft hier die Grenze? Wie die 36 Reportagen zeigen, gerät fast jede spontane, weil vertrautere Mitteilung und Meinungsäußerung unter der Hand zwar nicht zur System-, wohl aber zur systemim*manenten Kritik. Besonders deutlich wird* dies, wenn ein Arbeitsloser seine soziale Lage beschreibt, ein früherer Insasse eines Umerziehungslagers Erfahrungen preisgibt oder die erwähnte „Zehntausend-Yuan-Bäuerin" mit Seitenblick auf die jahrzehntelange Kollektivierungspolitik darlegt, wie ein Betrieb wirklich effizient sein kann und wie schädlich es ist, die Bauern zur Produktion von „Revolutionsgetreide" oder „Revolu*tionshühnern" zu zwingen.*

Einer der am häufigsten auftauchenden Begriffe ist das „Zou houmen" („Gehen *durch die Hintertür"): Auf geradem Weg ist* offensichtlich wenig zu erreichen, durch „Beziehungen" zu einem KP-Funktionär aber vieles, sei es nun eine schnellere Wohnungszuteilung, eine Reiseerlaubnis, ein Schulzugang oder gar ein Auslandsstudium.

Die Partei, die doch offiziell so ganz auf Teilnahme der Bürger ausgerichtet ist, be-



schränkt in Wirklichkeit das Leben des Einzelnen; ein Betroffener klagt: „Ich habe oft das Gefühl, ich bin wie eine Fliege in der Flasche. Ich habe Licht, kann alles sehen, aber ich habe keine Chance, je herauszukommen ..." *Die interviewten Personen* bleiben samt und sonders ungenannt – ein Umstand, der einerseits die Möglichkeit zu *Manipulationen gibt*, der aber andererseits eine bisher kaum vorstellbare Gesprächsoffenheit gestattet.

Recht und schön, mag man einwenden, aber was haben diese Skizzen aus einem fernen Land dem deutschen Leser zu sagen? Aus drei Gründen kann man die Lektüre empfehlen: Erstens stellt China mit einer Milliarde Einwohner immerhin ein Viertel der Menschheit, zweitens zeigt es exemplarisch, in welchem Schnellzugtempo heutzutage Veränderungen auch in der Dritten Welt vor sich gehen, und drittens begegnet *man in so mancher Aussage durchaus auch* Vertrautem: So etwa, wenn ein chinesischer Arbeitsloser sein Los beklagt oder wenn ein einfacher Wachmann sich am Ende seiner Dienstzeit nur noch eins wünscht, nämlich daß er einmal freundlich von den Passanten angelächelt wird.

Die deutsche Übersetzung liest sich flüssig und läßt an vielen Stellen auch noch das kräftig-derbe Aroma der chinesischen Interviewaussagen durchspüren: Dafür haben aber auch nicht weniger als 23 Übersetzer an den Texten gefeilt.

„Kinder leben ja so irrsinnig intensiv . . ."

Ein Gespräch mit Astrid Lindgren



WELT-Redakteur Alfred Starkmann mit Astrid Lindgren in ihrer Stockholmer Wohnung FOTO ROLF ADLERCREUTZ

WELT: Soeben ist auf deutsch Ihr Büchlein „Michels Unfug 325" erschienen. Fast hat man den Eindruck, daß Michel Ihre Lieblingsfigur geworden ist, während Sie von der jetzt 40jährigen Pippi Langstrumpf Abschied genommen haben. Stimmt das?

Lindgren: Nun, es war so. Im Jahre 1948 habe ich das letzte Buch über Pippi geschrieben. Es waren eigentlich nur drei Bücher, auch über den Meisterdetektiv Kalle Blomquist und über Karlsson waren es drei Bücher, ebenso über Michel. Aber dann hat man mich überzeugt, daß ich unbedingt bei *einem Schulbuch mitmachen müßte*, weil alle schwedischen Autoren, die etwas Qualität besaßen, da mitwirken sollten. Also habe ich in drei Jahren nur ein Buch über Michel geschrieben, und das ist eigentlich kein Beweis, daß er mein Liebling ist. Trotzdem stimmt es. Er ist meine Lieblingsfigur, weil er ein echter Junge ist, ein echter småländischer Junge. Die Streiche, die er sich leistet, sind für mich eher nebensächlich; er stellt nie mit Absicht Unfug an, sondern der unterläuft ihm halt.

WELT: Sie haben in den vergangenen drei Jahren kein größeres Kinderbuch geschrieben. Warum?

Lindgren: Ich habe nur Filme gemacht – Filme, Filme, Filme. Und das nimmt viel Zeit in Anspruch. Um ein Buch zu schreiben, muß man ganz allein mit sich selbst sein. „Es denkt in mir", sagte Goethe, und das darf ich auch für mich in Anspruch nehmen. Man braucht Ruhe, damit etwas hervorwachsen kann . . .

WELT: Haben Sie die Drehbücher zu den Verfilmungen Ihrer Bücher deshalb selbst verfaßt, um sicherzustellen, daß nicht irgendein Unfug damit angestellt wird?

> *Warum will eigentlich niemand glauben, daß es eine glückliche Kindheit gibt? Die Leute wollen unbedingt alles problematisieren.*

Lindgren: Ja, es ist notwendig, daß ich selbst die Drehbücher schreibe; oft geschieht *das in Zusammenarbeit mit dem Regisseur*. Aber ich konnte es keinem anderen überlassen, das Drehbuch zu „Ronja Räuberstochter" zu schreiben. Und nach Ronja habe ich die Drehbücher für zwei Bullerbü-Filme verfaßt, die jetzt gedreht worden sind, und außerdem habe ich das russische Manuskript für „Mio, mein Mio" durchgelesen und geändert . . .

WELT: Sprechen Sie Russisch?

Lindgren: O mein Gott, nein. Das Drehbuch war in Englisch, es wird dann aus dem Englischen ins Russische übersetzt.

WELT: Bullerbü, also die bäuerliche Welt, die Kleinstadt und von Fabelwesen bevölkerten Phantasiewelten – das sind die wesentlichen Schauplätze Ihrer Geschichten. Wie Sie wissen, ist ja früher der Vorwurf gegen Sie erhoben worden, Sie ignorierten die soziale großstädtische Realität der Gegenwart. Was ist heute Ihre Antwort auf diese Kritik?

Lindgren: Haha, sage ich da nur. Ich frage nicht nach der Kritik, ich schreibe Bücher für mich, Bücher, die mir Vergnügen bereiten. Mir kommt überhaupt nicht in den Sinn, ob der oder jener hier oder dort meckern könnte oder ob jemand sozialpolitische Schilderungen von mir erwartet. Ich schreibe so echt, wie ich kann, um das bäuerliche Leben zu schildern oder das Leben in dem Fabelland Nangijala und im Urwald und so weiter – eben so, wie ich es mir vorstelle.

WELT: Im Bullerbü-Bereich und im Kleinstadtbereich, haben Sie gesagt, schöpfen Sie allein aus der Erinnerung an Ihre eigene Kindheit. War sie tatsächlich so ungetrübt glücklich und frei von Sorgen?

Lindgren: Ja! Warum will eigentlich niemand glauben, daß es eine glückliche Kindheit gibt? Die Leute wollen unbedingt alles problematisieren. Natürlich passierten kleine Zwischenfälle, die Dinge verliefen nicht immer so glatt, und man hatte manchmal schon Sorgen. Aber das verblaßt in der Erinnerung. Im großen und ganzen war meine Kindheit so glücklich, wie es in den Bullerbü-Büchern geschildert ist. Bullerbü – das ist eine Kinderwelt, wie ein Kind selbst sie sieht und darüber erzählt.

WELT: Und das Kind sind Sie?

Lindgren: Ja.

WELT: Wie kam es, daß Sie vom Land nach Stockholm in die Großstadt gezogen sind?

Lindgren: Es war so, daß mein Bruder den Hof meines Vaters übernehmen sollte. Und was sollten die drei Schwestern machen? Wenn wir nicht ausgezogen wären, hätten wir wohl einen Bauern aus der Gegend geheiratet und wären Bauersfrauen geworden. Aber das wollten wir nicht.

WELT: Auch Ihre Mutter wollte es nicht?

Lindgren: Sie hätte zwar nichts dagegen gehabt, aber sie wünschte unbedingt, daß wir uns ausbilden, daß wir einen Beruf haben. Also bin ich nach Stockholm gegangen und habe dort den Beruf der Sekretärin erlernt.

WELT: Wenn ich mir erlauben darf, Frau Lindgren, zitiere ich jetzt meine beiden nächsten Fragen und Ihre Antworten aus dem Gespräch, das wir vor acht Jahren kurz vor der Frankfurter Buchmesse, auf der Ihnen der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen worden ist, hier in diesem Zimmer geführt haben. Es betrifft den Anfang Ihrer Karriere, und daran hat sich ja kaum etwas geändert. Also, ich frage Sie jetzt mit einiger Furcht vor Ihrer Reaktion: Pippi Langstrumpf ist heute vermutlich die bekannteste Kinderbuchfigur der Welt – wie ist sie auf die Welt gekommen?

Lindgren: O mein Gott! Es gibt ja inzwischen keinen Hottentotten mehr, der das nicht weiß. Nun ja, meine damals siebenjährige Tochter Karin lag 1941 mit einer Lungenentzündung im Bett. Unaufhörlich quengelte sie abends, wenn ich auf ihrem Bettrand saß: „Erzähl mir was." Und als ich sie eines Abends ganz erschöpft fragte: „Was soll ich dir denn erzählen?", antwortete sie: „Erzähl mir von Pippi Langstrumpf!" Sie hatte den Namen in diesem Augenblick erfunden. Ich fragte sie nicht, wer das sei, ich fing einfach an zu erzählen."

WELT: Und wie ging es weiter?

Lindgren: Im März 1944 habe ich mir beim Spazierengehen ganz böse den Fuß verstaucht und mußte längere Zeit liegen. Da begann ich, die Pippi-Geschichten im Stenogramm festzuhalten. Im Mai dieses Jahres wurde Karin zehn Jahre alt, und ich beschloß, die Geschichten ins reine zu schreiben und das Manuskript meiner Tochter zum Geburtstag zu schenken. Den Durchschlag schickte ich an einen Verlag. Ich bekam das Manuskript zurück, wie ich vermutet hatte. Aber im folgenden Jahre veranstaltete der Verlag Raben & Sjögren einen Wettbewerb für Kinderbücher. Ich schickte das etwas abgeänderte Manuskript ein und erhielt den Ersten Preis. Die Sache war in Fluß gekommen.

WELT: Sie haben einmal gesagt, Sie hätten zuwenig Zivilcourage – und doch haben Sie wiederholt und mutig in die Politik eingegriffen. Das berühmteste Beispiel ist Ihre „Hexe Pomperipossa in Monismanien", ein Buch, das die irrsinnige Steuergesetzgebung des Jahres 1976 zu Fall brachte und zur Wahlniederlage der Sozialistischen Arbeiterpartei beitrug. Wenig später beklagten Sie in einem Zeitungsartikel die Ergebnisse der sozialdemokratischen Politik, die zu einer Diktatur der Bürokratie geführt hätte, und Sie traten aus der Partei aus. War das ein endgültiger Bruch?

Lindgren: Oh, das ist eine schwere Frage. Ich weiß nicht richtig, wo ich stehe. Ich bin ja eigentlich Sozialkdemokratin, von Natur und meiner Herkunft aus, aber ich bin enttäuscht worden. Vielleicht könnte ich mich der Milieupartei nähern, aber auch die hat ihre Fehler. Im Grunde ist die Sozialdemokratie doch meine Partei. Ich weiß einfach nicht, woran ich bin, ich kann es Ihnen nicht sagen. Wenn ich mir vorstelle, daß es morgen Wahlen gäbe, wüßte ich nicht, was ich tun soll. Manchmal habe ich schon daran gedacht, überhaupt nicht mehr zu wählen, aber das wäre nun bestimmt nicht das richtige.

WELT: Ist vielleicht bei den Sozialdemokraten der Elan des Anfangs, des Aufbruchs weg?

Lindgren: Ja. Ich habe es immer bedauert, daß ich damals am Anfang nicht mitgewirkt habe, ich war natürlich noch zu jung. Aber das ist es, was ich so schön fand, wie die Arbeiter und die Sozialdemokraten aufgestiegen sind.

WELT: Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei war 44 Jahre lang ununterbrochen an der Macht in Schweden . . .

Lindgren: Ja, und das war viel zu lang. Keine Partei sollte so lange die Regierung stellen.

WELT: Sie haben immer noch Berührungspunkte mit Ihrer früheren Partei. Zum Beispiel sitzen Sie mit Ministerpräsident Carlsson in dem staatlichen Komitee gegen die Anwendung von Gewalt.

Lindgren: Das stimmt, aber es ist eine unpolitische oder zumindest nicht parteipolitische Sache. Es geht uns darum, dieses schreckliche Phänomen der Gewalt in den Griff zu bekommen. Ich finde Ingmar Carlsson sehr sympathisch.

WELT: Er hat auch kürzlich eine Steuerreform angekündigt. Ist das eine späte Genugtuung für die Hexe Pomperipossa?

Lindgren: So kann man es sehen.

WELT: Daran anschließend: Kann oder soll man als Schriftsteller aktiv in die Tagespolitik eingreifen?

Lindgren: Manche können es, ich kann es nicht und will es nicht. Als ich mich damals gegen die Besteuerung empört habe, ist mir als Schriftstellerin ein ganzes Jahr verlorengegangen. Dann habe ich mich in der Kernkraftfrage engagiert, als wir die Volksbefragung hatten. Dafür habe ich sehr viel gearbeitet – ich meine natürlich gegen die Atomkraftwerke. Auch das hat mich eine Menge Zeit gekostet. Weiterhin habe ich mich gegen die Massentierhaltung eingesetzt. Die ist so schrecklich, daß man etwas dagegen unternehmen muß. Das war im vergangenen Jahr, und ich bin immer noch dabei. Auch das ging auf Kosten meiner Schriftstellerei.

WELT: Sind Sie auch für die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Skandinavien?

Lindgren: Darum ging es mir nicht. Ich kenne die Bedingungen zu wenig, und dazu habe ich mich nicht geäußert, sondern nur zu der Gefahr von Kernkraftwerken. Danach passierte Tschernobyl, und ich kann nicht begreifen, daß nicht jeder Mensch jetzt nein sagt.

WELT: Sie haben sieben Enkel und einen Urenkel. Fließt die Familie nicht doch manchmal in Ihr literarisches Schaffen ein?

Lindgren: Nein. Sie können mich auch nicht inspirieren. Ich liebe die Kinder – jetzt sind sie alle schon groß geworden. Aber das ist etwas anderes. Ich glaube, man kann nur für sich selbst, aus sich selbst schreiben.

WELT: Sie selbst sind die ganz große Ausnahmeerscheinung – aber glauben Sie, daß Kinderbuchschriftsteller insgesamt gebührend anerkannt werden? Oder sieht man etwas naserümpfend auf sie herab?

Lindgren: Ja, das tut man leider.

WELT: Liegt es daran, daß Kinder oft als unfertige Menschen betrachtet werden und deshalb jemand, der für sie Bücher schreibt, nie ein „richtiger" Literat sein kann?

Lindgren: Ich bekomme so viele Briefe von Müttern und Vätern, die mir beweisen, daß sie mich wirklich als Verfasserin von Kinderbüchern sehr hoch schätzen. Sie schreiben mir, daß ich ihr Leben verändere. Gestern erhielt ich unter anderen einen Brief aus Simbabwe und einen aus Bangladesch. Die Dame in Simbabwe schrieb mir, sie sei nach der Scheidung mit ihren Kindern nach Simbabwe gezogen, und sie hätten viele Probleme. Aber am Abend, schrieb sie, da sind wir glücklich, da lesen wir Ihre Bücher, und das bringt uns Ruhe und Geborgenheit. Ähnlich war der Brief von der Dame in Bangladesch. Das zeigt mir immer wieder, wieviel Bücher für Kinder bedeuten. Es gibt ja kein Alter, in dem man alles so irrsinnig intensiv erlebt wie in der Kindheit. Wir Großen, die doch selbst einmal Kinder gewesen sind, sollten uns daran erinnern, wie das war. Dann müßte man eigentlich begreifen, daß es ohne Kinderbücher nicht geht und daß man ihre Verfasser entsprechend würdigen sollte.

WELT: Ihre rund drei Dutzend Bücher sind in 56 Sprachen übersetzt worden und in -zigmillionenfacher Auflage verbreitet. Wie bewältigen Sie eigentlich die vielen Briefe, die Sie aus der ganzen Welt bekommen?

Lindgren: Ich kann die Flut nicht bewältigen, sie hat mich fast zugrundegerichtet. Ich schaffe das natürlich nicht allein, ich habe Leute, die mir dabei helfen. Aber trotzdem ist es für mich eine große Belastung.

WELT: Wenn Sie anfangen, ein Buch zu schreiben, haben Sie dann von vornherein eine bestimmte didaktische Absicht?

Lindgren: Nein, ich erzähle einfach drauflos. Ich denke nicht an die Kinder beim Schreiben, und ich will nicht erzieherisch wirken. Ich kann nur wiederholen, was ich früher schon gesagt habe: Ich möchte möglichst zu einer demokratischen Grundhaltung meiner jungen Leser beitragen.

WELT: Die „Brüder Löwenherz" Mitte der siebziger Jahre waren eines Ihrer umstrittenen Bücher. Sie konfrontieren darin Ihre Leser mit dem Phänomen des Todes und des Selbstmords. Geschah das damals nicht in didaktischer Absicht?

Lindgren: Selbstmord stimmt nicht ganz. Es bleibt offen, ob es sich um einen Selbstmord handelt. Aber daß man mit Kindern über den Tod spricht, ist nach meiner Ansicht sehr notwendig. Nicht aus erzieherischer Perspektive. Ich habe das Gefühl, daß ich in meinem Inneren einen Indikator besitze – kann man das so ausdrücken? –, der mich den rechten Weg führt. Keines von meinen Büchern hat so viele Briefe verursacht wie dieses, es waren fünfzig Kilogramm. Sie kamen vor allem aus Deutschland, einer davon von einer Ärztin, die gerade ihre neunjährige Tochter durch Leukämie verloren hatte. Sie hat mir geschrieben, daß ihr Kind ohne die Brüder Löwenherz ihre letzte Lebensphase nicht hätte ertragen können. Die Mutter hat ihr jeden Tag daraus vorgelesen, und als die zwei Kaninchen der Kleinen starben, hat sie ihr gesagt, die sind jetzt in Nangijala, dem Zwischenreich des Buches. Das war für sie ein Trost und eine Hilfe. Dasselbe habe ich sehr oft von sehr vielen Menschen gehört.

> *Ich muß für andere Menschen tun, was in meinen Kräften steht. Und es ist eine Belohnung zu spüren, daß die Menschen Vertrauen zu mir haben.*

WELT: Können Sie noch ein anderes Beispiel nennen?

Lindgren: Ja. Eine andere deutsche Ärztin hat mir zwar nicht persönlich, sondern in einem Zeitungsartikel geschrieben, daß Kinder, die sterben müssen, das genau wissen. Und wenn dann die Eltern hingehen und das Kind trösten und ihm sagen, mach dir keine Sorgen, du kommst bald nach Hause, dann ist das grundfalsch. Sie lassen das Kind im Stich, es bleibt allein mit seiner Angst. Es wäre viel besser, wenn der Vater oder die Mutter ihm von Nangijala erzählten, wo es bald hinkomme.

WELT: Es ist kein Wunder, daß Menschen aus der ganzen Welt Sie um Rat bitten. Wird Ihnen das nicht manchmal lästig?

Lindgren: Ja, so ist es. Ich stelle mir manchmal vor, wie schön es wäre, wenn ich keine Verantwortung hätte, wenn ich frei wäre. Aber ich kann mich dieser Verantwortung nicht entziehen. Ich muß für andere Menschen tun, was in meinen Kräften steht. Und es ist eine Belohnung zu spüren, daß die Menschen Vertrauen zu mir haben.

WELT: Frau Lindgren, zum Schluß die obligatorische Frage: Wann kommt ein neues großes Buch von Ihnen?

Lindgren: Das wissen nur die Engel im Himmel. Wir müssen wohl noch ein wenig warten. Sie waren ja vor acht Jahren hier in meiner Wohnung. Das ist vielleicht ein guter Rhythmus. Wir verabreden uns jetzt also wieder für heute in acht Jahren, dann werden wir alle mehr wissen. Aber Sie können natürlich auch schon früher kommen.



Das Drehbuch hat die Schriftstellerin „zur Sicherheit" selbst verfaßt: Szene aus Astrid Lindgrens Film „Ronja Räubertochter" FOTO: STIFTUNG DEUTSCHE KINEMATHEK

Ums bunte Traumhaus läuft bei Nacht ein krummer Zaun

Von LIESELOTT BAUSTIAN

Leben in schwieriger Zeit beschreiben die vier hier vorgestellten Titel. Schwierig ist die Zeit, weil sie Umbruch bedeutet und neue Entscheidungen oder tapferes Durchhalten verlangt.

Gut vierzig Jahre liegt „Ein Sommer ohne Wiederkehr" zurück. Die Ich-Erzählerin Edith Sommer schreibt wahrscheinlich ihre eigene Geschichte. Sie war 1945 in Wien achtzehn Jahre jung und verlobt mit Fred. 1944 wurde sie zum Arbeitsdienst einberufen und beim Bau des Ostwalls eingesetzt. *Als die Front zusammenbrach, floh sie mit* ihrer Freundin Fredegunde nach Oberösterreich in das Heimatdorf ihres Verlobten, wo sich die beiden Mädchen mit Hausarbeit und Kinderhüten ein Anrecht auf Lebensmittelkarten erwarben.

Alles läßt sich gut an. Fred kann sich von seiner Truppe absetzen, und Fredegunde findet einen netten Ami – doch die Verhältnisse, die sind nicht so. Nicht nur Freds Mutter, das ganze Dorf steht den beiden Wiener Mädchen skeptisch gegenüber. Und

---

Edith Sommer:
Ein Sommer ohne Wiederkehr
Eine Liebesgeschichte. Herder Verlag, Wien/Freiburg/Basel. 108 S., 15,80 Mark.

Norgard Kohlhagen:
Purpurrote Schattenspiele
Edition Pestum. Franz Schneider Verlag, München. 160 S., 16,80 Mark.

Hannelore Krollpfeiffer:
Die Zeit mit Marie
Erika Klopp Verlag, Berlin. 187 S., 18,80 Mark.

Catherine Storr:
Marianne träumt
Deutsch von Christa Mitscha-Märheim. Ueberreuter Verlag, Wien. 168 S., 19,80 Mark.

---

als der Vater auftaucht und seine Tochter zum Studium in die Stadt zurückholt, ist nicht nur Freds Mutter erleichtert.

Der zwischen Liebe und Berufung schwankende Fred sieht sich eines Dilemmas enthoben. Es fällt ihm jetzt kaum noch schwer, sich dem Studium der katholischen Theologie zuzuwenden, während seine Verlobte sich für die Philologie entscheidet.

Eine spröde, ebenso verhalten wie überschwenglich erzählte Liebesgeschichte, die es schwer haben wird, bei jungen Leuten anzukommen. Vierzig Jahre Distanz haben weniger das Empfinden als den Ausdruck dieses *Empfindens verändert*, sei es nun religiös oder amourös. Soviel bilderreich dargebotenes Gefühl und soviel Bravheit werden bei 14jährigen wohl auf Unverständnis stoßen. Zeitgenossen sind da wahrscheinlich ein besseres Publikum.

Hatte sich Nogard Kohlhagen bisher vornehmlich mit der Rolle der Frau in der Vergangenheit beschäftigt, so arbeitet sie hier die eigene Rolle als Frau, Mutter, Journalistin und Schriftstellerin auf.

Von außen betrachtet läuft alles wie am Schnürchen. Die Ich-Erzählerin bringt die gängigen Klischees mühelos unter einen Hut. Als Journalistin ist sie mit der richtigen Schreibe begabt, als Mutter und Hausfrau firm in Zeitplanung und Kindererziehung. Charmant und gepflegt ist sie selbstverständlich *rund um die Uhr.*

Wie beruhigend, daß die Rechnung nicht glatt aufgeht. Auf einmal steht das ängstliche Kind, das sie einmal war, vor der Tür und streut Sand ins Getriebe. Ambivalente Gefühle werden wach, Selbstkritik regt sich unangenehm laut. Die heimatliche Kleinstadt der fünfziger Jahre schiebt sich ins heute, und die Zweifel wachsen. Alles ist erreicht, was nun? Unverdrossen Banalitäten über Kinderpflege, Diäten und Modetrends verbreiten, oder zu neuen Ufern aufbrechen? Aber da ist Dominik, ihr Sohn, der phantasiereiche Wörtersucher, dessen Fabulierfreude ansteckend wirkt und zu ungewohnten Gedanken verhilft.

Norgard Kohlhagen zieht auf kunstvoll verschlungenen Handlungsebenen Bilanz, die zwar nicht zu spontanem Aufbruch, wohl aber zur Erkenntnis führt, daß Erfolg und reibungsloses Funktionieren keine Ziele mehr sind. Der Traum ist ausgeträumt, Zeit für einen neuen – eigenen. Ab 14 gern empfohlen.

Hannelore Krollpfeiffer, die „Die Zeit mit Marie" schrieb, kommt aus dem gleichen Milieu wie Norgard Kohlhagen. Sie ist stellvertretende *Chefredakteurin* bei „Brigitte". Und so kann ihr Roman das, was modisch, schick und „in" ist, nicht ganz verleugnen.

Da ist die siebzehnjährige Mascha, die mit ihrer geschiedenen Mutter wie mit einer älteren Freundin zusammenlebt. Alle Probleme werden diskutiert und gemeinsam gelöst. *Das Verhältnis zum Vater ist kühl und* gut. Die Mutter hat eine verantwortungsvolle Position, der Haushalt funktioniert und die Schule offenbar auch. Die Welt scheint in Ordnung zu sein, bis Marie auftaucht und das Bollwerk erschüttert.

Marie hat sich nach dem Abitur recht und schlecht durchgeschlagen. Sie nippt an allem – Arbeit, Philosophie, Zen, Meditation, Selbsterfahrung. Ob sie selbst eine ist, weiß *man wie bei allen Hexen nicht so genau*, aber sie bezeichnet sich so. Keiner kann sich ihrem Bann entziehen, vor allem Mascha nicht.

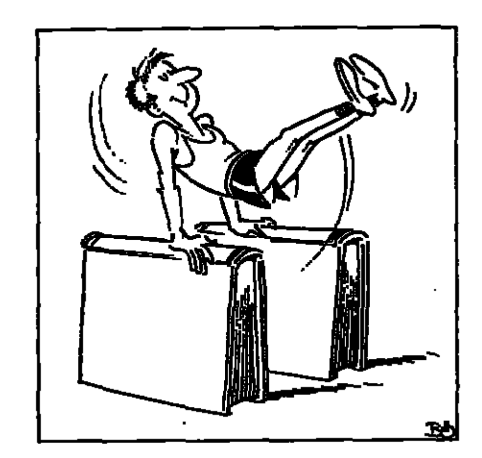
Als Maschas Mutter Hals über Kopf ins Krankenhaus muß, quartiert sich Marie in die Wohnung ein. Eine leidenschaftliche Freundschaft beginnt, so *empfindet es Mascha* jedenfalls; was die Hexe fühlt, steht auf einem anderen Blatt. Die kranke Mutter sieht die schillernde Beziehung mit Unbehagen und Eifersucht. Die Handlung eilt auf die reinigende Katastrophe zu: Marie wird Opfer einer Gewalttat im dunklen Park. Die Wege sind frei.

Mascha findet zu sich zurück, und die Mutter findet zum Fotografen Schnurpfeil, der schon lange auf sie wartet. „Ich habe etwas gewonnen und etwas verloren. Und nichts ist mehr so wie es war", resümiert Mascha. Dem ist nicht viel hinzuzufügen.

Wenn „Die Zeit *mit Marie*" *nicht* tief berührt, dann liegt es daran, daß viel mehr hineingesteckt wurde als reinpaßt. Eine Sammlung schwieriger Themen in ambitiöser Verpackung. Ab 14.

„Marianne träumt", weil sie zuviel Zeit hat. Ihre Autorin, Catherine Storr, hat ihr mindestens sechs Wochen Bettruhe verordnet. Das kleine Mädchen greift zu einem Bleistift, der etwas Schönes zeichnet, wenn man *ihm Gelegenheit dazu gibt.* Ein Haus zum Beispiel, ein bißchen schief, einen krummen Zaun rundherum und riesengroße Steine im Garten. In der Nacht träumt Marianne, sie stände vor diesem schiefen Haus mit dem wackeligen Zaun und den großen Steinen.

Nach ein paar Tagen weiß sie, daß sie nachts in der Welt lebt, die sie am Tage zeichnet. Alles, was sie tagsüber zeichnet, wird in der Nacht Wirklichkeit. Der Junge,



den sie in das geheimnisvolle Haus hineinmalt, heißt Mark und liegt im Krankenhaus an der Eisernen Lunge. Er muß sterben, wenn sie nicht mehr von ihm träumt, ihn nicht mehr im Haus besucht.

Nacht für Nacht rücken die unheimlichen Steinriesen näher an das Haus heran. Ihre Augen sind ständig auf die Kinder gerichtet. In einer Ecke hockend, entwerfen die beiden *Fluchtpläne, und Marianne zeichnet Fahrräder.* Im Lichtkegel eines Leuchtturms, vor dem die steinernen Wächter die Augen schließen müssen, schleichen sie aus dem Kerker Haus und dem Gefängnis Krankheit. Doch ein dorniger Weg liegt noch vor ihnen, bis sie wieder so sicher wie früher auf ihren *Beinen stehen können.*

Phantasie- und Alltagswelt sind so nahtlos miteinander verwoben, wie es nur in angelsächsischen Kinderbüchern möglich scheint. Sehr empfohlen ab 8 Jahre.



Tony Wolf: Reise mit phantastischen Begegnungen

Man nimmt es mit einiger Schwierigkeit zur Hand, **„Das große Buch der Abenteuer"** von Peter Holeilone *mit den Illustrationen von Tony Wolf (Aus* dem Italienischen von Renate Heimburger-Bengs. Diogenes Verlag, Zürich. Ohne Paginierung, 98 Mark). Der Band ist riesengroß und in einen Schuber verpackt mit Adressenaufdruck für den Empfänger. Doch dann, nachdem man ihn manuell bewältigt *hat, fängt man an zu blättern und befindet* sich plötzlich in einer Zauberwelt, deren textliche und bildnerische Gestaltung von der ersten bis zur letzten Seite hinreißt.

Dieses Buch als einen wahren Glücksfall der Kinder- und Jugendliteratur zu bezeichnen, ist nicht übertrieben. Es beginnt mit einem handschriftlich verfaßten Logbuch *des Zauberers Merlin, herrlich mit Zierrand* und Siegel gedruckt. Und es endet mit dem Faksimile eines halbverbrannten Tagebuches. Von wem dieses stammt, ist überhaupt nicht wichtig. Es wirkt!

Dazwischen führen uns Verfasser und Illustrator durch eine wirklich phantastische Welt, *in der alles vorkommt, was historischen* oder ganz modernen Gehalt aufweist: Schlümpfe, Tiger, Kamele tauchen auf, Raketen, Düsenmaschinen und verzweifelte Computerprofessoren. Konkrete Geschichte und Archäologie, Szenen aus der Paläontogie, Situationen aus allen denkbaren Bereichen sind farbig vorhanden. Die gesamte Welt, *in der Kinder leben und mit ihren* Erscheinungsformen auf die verschidenste Weise konfrontiert werden, ist hier so umwerfend dargestellt, daß auf jeder einzelnen Seite beim Lesen und Betrachten Entzücken hervorgerufen wird. Gegenwart, Vergangenheit und die Überhöhung ins Phantastische finden hier einen Ausdruck, von dem zu befürchten ist, daß er Erwachsene ebenso fasziniert wie den Nachwuchs, für den dieses ganz außergewöhnliche Werk eigentlich gedacht ist. JOHANN SCHLEE

Nele hat Probleme überall

Von A. HÖLDER

Die Hauptperson dieser in der Ichform geschriebenen Erzählung ist die zwölfjährige Nele. Sie lebt zusammen mit ihren Eltern und ihrem vierjährigen Brüderchen Gussi. Die Stimmung am Familientisch ist von Anfang an etwas gereizt. Die Mama möchte wieder arbeiten bei der Rechtsabteilung der Baubehörde wie anfangs der Ehe, bis Gussi geboren wurde. Also das aktuelle Frauenproblem: Beruf – Ehe – Kinder – Familienleben. Es wird hier in sehr lebendiger und humorvoller Weise geschildert, mit großem psychologischem Einfühlungsvermögen in die Situation aller Beteiligten.

Als Kontrastmotiv verhält es sich bei den Eltern der Feundin Katta gerade umgekehrt. „Meine Mutter ist ganz zu Hause. Sie töpfert und strickt, und nachmittags macht sie ihren

---

Kirsten Boie:
Mit Jakob wurde alles anders
Oetinger Verlag, Hamburg. 127 S., 14,80 Mark.

Schönheitsschlaf. Vielleicht sollte deine Mutter das auch *mal* versuchen." *Das ist* „biestig" von Katta.

Aber das Hauptproblem in Neles Familie kommt noch. Mama wird immer gereizter, und sie gesteht ihrem Mann endlich, daß sie wieder schwanger ist. Der sehr einsichtsvolle und gegenüber seiner Frau liebevolle Papa will sich als Lehrer ein paar Jahre beurlauben lassen und den Haushalt führen und später trotzdem wieder arbeiten. „Dafür gab *es ein Gesetz.*"

Die erste Zeit mit dem Säugling Jakob ist Mama noch zu Hause. Papa füttert und wikkelt ihn, und am Wochenende steht er sogar nachts auf, damit Mama ausschlafen kann. Dazu kommen neue Probleme mit dem sonst gutartigen Gussi, der sich neben dem zweiten *Brüderchen vernachlässigt fühlt.*

Nele kommt eines Tages aus der Schule, wo sie sich neben allen familiären Problemen auch noch unglücklich in einen gutaussehenden Klassenkameraden verliebt hat, und zu Hause findet sie Papa in einer reichlich komischen Situation: Über seiner Schulter hängt der heulende Jakob, vor sich her schiebt er den Staubsauger, und hinter



Entscheidung zwischen Beruf und Familie: Wo fährt die Frau besser? FOTO: DPA

ihm läuft der lamentierende Gussi, der laut verkündet, daß er nie mehr in den Kindergarten gehen werde.

Die praktische und feinfühlige Nele entwirrt die Situation mit raschen Griffen. Papa *kann sich in der Küche dem Mittagessen* widmen, das ausgezeichnet gelungen ist, und die Stimmung ist vorläufig wieder gut, zumal Mama „vergnügt und voller Energie" nach Hause kommt.

Kattas Mutter findet plötzlich, daß ihre Hobbys wie Sprachen lernen, Teppiche knüpfen und anderes *sie nicht ausfüllten.* Sie will *auch* beruflich arbeiten. Der Vater Kattas wirft der Mutter Emanzipationsgelüste vor. Die Bekannten würden denken, sein Geschäft gehe schlecht.

Bei Neles Eltern ergeben sich ebenfalls neue Komplikationen, da der Vater mal wieder Freizeit braucht für seinen lange vernachlässigten Tennissport. Mama wird einsichtig: „Wir haben ganz vergessen ... daß *diese Art zu leben* unserer eigenen Erziehung und Erfahrung und allem, was wir ganz tief innen von uns selber erwarten, widerspricht, und akzeptieren, daß es nicht so einfach ist, plötzlich anders zu leben als es Familien seit Jahrhunderten gemacht haben ... Aber ich wußte plötzlich, daß Papa und Mama es wieder *versuchen würden, und* daß ich es auch so wollte."

Die Erzählung ist pädagogisch sehr wertvoll, da sie in humorvoller Weise mit guter Kenntnis der heutigen Sprache der Jugend ein ernstes Problem gemütvoll – nicht in der kalten, intellektualistischen Sprache anderer moderner Jugendbücher – *darzustellen* versucht.

H. Heines Nilpferd

Die Helden sind bekannt. Maus und Huhn und Schwein sind in vielen Bilderbüchern von Helme Heine zu Hause. Und in dem neuesten Band geht es keineswegs nur um die titelgebenden **„Sieben wilden Schweine"** (*Middelhauve Verlag*, Köln. 120 S., 39,80 Mark). Es ist vielmehr eine Sammlung von elf Geschichten und Gedichten, mal kurz, mal lang, stets voll komischen Lebens und zugleich auch eine Begegnung mit neuen Protagonisten. Einem hungrigen Krokodil zum Beispiel, dem sich der Magen erst zu füllen beginnt, nachdem es zuvörderst eine Riesenschlange, einen Elefanten, ein Nilpferd samt Missionar, „der *leider zäh und knochig* war", sowie als Nachtisch einen Walfisch verspeist hat.

Helme Heines Geschichten, die in Bildern *erzählt und mit den Worten akzentuiert* werden, erheben keinen Anspruch auf Realismus und „soziale Relevanz" in vordergründig plattem Sinne. Sie helfen den Kindern vielmehr bei der spielerischen Aneignung der Welt durch Phantasie. Dabei wird bewußt auf das Vertraute spekuliert – nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen, wenn etwa der alte Spottvers auf den Minimax-Feuerlöscher in der Apfelsaft-Geschichte variiert wird: „Apfelsaft ist großer Mist, / wenn er ausgesoffen ist." Oder wenn die „verkehrte-Welt"-Gedichte kurios aufleben. Oder wenn die alten Geschichten vom Maler, der in sein Bild steigt, oder von der Maus, die es der Katze endlich heimzahlen will, amüsant paraphrasiert werden. Dabei *bleibt das Ende stets offen, so daß* die Geschichte in der Phantasie weiterlebt, weitergesponnen wird. Ein Buch also als Kinderlust gegen Elternfrust.

PETER JOVISHOFF

Zahlenmeister Ifrah oder die Erfindung des Hammelsprungs

Von DIETER THIERBACH

Die Geschichte der Ziffern und der Zahlen ist ein umfangreiches Kapitel in der intellektuellen Entwicklung der Menschheit. Sie bildet wie die Geschichte der Schrift den Dreh- und Angelpunkt der Humanwissenschaften. Was uns heute selbstverständlich ist, mußte erst entdeckt und mühsam ausgearbeitet werden. Jahrtausendelang haben die Menschen aller Epochen und Kulturen höchst unterschiedliche Darstellungsformen für Zahlen entwickelt und wieder verworfen, bis sie endlich bei der heutigen, gleichermaßen simplen wie vielseitigen Methode der arabischen Zahlenschreibweise im Dezimalsystem angelangt sind.

Eine der Kardinalfragen im Verlauf dieser wechselvollen Entwicklung war, ob es eigentlich möglich sei, Mengen zu bestimmen, ohne sie abzuzählen? Tatsache ist, daß unsere natürliche Fähigkeit, Zahlen unmittelbar zu erfassen, oder unser Vermögen, konkrete Mengen zu trennen, selten die Zahl „Vier" übersteigt. Unser Gesamteindruck verschwimmt im allgemeinen, wenn wir darüber hinausgehen.

Nach Georges Ifrahs Ansicht kann es jedoch als erwiesen angesehen werden, daß der Mensch über viele Jahrhunderte hinweg größere Mengen „zählen" konnte, ohne über einen abstrakten Zahlenbegriff zu verfügen. Ethnographische Untersuchungen über Afrika, Ozeanien und Amerika belegen, daß noch heute Völker, die sich auf einer relativ niedrigen intellektuellen Stufe befinden und keinen einheitlichen Zahlenbegriff besitzen, über Zähltechniken verfügen, mit denen sie bis zu einem bestimmten Grad „rechnen" können.

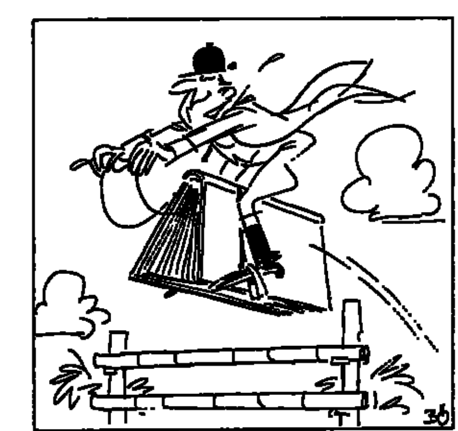
Georges Ifrah:
Universalgeschichte der Zahlen
Aus dem Französischen von Alexander von Platen. Campus Verlag, Frankfurt/M., 620 S., 78 Mark.

Nehmen wir als Beispiel einen Hirten, der nicht „zählen" kann und der eine Hammelherde zu hüten hat, die er allabendlich in seiner Höhle einschließt. Es handelt sich um 55 Hammel, aber unser Hirte ist nicht in der Lage zu begreifen, was die Zahl 55 bedeutet. Er weiß lediglich, daß er „viele" Hammel hat. Da ihm diese Aussage aber zu ungenau ist, möchte er doch irgendwann gerne einmal wissen, ob seine Tiere auch jeden Abend vollzählig zurückgekehrt sind.

So hat er eines Tages eine tolle Idee: Er setzt sich in den Eingang seiner Höhle und läßt seine Hammel einen nach dem anderen hinein. Jedesmal, wenn ein Tier an ihm vorbeikommt, macht er eine Kerbe in einen Wolfsknochen. Auf diese Weise hat er mit dem Durchgang des letzten Tieres genau 55 Kerben geschnitzt. Nun legt er jeden Abend, wenn seine Hammel wie immer einer hinter dem anderen brav zurücktrotten, jedesmal seinen Zeigefinger in die Kerbe. Und das von einem Ende des Knochens bis zum anderen. Wenn sein Finger dann bei der letzten Markierung angekommen ist, kann er zufrieden sein. Der „Hammelsprung" ist geglückt.

Bestätigt wird die Vermutung, daß sich die abendliche Kontrolle vom Prinzip her so abgespielt haben könnte, durch einen archäologischen Fund, der 1928/29 durch eine amerikanische Expedition für Orientforschung in Mesopotamien gemacht und 1959 ausgewertet wurde. In den Ruinen des Palastes von Nuzi, einer Stadt in der Gegend von Kiruk, südwestlich von Mosul in Irak, die etwa aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert stammt, wurde eine hohle, eiförmige Tonbörse ausgegraben, die auf ihrer Außenfläche folgende Keilinschrift trug: „Gegenstände, Hammel und Ziegen betreffend. 21 Mutterschafe, sechs weibliche Lämmer, acht erwachsene Hammel, vier weibliche Lämmer, sechs Mutterziegen, ein Bock und zwei Jungziegen." Insgesamt also 48 Tiere.

Als die Archäologen die Tonbörse öffneten, fanden sie darin 48 kleine kugelförmige Gegenstände aus gebranntem Lehm. Die eiförmige Börse, heute im Harvard Semitic Museum in Cambridge zu bewundern, hatte einem Buchhalter der Stadt Nuzi gehört, der schreiben konnte und bei dem sich die Hirten melden mußten, ehe sie die Herde ihres Herrn auf die Weide führten. Wenn sie aufbrachen, formte der Beamte Kugeln aus ungebranntem Lehm, für jedes Tier eine, die er



in die Börse legte. Diese wurde verschlossen und so mit Keilschrift ausgezeichnet, daß sie die Zusammensetzung der Herde wiedergab und das Siegel des Besitzers trug.

Bei der Rückkehr des Hirten genügte es, das Behältnis zu zerschlagen und die Anzahl der Hammel und Ziegen mit der der eingeschlossenen Kügelchen zu vergleichen. Ein Irrtum war nicht möglich; die eingeritzte Schrift und das Siegel waren die Garantie für den Besitzer, die Kügelchen bedeuteten die Sicherheit für den Hirten ...

Die Rechenverfahren gestalteten sich im Laufe der Zeit immer einfallsreicher. Als erste Rechenmaschine der Welt diente unseren Vorfahren die Hand. Mit den Fingern wurde addiert, subtrahiert, multipliziert und dividiert. So gibt es Verfahren der Multiplikation mit den Fingern, die völlig ohne weitere Hilfsmittel auskommen und mit denen Zahlen zwischen 5 und 10 miteinander multipliziert werden können. Als Beispiel sei die Multiplikation von 7 mit 8 erläutert: Die Finger der einen Hand werden alle gestreckt und davon soviele wieder geschlossen, wie die darzustellende Zahl über 5 liegt – im Fall der Zahl 7 also zwei.

Mit der anderen Hand wird die zweite Zahl in derselben Weise ausgedrückt – bei 8 werden drei Finger abgeknickt. Nun wird die Summe der geschlossenen Finger mit 10 multipliziert [(2 + 3) x 10 = 50] und zum Produkt der Zahl der gestreckten Finger der beiden Hände hinzuaddiert. Der komplette 7x8-Rechenvorgang lautet dann: (2 + 3) x 10 + 3 x 2 = 50 +6 = 56. Ähnliche Rechenweisen findet man heute noch unter anderem in Indien, in Irak, in Syrien, in Serbien, in der Walachei und in Nordafrika.

Hand-weise wurden auch Geschäfte abgeschlossen. In orientalischen und asiatischen Ländern war noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine sehr alte Tradition verbreitet: Die Kaufleute und ihre Kunden benutzten bei ihren Geschäften eine Art des Fingerrechnens, die an ein eigentümliches Ritual gebunden war. Der deutsche Forschungsreisende Carsten Niebuhr erzählt davon in seinen 1772 in Kopenhagen erschienenen Reiseerlebnissen „Beschreibung von Arabien": Beide Parteien geben sich durch ihnen bekannte Zeichen an den Fingern und Knöcheln der Hand, wovon jeweils einer 100, 50, 10, usw. bedeutet, zu verstehen, wie viel der eine verlangt oder der andere zu bezahlen gedenkt.

Der Franzose J. G. Lemoine hat noch zu Beginn dieses Jahrhunderts auf Bahrain im Persischen Golf Spuren dieses Brauches gefunden. Er hat hierzu Pariser Perlenhändler befragt, die mit den Einwohnern Bahrains Handel betrieben haben: „Die beiden Kontrahenten sitzen einander gegenüber und geben sich die rechte Hand. Mit der linken halten sie ein darüber ausgebreitetes Tuch, damit ihre Handbewegungen verborgen bleiben und der Handel einschließlich der unvermeidlichen Diskussion um den Preis ohne ein Wort aus dem Munde des Käufers oder des Verkäufers abgeschlossen werden kann.

Vom Zahlenbewußtsein, den konkreten Rechenverfahren, über Ziffern und Zauberei, Mystik und Wahrsagung, bis hin zum letzten Stadium der Zahlenschrift – dem Ursprung der „arabischen" Ziffern – hat Georges Ifrah alles zusammengetragen, was es über Zahlen und Ziffern zu sagen gibt. Beeindruckend sind die weit über 1000 Abbildungen, Zeichnungen und Tabellen: Sie stammen alle vom Autor. Ohne diese unterstützende Bildersprache wäre die Inhaltsvermittlung kaum zu schaffen gewesen.

Um sein Projekt gewissenhaft durchführen zu können, versicherte sich Ifrah neben der Beteiligung von Mathematikern, Logikern, Philosophen und Psychologen der tatkräftigen Unterstützung aus der Ethnologie, der Ur- und Frühgeschichte, der Archäologie, der Zivilisations-, Religions- und Wissenschaftsgeschichte für historische Texte und Werkzeuge. Herausgekommen ist ein Gebilde, wie es unter den wissenschaftlichen und populären Werken bisher noch nicht existierte.



Die Grundrisse der Gegenwart sind bestimmt von der Informationstechnik: Rechenzentrum einer Großredaktion
FOTO: KARSTEN DE RIESE

Frau Höhler will alles schnell

Von ULRICH LOHMAR

Dieser Zukunftsentwurf Gertrud Höhlers ist eine Einladung zum Mitdenken. Er legt die Grundrisse unserer Gegenwart frei und beschreibt das Haus, in dem wir vielleicht wohnen und leben könnten. Die Grundrisse sind bestimmt von der Informationstechnik, „deren Maschinen Geschwindigkeiten entwickelten, die jeden nächsten Schritt eiliger folgen ließen. Der Überwindung des Raumes folgte die Überwindung der Zeit". Doch die Maschinen machten uns nicht zu Gefangenen einer neuen Dimension, meint die Autorin, sondern „setzen die menschliche Gehirnkapazität frei für Aufgaben, die der Computer nicht nachahmen kann; es sind die Verbreitung von Wissen in Erfahrungsvorräte und der schöpferische Umgang mit Wissen und Erfahrung für die Erneuerung der Kultur". Die Technik, so ein erstes Fazit, verliert ihren Charakter als berufliches Statussymbol, „sie wird zum Medium für Lebensvarianten".

Diese teifgreifenden Wandlungen in unserer Gesellschaft werden, so betont Gertrud Höhler, mit den üblichen Begriffen der Informationsgesellschaft zu kurz beschrieben, „weil sie nur Ausstattungsmerkmale, nicht aber die Befindlichkeit der Menschen in der zukünftigen Welt beschreiben. Sie vernachlässigen deshalb gleichzeitig die Chance der Menschen in der Zukunftsgesellschaft. Unsere Chance beruht eben darin, daß wir den Wissenstransport und die Wissensreproduktion delegieren an die Maschinen; wir werden frei für die spezifisch menschlichen Varianten des Umgangs mit Wissen: Erfahrung und Kreativität".

Kreativität – lapidar als „ausgenüchterte Gegenwartsformel für schöpferisches Handeln mit der Lebenswelt" definiert – erscheint der Autorin als die Zukunftstugend schlechthin. Doch weil alles so schnell über uns gekommen ist, erlebt der einzelne in der Arbeitswelt „zwar die Funken des Neuen, aber die Notwendigkeit der Entwicklungen wird für ihn nicht evident". Mit großen Teilen unserer Alltagsexistenz lebten wir zwischen gestern und vorgestern, während uns beruflich und nachrichtentechnisch die Zukunft umgebe. Die solidarischen Gruppen würden kleiner, Generationenfugen klafften dichter, nur die Gleichaltrigen könnten einander noch zuverlässig verstehen, meint Gertrud Höhler.

„Wir leben mit verschiedenen Arten von Zeit: Die Zeit unseres Lebens, einmalig und nicht vermehrbar, unwiederbringlich in jeder Sekunde, steht in einem kaum faßlichen, befremdlichen Gegensatz zu den Riesensprüngen durch die Zeit, die Nachrichten von Satellit zu Satellit, zur Erde und um sie herum vollziehen." Es macht Mühe und Schwierigkeiten, das alles in unsere Wertbilder einzufügen, zumal wir über diese Bilder keine Übereinstimmung erzielen können, „weil wir unsere Gesellschaft pluralistisch organisiert haben". Doch „ein besseres Konzept zur Organisation von Massengesellschaften wird sich schwerlich finden lassen".

Gertrud Höhler:
Die Zukunftsgesellschaft
Econ Verlag, Düsseldorf. 273 S., 29,80 Mark.

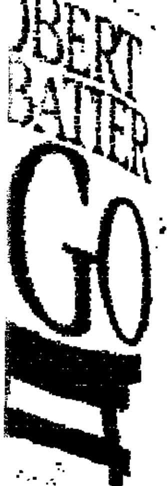
Die Autorin plädiert für eine neue Kooperation der Wissenschaften. Was macht den Menschen zum Menschen? „Diese Arbeit braucht", so Gertrud Höhler, „ein anderes Instrumentarium, als die Biochemie, die Medizin und die Naturwissenschaft allein es bereitstellen können." Ihre Forderung: „Unser Denken über uns selbst muß auf den Stand des übrigen Wissens und Könnens aufrücken, das wir in den letzten Jahrzehnten erarbeitet haben. Dabei haben wir den Menschen selbst vernachlässigt."

Daraus folgt, sagt Gertrud Höhler, daß wir wieder lernen müßten, unterwegs zu sein. Einverstanden. Doch möchte man hier ihre Ungeduld, daß dies alles möglichst schnell, ja umgehend geschehen müsse, ein wenig zügeln. Sie hat sich in eine ihrer Kernthesen verliebt, die besagt, „wir lebten in einer Fugenzeit zwischen zwei Epochen, die den Wandel spürbar macht, weil die Ablösung zweier Zeitalter sich diesmal schnell vollzieht". An anderer Stelle ihres Buches beschreibt sie die Situation treffender, wenn sie bemerkt: „So bewegen wir uns leise wie die Revolution, in der wir leben, hinüber in neue Formen des Alltagslebens und des Umgangs miteinander, mit unserer Zeit, mit unserer Arbeit, mit der Natur. Der Mensch von morgen ... wird in jedem von uns geboren, während wir unser einziges Leben absolvieren ..."

Und genauso entfalten wir auch die Dinge, auf die Gertrud Höhler hofft und die sie durch mehr freigesetzte Kreativität fördern möchte: „Freiheit, die nicht über Reisekilometer zu erreichen ist, Wohlbefinden, das sich nicht über Wohlstand allein herstellt; Vielfalt, die nicht in Mengen gerechnet werden kann; Überraschung jenseits der Sensation; Staunen statt Aufregung; Freude statt Unterhaltung." Sie hat recht, wenn sie feststellt, diese Qualitäten des Lebens seien nicht käuflich. „Sie werden von uns selbst gemacht. Sie bezeichnen die Zukunftschance unserer Gesellschaft im Übergang."

Gertrud Höhler setzt dabei vor allem auf junge Menschen und attestiert ihnen „neue Nachdenklichkeit, neue Behutsamkeit und Vorsicht". Bei den jungen Leuten möchte ich ein leises „auch sie" einfügen dürfen.

Dem Schlußsatz: „Solche jungen Menschen sind im Recht, denn ihnen gehört die Zukunft", allerdings widerspreche ich. Gustav Heinemann hat einmal bemerkt, zwar habe die Jugend die Zukunft für sich, doch ihre eigene Zukunft sei das Alter. Das Leben verläuft nicht nach der Elle eines linearen Fortschritts – wohin immer –, sondern es ist ein Kreislauf. Handfester ist daher der Hinweis: „Das Handeln der schöpferischen Menschen läßt gut erkennen, welche Bedingungen die Innovation braucht: Fragen müssen dringlich werden, ein Engpaß muß sich zeigen, für dessen Durchquerung die bisher genutzten Methoden und Kenntnisse unzureichend erscheinen. Die Knappheit ist in der Geschichte aller Kulturen ein Innovationsmotor ersten Ranges gewesen." Was knapp ist, ändert sich, die Sache selber nicht.

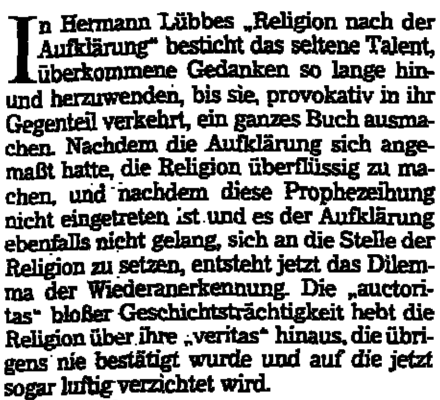


Lübbe, Homo religiosus

Von F. W. KORFF



Hermann Lübbe
FOTO: BLIGGENSTORFER



In Hermann Lübbes „Religion nach der Aufklärung" besticht das seltene Talent, überkommene Gedanken so lange hin- und herzuwenden, bis sie, provokativ in ihr Gegenteil verkehrt, ein ganzes Buch ausmachen. Nachdem die Aufklärung sich angemaßt hatte, die Religion überflüssig zu machen, und nachdem diese Prophezeihung nicht eingetreten ist und es der Aufklärung ebenfalls nicht gelang, sich an die Stelle der Religion zu setzen, entsteht jetzt das Dilemma der Wiederanerkennung. Die „auctoritas" bloßer Geschichtsträchtigkeit hebt die Religion über ihre „veritas" hinaus, die übrigens nie bestätigt wurde und auf die jetzt sogar luftig verzichtet wird.

Dies ist die erste Antwort auf die Frage, warum die Religion, obwohl sie sich aus den Institutionen zurückzieht, trotzdem nicht abstirbt. Gegenwärtig ist sie attraktiv genug, die Konkurrenz zur Wissenschaft zu meiden, und deshalb ist das „religiöse Interesse nicht mehr auf wissenschaftliche Weltbilder bezogen, und eben deswegen haben auch die revolutionären Veränderungen, denen diese Weltbilder unterliegen, ihren provokativen Charakter eingebüßt.

Obwohl er sich an den Folgen über die ursprünglichen Illusionen der Aufklärung zu amüsieren scheint, will Lübbe jedoch mit Ernst der Religion einen eigenständigen, unangreifbaren geschichtlichen Ort geben, er will „nichts verabschieden"! Um historisch längst aufgetauchte Widersprüche zu unterlaufen: Eine vermittelnde Position, daß der Mensch zwar nicht eine bestimmte Religion, wohl aber Religiosität als solche nötig habe, schlägt Lübbe mit gutem Grund aus. Religion als bloße Formsache kann weder gelebt noch geglaubt werden.

Hermann Lübbe:
Religion nach der Aufklärung
Styria-Verlag, Graz. 600 S., 69 Mark.

Sie ist einflußarm geworden, ihre Weltbildkontrolle der Wissenschaftspraxis hat sie längst aufgegeben. Aus der Abkoppelung schafft sie Gewinn, und wir haben die „paradoxe Theologie der Zuversicht, daß erst im Schwund religiöser Kultur das Wort Gottes wieder vernehmbar wurde". Darüber hinaus haben die Säkularisationsprozesse seit dem 19. Jahrhundert das Heilige bis zum äußersten profanisiert, und unsere Kultur selbst besetzt – offenbar unbewußt – diese verlorene Mitte durch Ausstellung dieser denkwürdigen Vorgänge in Museen.

Freilich wird ein bloßer Historismus die Religion nicht ersetzen können, weil dieser „funktionalistisch" ist und bleibt, und die „Überzeugung vom Nutzen der Religion nützt der Religion wenig", ja sogar der Historizismus der Großideologien bietet nur Religionsersatz, den Lübbe „Kontingenzerfahrungsverweigerung" nennt. Zur Nützlichkeit der Religion weist der Autor wiederholt darauf hin, daß „in religiös geprägten Lebensorientierungen die Geneigtheit, etwa bei Blechschäden die Haftpflichtversicherung in betrügerischer Absicht auszunutzen oder auf Kosten Dritter in ungerechtfertigter Weise Krankengeld in Anspruch zu nehmen, geringer als im kulturellen Durchschnitt ist". Sind fromme Menschen doch bessere Menschen?

Der Autor bleibt dem dialektischen Denken Hegels *immer noch auf subtile Weise* verbunden, wenn er, trotz grundsätzlicher Trennung der Religion von der Aufklärung, *der Religion doch noch einen Aufgabenbereich* zuschiebt, die diese von sich selbst am wenigsten erwartet hätte. Sie ist zur Erhaltung der Aufklärung da: „Die Absicht ist, hier zu zeigen, daß die Religion, ohne deren Kritik der Aufklärungsprozeß nicht zu denken ist, nach der Aufklärung zu den Bedingungen ihrer Erhaltung gehört." Wenn aber der Einfluß der Kirche schwindet und die Ideologie und die Wissenschaften in diesem Prozeß ihre „Häresiefähigkeit" verlieren, so kommt es zu merkwürdigen Konstellationen; die Theologie übernimmt gegnerische Rollen, die ehemaligen „Kampfesfronten" vertauschen sich: „Nicht mehr die Wissenschaft kämpft um ihre Freiheit gegen die Kirche, vielmehr die Kirche für diese Freiheit gegen die sich ausbreitenden Zweifel am Sinn dieser Freiheit ..."

Das Spießumdrehen scheint eine Spezialität dieses ausgezeichneten Buches zu sein. Auch wird hier gern zugestanden, daß die „Dialektik der Aufklärung" – zum Beispiel in der Behauptung, daß das Christentum „längst in die Rolle einer kulturellen Schutzmacht der Aufklärung eingerückt ist" – von je her die Gewandtheit prämierte, unsicher gewordene Positionen lieber elegant zu räumen, als sie häßlich zu halten. Insofern ist Lübbes Buch nicht neokonservativ, sondern es zeichnet einfach nur jüngste Vorgänge nach.

Lübbe bezieht – humoristisch und nicht ohne Schadenfreude – in der Frage der zuende aufgeklärten Religion eindeutig Stellung: Religion ist keine „austauschbare Größe". „Für die Religion gibt es kein Placebo!" Dies scheint richtig, und ebenfalls richtig ist es, daß es wenig Sinn hat, mit diesem Nützlichkeitsargument in der Vielfalt der Religionen die einzig wahre auszumachen; das hieße nur, „in einen Streit darüber einzutreten, welches Placebo das beste sei".

Wie auch immer die Kirche zu diesen Denkaufgaben stehen möge, die ihr die Aufklärung immer noch stellt, über „Sinn", „Kontingenzbewältigungspraxis" – ein Synonym für „Glaube" –, schreibt Lübbe mehrere religiöse Kapitel, und diese geben ein Kompendium dessen ab, wie bizarr sich die religiösen Fragen gegenwärtig artikulieren. „Gott, laß uns beten, daß es nicht wahr ist, und, wenn doch, daß es nicht weiter bekannt wird" – so soll die Frau des Bischofs von Worcester im 19. Jahrhundert ausgerufen haben, als sie Darwins neue Lehre begriff.

Im 20. Jahrhundert stellt sich das Problem harmloser, eher komisch: „Man kommt vom Hochamt, hat zu Pfingsten an einem posaunenbegleiteten Waldgottesdienst teilgenommen, man ist Experte für barocke Sterbelieder, man nimmt als Politiker vornweg an einer Fronleichnamsprozession teil – und nun soll gelten, in allen diesen Fällen handle es sich um ‚Kontingenzbewältigungspraxis'?"

Einige amerikanische Ansichten über die Chancen der künstlichen Intelligenz

Von KLAUS HAEFNER

Am Anfang des Buches heißt es sicher *zu Recht: „Die Leistungsfähigkeit* des menschlichen Verstandes ist viel eindrucksvoller als die des Computers. Intel*ligenz ist eine unglaubliche, komplexe Kom*bination der Fähigkeiten, Ideen zu formulieren, Schlußfolgerungen abzuleiten und die Bedeutung *anderer Folgerungen zu inter*pretieren, aus den eigenen Erfahrungen persönliche Überzeugungen zu entwickeln, Ziele und Pläne zu entwerfen." Aber auch: „Computer werden die Weise verändern, wie wir die Welt betrachten und in dieser Welt leben. Sie werden unsere Diener, unsere Partner und unsere Lehrer sein. Wenn unsere Maschinen beginnen, uns zu verstehen, sind wir vielleicht auf dem Weg, uns zu verstehen."

Zwischen diesen beiden Polen schwingen die locker geschriebenen Ausführungen des amerikanischen Wissenschaftlers Schank. Im Vordergrund steht die Frage nach der Bedeutung und Beherrschung der Sprache. Sie ist für ihn der Schlüssel zur menschlichen Intelligenz, zum menschlichen Verstehen, zum menschlichen Handeln, für alles menschliche Sein.

So geht er davon aus, daß wir zwar – in Analogie zum Automobil – in der Lage sind, uns mit Computern psychisch mobil zu machen, daß wir aber diese neue psychische Mobilität erst nach vielen Irrungen und Wirrungen *erreichen werden. Leider nimmt das* Buch zu den Ergebnissen der kognitiven Psychologie, die uns ja so viele Einblicke in *die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns* geliefert hat, kaum Stellung.

Wie groß die Distanz zwischen dem „in*telligenten" Rechner und dem Menschen ist,* wird wohl am deutlichsten in den Ausführungen über menschliches und „technisches" Lernen. Wie weit sind wir entfernt davon, einen lernenden Computer zu bauen! Aber wie leicht fällt es uns auf der anderen Seite, Dinge, die wir einmal richtig verstanden haben, auf denComputer zu übertragen, so daß praktische technische Intelligenz heute weit verbreitet ist. Es ist ein Defizit des Buches, daß es derartige reale Beispiele aus der Robotik, der Mustererkennung, den Expertensystemen, den vielen „intelligenten" Programmen aus Verwaltung und Produktion nicht würdigt.

C. Schank, P. Childers:
Die Zukunft der künstlichen Intelligenz
Aus dem Amerikanischen von Sacha Mantscheff. Verlag DuMont, Köln. 274 S., 48 Mark.

*Originell und lesenswert ist Schanks Es*say über einen fiktiven Roboter, der dem Befehl „Hole mir einen Toast" nachkommen *soll und alle Stadien des Mißverstehens die*ser „einfachen" Anweisung durchläuft. Schank belegt drastisch die Mehrschichtig*keit der in dieser scheinbar simplen Anwei*sung vorhandenen sprachlichen Formulierung und deren Bedeutungen. Er demon*striert, wieviel der Mensch weiß, wenn er* wirklich einen Toast bereitet. Nur wenig können wir davon bisher auf einen Rechner übertragen.

So skeptisch das Buch in weiten Bereichen bezüglich der Nutzbarmachung der künstlichen Intelligenz ist, so überraschend ist im neunten Kapitel die euphorische Einschätzung des Computers als Lehrsystem: „Wir könnten für die heutigen Grundschulen hervorragende Unterrichts-Software schreiben. Warum geschieht das nicht? Weil *die Computer-Wissenschaftler und die Erzie*her ihre gegenseitigen Bedürfnisse noch nicht verstanden haben. Genauso wenig haben sie *die Leistungsfähigkeit des Compu*ters in der Ausbildung richtig verstanden." Schank übersieht einen wesentlichen Faktor moderner Erziehung. Es kommt doch darauf an, gerade jenseits der Intelligenz des Computers das „Typisch-Menschliche" im Studierenden zu entfalten.



Schließlich weist das Buch deutlich auf ein Dilemma der ganzen Artificial-Intelligence-Forschung hin: Wann immer es – endlich – gelingt, ein Stück geistiger Leistung des Menschen auf dem Rechner abzubilden, verschwindet das Mysterium der Intelligenz: Heute spricht niemand mehr von „intelligenten" Schach-Computern. – Insgesamt kann man das Buch als einen interessanten Anstoß zur Auseinandersetzung mit dem „denkenden Computer" empfehlen. Über die Risiken einer computerisierten Gesellschaft erfährt man allerdings wenig.

Carl Sagan, ein Astronom auf Abwegen

Von LUDWIG KÜRTEN

Schon oft haben Naturwissenschaftler sich daran versucht, Romane zu schreiben. So mancher war es satt, immer nur Abhandlungen für ein kleines Publikum von Spezialisten zu verfassen, und hoffte auf diese Weise, einen größeren Leserkreis zu erreichen. „Ob er es nun schafft, Kontakt mit den 'Aliens' aufzunehmen oder nicht, er ist jedenfalls eine fantastischer Kommunikator mit den Erdlingen", so schrieb das amerikanische Magazin „Newsweek" über einen der berühmtesten Vertreter dieser Spezies, den Astronomen, Sachbuchautor und Fernsehstar Carl Sagan, der jetzt endlich auch den deutschen Leser mit einem Roman beglückt hat.

Das Buch handelt, wie der Name schon *erahnen läßt, von der ersten Begegnung der* menschlichen Rasse mit den Außerirdischen. Wir erleben die Hauptdarstellerin, ei*ne junge Amerikanerin* und begnadete Astronomin, die, unterstützt von Kollegen aus der ganzen Welt, mißtrauisch beäugt von einigen finsteren Gestalten aus dem Pentagon, die BOTSCHAFT aus dem All auffängt. Das ganze entpuppt sich als die verschlüsselte Anleitung zum Bau der MASCHINE. Das ist ein merkwürdiger Apparat, mit dem man – so stellt sich im Laufe der 500 Seiten heraus – durch kleine Wurmlöcher im gekrümmten Weltraum zu den „Aliens" fahren kann, vorausgesetzt, diese wollen das auch.

Diese Geschichte dient Sagan dann als Gerüst für zahlreiche schlaue Exkurse über Verschiedenes. Von religiösen Fundamentalisten und Fernsehpredigern in den USA *wird berichtet, von gleichermaßen genialen* wie spleenigen Industriellen und von der „Gemeinschaft aller Wissenschaftler", die *sich um das Wohl der Menschheit sorgt,* wenig aber um die Niederungen der großen Politik.

Carl Sagan:
Contact
Aus dem Amerikanischen von Meike Werner. *Verlag Droemer/Knaur, München.* 480 S., 56 Mark.

Das Ganze wird in Sätzen wie „Die zwei Frauen kauften bei einem Straßenhändler eine Tüte Kastanien und schwelgten in deren Duft und Geschmack" präsentiert. Die Protagonisten der Geschichte haben soviel Lebensnähe wie J.R. Ewing oder E.T. Die Dialoge scheinen aus einem Lexikon abgeschrieben, und wehe es kommen einmal Gefühle ins Spiel. Dann zieht Sagan alle Klischee-Register.

Science Fiction lebt wie andere Genres nicht zuletzt von überraschenden Ideen.Bei Sagan hat man hingegen zu oft ein „deja vu"-Erlebnis, das Gefühl, „das kennst du doch irgendwo her". Die Idee von der Botschaft, die Außerirdische per Radiowellen schicken, ist natürlich uralt. Die Beschreibung einer MASCHINE und der Reise zu den Fremden hat man andernorts schon bes*ser gelesen. Die Aliens tauchen gar nicht erst* selbst auf, sondern verstecken sich in Abbildern von Personen, die die Weltraumreisen*den einst geliebt haben.*

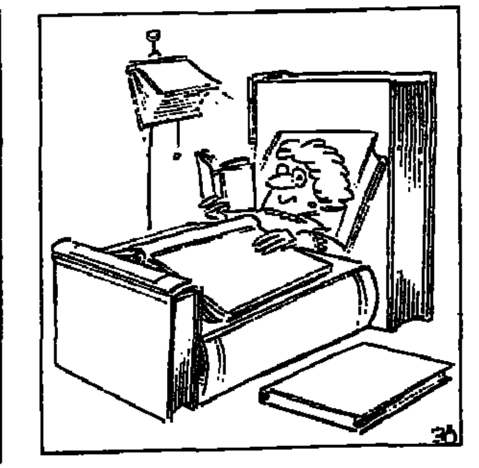
Sagans Stärke, und die soll hier nicht unerwähnt bleiben, liegt in der kurzen und prägnanten Erklärung schwieriger wissenschaftlicher Zusammenhänge. Das gilt natürlich vor allem für sein Fachgebiet, die Astronomie, aber auch für andere Zweige der Naturwissenschaften. Diese Fähigkeit hat er in seinen früheren Werken unter Beweis gestellt. Sein Buch „Unser Kosmos", das zu einer in den USA und auch hier sehr erfolgreichen Fernsehserie verarbeitet wurde, lebt von diesen faszinierenden Beschreibungen aus dem Sonnensystem und dem Weltall.

Vor Jahresfrist erschien „Der Komet", in dem Sagan die Geschichte des Halleyschen Kometen erzählt. Es gelingt ihm hier nicht nur, die astrophysikalischen Sachverhalte zu erklären, sondern auch die Vorstellungskraft des Lesers anzusprechen. Es war schon immer Sagans wahre Berufung, nach den Außerirdischen zu suchen. So initiierte er radioastronomische Horchposten für Signale aus dem All und setzte durch, daß an Bord der Raumsonden „Pioneer" und „Voyager" Botschaften an fremde Zivilisationen verschickt wurden.

Obwohl Sagan selbst immer wieder davor gewarnt hat, vorschnell auf Ergebnisse die*ser Suche zu hoffen, scheint ihm selbst das* Warten lang geworden zu sein. Da griff er dann zur Feder, ließ seine Phantasie spielen und schrieb sich seine Träume von der „Begegnung der Dritten Art" von der Seele. Das Ganze verband er mit der Kritik am Wettrüsten, an der Zerstörung der Natur, der Ziel- und Sinnlosigkeit im Leben der Menschen in der westlichen Welt. Welch ein Glück, daß man dieses Buch nicht mit einer Raumsonde zu den Außerirdischen geschickt hat.

Peter Gay entlarvt Schauermärchen

Von PETER R. HOFSTÄTTER



Zu schade, daß die seit 1839 unermüdlich nacherzählte Geschichte von dem Pianoforte, dessen Beine die sittenstrenge Leiterin eines amerikanischen Mädchenpensionats in „züchtige kleine Beinkleider" steckte, nur ein Märchen ist. Sie paßte so gut zum Klischee eines Zeitalters, in dem – wie es heißt – Sinnlichkeit und Sexualität um jeden Preis verborgen bzw. verleugnet werden mußten. Die nach der Königin Victoria von England (1819–1901) benannte Epoche wird deshalb gern als eine solche der allgemeinen Prüderie betrachtet.

„Gegenwärtig sind wir in Sachen der Sexualität samt und sonders Heuchler, Kranke wie Gesunde. Es wird uns nur zugute kommen, wenn im Gefolge der allgemeinen Aufrichtigkeit ein gewisses Maß von Duldung in sexuellen Dingen zur Geltung kommt", erklärte Sigmund Freud 1896, der sich allerdings selbst nicht dazu entschließen konnte, seine Söhne sexuell aufzuklären. Trotzdem sah er in vielen seiner Patienten den Beweis dafür, daß die bürgerliche Kultur seiner Zeit den Sexualtrieb über Gebühr gezügelt hatte.

Peter Gay:
Erziehung der Sinne
Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. Aus dem Englischen von Holger Fließbach. Verlag C. H. Beck, München. 572 S., 58 Mark.

Solche „gängige Vorstellungen über das viktorianische Zeitalter zu revidieren – einschließlich einiger Ansichten von Freud selbst", ist das Anliegen des aus Deutschland stammenden Kulturhistorikers Peter *Gay (Jahrgang 1923)*, der an der Yale University lehrt. Er unterzieht sich dieser Aufgabe „nicht um der Revision willen, sondern um unseren Blick wieder freizumachen für die Konflikte, die Ambivalenz, die Mannigfaltigkeit der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts". Dabei geht es allerdings zugleich um die bürgerliche Kultur unseres Jahrhunderts, die *mißzuverstehen* und der Heuchelei zu zeihen noch immer zum Programm ihrer verlorenen Söhne gehört.

Das auf drei Bände angelegte Werk beginnt im *Anklang an Gustav Flauberts bloß* ironisch gemeinten Romantitel „L'éducation sentimentale" von 1869 mit dem gründlichen Nachweis, daß „das öffentliche Leben im 19. Jahrhundert entscheidend dazu (beitrug), die Sinnlichkeit der Mittelschichten zu prägen. Die Welt wimmelte von Warnungen und Winken, von Niederlagen, durch welche Hemmungen verstärkt, und von Reizen, durch welche sie aufgehoben wurden".

Die Formen der bürgerlichen Liebe sollen im zweiten Band und die Gedanken, die man sich über die Liebe machte, im dritten erörtert werden. Nach dem bisher Gebotenen darf man diesen Büchern mit Spannung entgegensehen, denn Peter *Gay* ist *nicht nur* ein ungemein belesener und gewandter, sondern auch ein äußerst scharfsinniger Autor, der als Historiker die psychoanalytische Betrachtungsweise zu nutzen weiß.

Tatsächlich sind viele der „Schauermärchen vom verklemmten Geschlechtsleben *oder von den anständig erzogenen jungen* Männern und Frauen, die in puncto Sexualität von einer rührenden Unbedarftheit waren ... mittlerweile als reine Erdichtung oder unbegründete Verallgemeinerung entlarvt worden. Königin Victoria war, entgegen ihrem Ruf, keineswegs zimperlich; sie zeichnete und kaufte männliche Akte und *machte ihrem Gatten Albert sogar eine solche* Zeichnung zum Geschenk".

Die Kritiker scheinen übersehen zu haben, daß „die sexuelle Aufklärungsliteratur ... im späten 19. Jahrhundert eine Blüte wie nie zuvor" erlebte. Rechnet man dazu die Flut der „Sittenromane" seriöser Art und die in großer Menge produzierte und für den, der sich auskannte, leicht erhältliche Pornographie, ferner die in aller Öffentlichkeit diskutierte Frage, ob Frauen oder Männer im Geschlechtsakt mehr Lust empfinden, sowie die von Dichtern, Malern und Zeichnern zum Idol erhobenen, männermordenden „femmes fatales" – Delila, Salome, die *Sphinx zum Beispiel* –, *so kann von* einer Verborgenheit des Geschlechtlichen nicht die Rede sein. Von ihm war so viel zu sehen, daß manche aus Angst davor in die Neurose *flüchteten.*

Insgesamt hatte „der charakteristische Standpunkt von Liebenden im 19. Jahrhundert" etwas – wie ich meine – sehr Sympathisches an sich: „Sie leugneten nicht ihre mächtigen Gefühlsbewegungen – im Gegenteil, sie ergingen sich in ihnen –, aber das war etwas, was niemanden etwas anging." Der Beweis für diese These ist schwierig, denn „keine andere Klasse hat jemals so hohe Festungsmauern um das Selbst errichtet", jedoch gelingt er dem Autor an Hand der Tagebücher, die amerikanische Archive in erstaunlicher Anzahl aufbewahrt haben. Sie stellen „den großen bürgerlichen Kompromiß zwischen dem Bedürfnis nach Reserviertheit und der Fähigkeit zum Gefühl" dar und zeigen „das wenig beobachtete Talent des Bürgertums, erotische Erregung nicht nur zu erleben, sondern auch aufs Papier zu bannen".

Die Selbstentblößungen gehen in der Tat so weit, daß man wohl annehmen muß, die Schreiber *hätten sich auf die* Vernichtung dieser Dokumente durch ihre Erben verlassen. Da dies nicht geschehen ist, repräsentieren die Tagebücher „Quellen" – wertvolle Quellen, auch wenn es sie im Grunde so wenig geben dürfte wie die Gräberschändungen der Archäologie.

Die „éducation sentimentale" des Bürgertums ereignete sich in hohem Maße durch die Anregung zur meditativen Selbstreflexion in Tagebüchern, die „einem individualistischen, zur Innenschau und Verschlossenheit neigenden Jahrhundert wie dem neunzehnten ... besonders wesensverwandt (waren); sie wurden zum geradezu obligatorischen Begleiter einer Klasse mit einem Mindestmaß an Müßiggang, Lehrer machten das Führen von Tagebüchern zu einer löblichen Aufgabe; Eltern schenkten ihren Kindern hübsch gebundene leere Bücher, um in ihnen die Freude an der Chronik ihrer Tage zu wecken". – Diesen Zugang erschlossen zu haben, ist das Verdienst dieses wichtigen *Buches, das ein tieferes Verständnis für die* Mannigfaltigkeit der bürgerlichen Kultur vermittelt.

Die Liebesbriefe der Windsors, die England so erregten

Von JOACHIM NEANDER

„Dieses Buch", so beginnt das Vorwort des Herausgebers der englischen Originalausgabe, Michael Bloch, „erzählt die wohl berühmteste Liebesgeschichte der neueren Zeit." Die Geschichte der zweimal geschiedenen Amerikanerin Wallis Simpson und des britischen Königs Edward VIII., der 1936 abdankte, um seine Wallis heiraten zu können.

Die Geschichte ist schon mehrfach erzählt worden. Die beiden Hauptpersonen haben Memoiren publiziert. Es gibt Biographien. Und nun die Briefe der Mrs. Simpson und späteren Herzogin von Windsor. Briefe an ihren Edward (oder auch an „David", an „meinen Jungen" oder den „kleinen König", wie sie ihn gelegentlich nannte), aber auch Briefe an andere Personen, vor allem an ihre geliebte Tante Bessie in den USA, und natürlich auch viele von Edwards Antwortbriefen. Briefe zwischen 1931, als sie den damaligen Prinzen of Wales über eine Freundin kennenlernte, und 1937, dem Jahr ihrer glücklichen und doch nur durch den Thronverzicht möglich gewordenen Hochzeit.

Die Windsors:
Briefe einer großen Liebe
Aus dem Englischen von Ingeborg Ebel und Gertrud Theiss. Droemer Knaur Verlag, München. 400 S., 29,80 Mark.

Die Herzogin selbst wünschte die Veröffentlichung ihrer Briefe nach ihrem Tode. Sie sollten wohl den von ihr immer als tiefe Kränkung erlebten Vorwurf tilgen, sie habe sich an die Seite des Thronfolgers gedrängt, ihn – im krankhaften Ehrgeiz, eines Tages Königin von England zu werden – in eine unmögliche Situation gebracht und so seine Abdankung unabwendbar gemacht.

Dieser Vorwurf läßt sich in der Tat so nicht halten. Die Briefe bestätigen: Im entscheidenden, dramatischen Augenblick Ende 1936 hat Wallis Simpson mehrfach vergeblich versucht, den Gordischen Knoten durch Verzicht auf den geliebten Mann und ihre eigene Rolle zu durchschneiden.

Die Briefe in diesem Buch zerstören viel von der Legende um das große Liebespaar, das sich unter den Schlägen eines unerbittlichen Schicksals und den Verfolgungen einer mißgünstigen Umwelt gegen die Staatsräson und für das Glück zu zweit entschied. Das Bild schrumpft auf Kleinformat. Ein Fall für den Psychologen. Eine durchschnittliche, nicht besonders hübsche, mit einem gewissen Mutterwitz begabte, aber ansonsten an den höheren und wichtigeren Dingen der Welt und des Lebens kaum interessierte Bürgersfrau gerät durch Fügung oder Zufall an einen Prinzen, der irgendeinen Menschen sucht, an den er sich in seiner tiefen Unsicherheit und Einsamkeit hängen kann.

Es ist psychologisch sicher höchst interessant zu verfolgen, wie diese Frau, in deren Briefen bis dahin nie etwas anderes vorkommt als Geldsorgen, Probleme mit dem Küchenpersonal, Kleider, Parties, Dollarkurs, Golf und Bridge in die Abhängigkeit des sensiblen Prinzen gerät. Auch in dessen Briefen spielt das Zeitgeschehen (immerhin politisch hochdramatische Jahre), spielen politische Utopien, *die man* Edward *so oft* andichten wollte, oder tiefere Gedanken über Gott und die Welt so gut wie keine Rolle. Es ist beinahe ein einziges Gestammel von Liebe, selbst in den Phasen, in denen die beiden mehrmals täglichendlose Telefongespräche führen. Das ist durchsetzt mit Elementen einer nicht mehr entschlüsselbaren Geheimsprache. Da werden Küsse des von beiden geliebten Hundes übermittelt. Da wimmelt es von drei- oder viermal unterstrichenen oder in Versalien geschriebenen Wörtern. Nur ein – allerdings besonders typischer – Satz als Beispiel (aus der Zeit kurz nach der Abdankung, aber noch vor der Verheiratung): „ALLE – jeder von UNS hier – senden allen bei EUCH Oohs, dicke Oohs zu Weihnachten, und jeder von UNS ist so traurig, weil wir einander keine Geschenke schicken können. ER (ich halte mir die Augen zu), Eanum und Ferkelchen (halte mir wieder die Augen zu) und alle Zwerglein vermissen EUCH ALLE in LOO VIEL mehr als sie sagen können."

Das spielt, so seltsam das klingen mag, nur zwischen zwei Menschen. Dieser Mann ist offenbar in eine kindliche Geheimwelt geflüchtet. Auch ihre Briefe an den geliebten Mann haben am Schluß der in diesem Buch behandelten Lebensphase den Charakter kindlichen Stammelns. Man könnte auf die Idee kommen, das alles mit seinen Chiffren und Anspielungen habe einen eindeutig sexuellen Hintergrund. Dagegen spricht allerdings die Meinung von Winston Churchill, der von einem „eher seelisch" als sexuell bestimmten Verhältnis gesprochen hat. Als Fazit läßt die Lektüre dieser Briefe, die natürlich in England großes Aufsehen erregt haben, die Erinnerung an zwei im Grunde bedauernswerte, in ihrer Art liebenswerte Menschen zurück, die zu ihrem und zu Millionen anderer Menschen Glück nicht König und Königin geworden sind.

Altmeister Grant zeigt uns Rom

Von BERNHARD KYTZLER

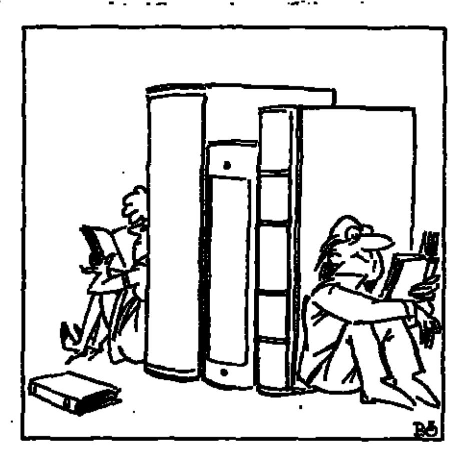
Grant ist ein produktiver Autor, vielfach auch ins Deutsche übersetzt: Porträts so gegensätzlicher Gestalten wie Cäsar oder Jesus, Paulus oder Nero, Alexander oder Kleopatra, unterschiedliche Sujets wie das Heilige Land oder Pompei, Numismatik oder Erotik, Gladiatoren oder große Historiker oder die wichtigsten Wendepunkte der Geschichte der Alten Welt sind seine Themen. Dem Autor des „Who is Who in Classical Mythology" mangelt es auch nicht an Würden und Ehrenstellen: Präsident der Queen's University in Belfast und der Königlichen Numismatischen Gesellschaft, Fellow in Cambridge, Professor in Edinburgh, Dr. jur. h. c. Er genießt nun seinen Ruhestand in der Sonne des Südens, in Gattaiola bei Lucca in Oberitalien.

Sein im Deutschen jüngstes Werk „Die Geschichte Roms", ist nicht eigentlich neu. Es ist im englischen Original bereits 1978 erschienen. Ob an der Verzögerung der Verriß in „Greece and Rome" schuld ist? Wie immer: Was dort, im Fachjournal, angekreidet wurde, könnte hier, für den Leser, vielleicht gar ein Vorzug sein: der Akzent auf dem Erzählerischen, das Hervortreten des Faktischen und demgegenüber das Zurücktreten der gelehrten analytischen Diskussion. Grants Darstellung richtet ihr Interesse auf die großen Gestalten der Geschichte: Sie sind es, die scharf ins Licht gerückt werden, ihr persönliches Profil steht für Strömungen, Phasen, Entwicklungsvorgänge. Dabei sind nicht allein die bedeutenden Römer im Blick; auch die Welt der „Barbaren" ist einbezogen, die der Invasoren und Angreifer und Aufständische gegen Rom, von Hannibal bis Schapur, von Pyrrhus bis zu den Makkabäern. Auch der kulturellen Gegenwelt ist gedacht, von Mani bis Mohammed. Unter den etwa vierhundert Gestalten nur ein Viertelhundert Frauen: wenige, die durch ihre herrscherliche *Kontur* auffallen, wie Kleopatra oder Boudicca oder Zenobia. Die meisten erscheinen als „Gattin des" oder „Tochter des" mit nur relativem Stellenwert.

Michael Grant:
Die Geschichte Roms
Von den Etruskern bis zum Untergang des Römischen Reiches. Aus dem Englischen von Hans Jürgen Baron von Koskull. Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach. 416 S., zahlr. Abb., 48 Mark.

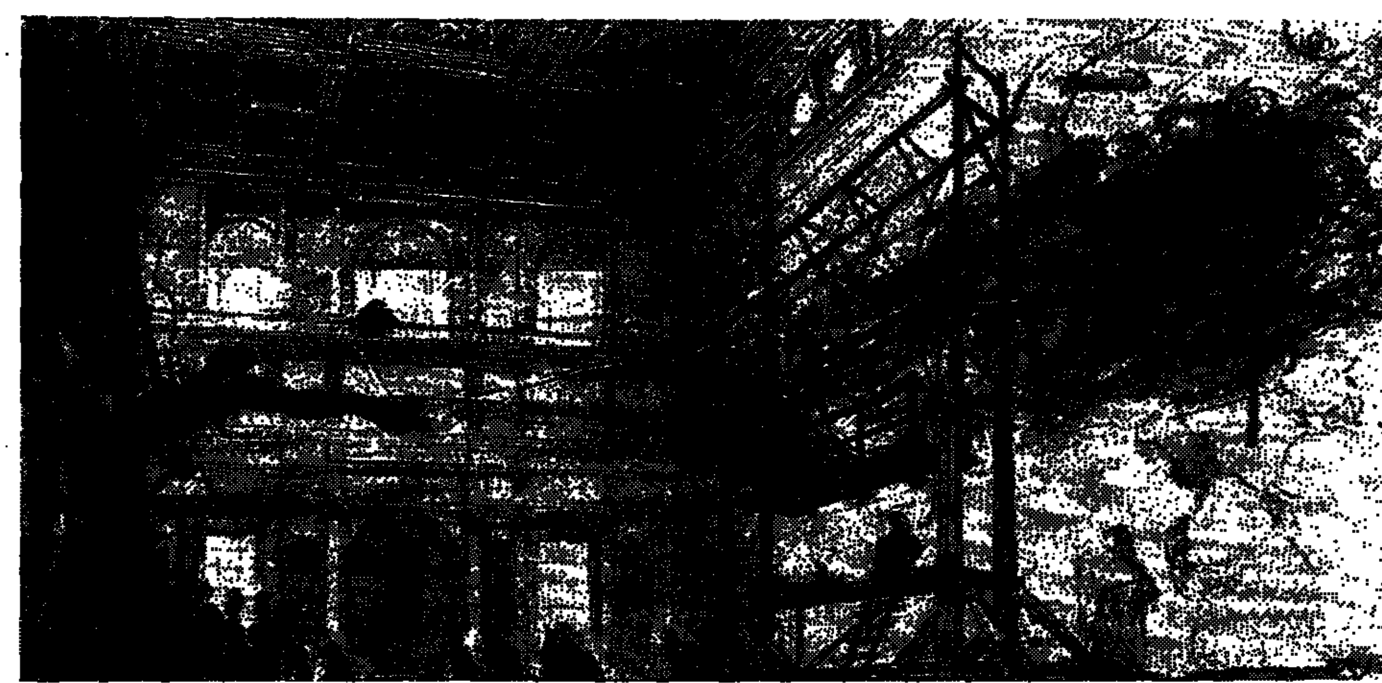
Natürlich finden auch die römischen Rebellen viel Aufmerksamkeit. Für Catilina sind etwa ebensoviel Seiten reserviert wie in der (im übrigen gleich langen) „Römischen Geschichte" von Alfred Heuss Zeilen. War der deutsche Althistoriker der Ansicht, Catilina könne für „die durch ihn dargestellte Episode keinen Anspruch auf eingehende Schilderung erheben", so gibt das englische Werk ihm gerade umgekehrt reichlich Raum. Wo Heuss Phänomene kondensiert – wenn auch nicht gerade fesselnd – vorführt, läßt Grant Profile erscheinen, die Interesse wecken, auch wenn ihre historische Rolle eher gering geraten ist.

Als Anhang erscheinen am Ende drei Seiten Bibliographie, sechs Stammbäume, eine Zeittafel u. a. m. Lohnender in der Mitte die Bildbeigaben; die Aufgabe, mit 56 kleinformatigen Fotos auf 16 Seiten ein Jahrtausend



und mehr politischer und kultureller Geschichte adäquat zu illustrieren, ist gewiß unlösbar. Doch ist sie hier mit viel Geschick angegangen und durch die Vielzahl der Münzbilder (ein Drittel!) in eigener Weise akzentuiert. Freilich muß man die Beischriften mehrfach korrigieren: 24 ist kein „Gipsfinger", sondern eine Gipsfigur, 55 feiert den Völkersieger, Triumphator gentium, nicht rentium.

Roms geschichtliche Entwicklung als exemplarischer Fall europäischer Möglichkeiten bleibt ein unerschöpfliches Thema. Hier ist es leseleicht aufbereitet, faktenreich vorgeführt, fern jeglicher früheren Verhimmelung.



Michelangelo gerät in Rage: Sarkastisch nachempfunden von Ralph Steadman

Steadman persifliert Leonardo da Vinci

Von PETER DITTMAR

Sarkasmus, wenn er mit graphischer Brillanz und Einfallsreichtum gepaart ist, genügt vollauf, um das Mißvergnügen an den Menschen in groteske Bilder zu fassen. Der Engländer Ralph Steadman hat das gerade mit „Ich, Leonardo" (Gerstenberg Verlag, Hildesheim. 128 S., 68 Mark) wiederum dekorativ praktiziert. Es ist eine Bilderfolge, die Leonardo da Vincis Repertoire travestiert und mit einer fiktiven Autobiographie verbindet. Die Zeichnungen begnügen sich dabei mit der Häßlichkeit des Menschen, wie sie Leonardo in seinen Skizzen und Studien immer wieder umkreiste. Das ist von Steadman zweifellos subtil gezeichnet und koloriert. Aber da auch diese Bilder unisono von der Häßlichkeit der Welt tönen, wirkt das Ganze recht monoton. Szenen wie im Palazzo Vecchio, wo Leonardo die eine Hauptwand des großen Saales, Michelangelo die andere bemalen sollte, und Steadman daraus eine Schlacht der Maler entwickelt, die sich angiften und mit Farben bewerfen, sind leider selten. Die Parodie ist eine Kunst, für die das Handwerk des Karikaturisten ganz offenbar allein nicht ausreicht.

Die Wunderwelt der Azteken

Der Katalog der Ausstellung „Glanz und Untergang des alten Mexiko" ist mit seinem Ladenpreis von 68 Mark nicht gerade billig, aber trotzdem sein Geld wert (Zabern Verlag, Mainz. 574 S., zahlr. Abb.). Die Farbillustrationen und Schwarzweißbilder auf Kunstdruckpapier verraten außer sorgfältiger Arbeit auch ein gehöriges Quantum an verlegerischem Ehrgeiz. Auch inhaltlich genügt der so hervorragend präsentierte Band allen Ansprüchen, die zünftige Archäologen ebenso wie die Heere von Touristen, die alljährlich auf den Spuren der Azteken Mexiko durchstreifen, an eine aktuelle Publikation stellen.

Unter der Stabführung von Arne Eggebrecht, dem Direktor des Roemer- und Pelizaeus-Museums in Hildesheim, wo die bislang umfassendste Azteken-Ausstellung vor Anker gegangen ist, haben eine Reihe von renommierten Experten ein gutes Dutzend hochkarätiger Beiträge geliefert, die nicht nur der aztekischen Hinterlassenschaft, sondern auch der ihrer Vorgänger – der Tolteken und Chichimeken, der Olmeken, Zapoteken und Mixteken – gebührende Aufmerksamkeit widmen. Ebenso wird die Zerstörung und Wiederentdeckung der aztekischen Kultur durch die spanischen Eroberer sachverständig beschrieben.

Besonders hervorzuheben ist der Bericht des mexikanischen Archäologen Eduardo Matos Moctezuma über die erst 1978 bis 1982 erfolgte Freilegung des aztekischen Haupttempels in der heutigen Sechzehn-Millionen-Stadt Neu-Mexiko. Der zweite Teil des Katalogs kommentiert kurz, prägnant und mit steckbrieflicher Akribie die 357 Exponate der Ausstellung, von denen 119 aus diesem „Templo Mayor" stammen. Zeittafel, Karten und Glossar sowie eine umfangreiche Bibliographie ebnen den Weg zu weiterer Beschäftigung mit der wunderbaren Welt der Azteken.
RUDOLF PÖRTNER



Der Mensch schlechthin: Aztekische Skulptur eines stehenden Mannes

Becks Erotikon

Christentum und Erotik: Wie extrem konfliktreich diese Beziehung in Byzanz war, in einer Gesellschaft mit festgefügtem, von einer Staatskirche sanktionierten Verhaltenskodex, schildert mit Hans-Georg Beck ein exzellenter Fachmann. Die Orthodoxie setzte gerade in der Erotik und Sexualität so hohe Ziele, daß für ein christlich verstandenes Leben inmitten der Welt nicht viel Raum blieb.

Beck bringt dies auf den anschaulichen Nenner: „Die Orthodoxie war am Höhenflug des Menschen interessiert, und sie vernachlässigte darüber die Startbahn." So blieb der Christ, der sich diesen Höhenflug nicht zutraute, vielleicht auch nicht zutrauen wollte, weithin auf sich allein gestellt, ohne Zuspruch durch die Theologen.

Die Kirchenväter Basileios von Caisareia und Johannes Chrysostomos formulierten bereits im vierten Jahrhundert die Regeln für ein vorbildliches Leben, das nur die strikte Alternative kennt: entweder ein dem Keuschheitsgebot geweihtes Dasein oder die Monogamie. Wobei Ehe allerdings hier grundsätzlich eine moralische Unterlegenheit der Frau impliziert: Eva, die ewige Verführerin, ist dem Mann ein Hindernis auf dem beschwerlichen Pfad zur Tugend.

Hans-Georg Beck:
Byzantinisches Erotikon
Verlag C. H. Beck, München. 234 S., 45 Mark.

Liebe zwischen gleichwertigen Partnern? „Paar" ist eine höfische Vorstellung. Die Theologie hielt am archaischen Bild der Frau fest, solange es ging. Auf Dauer konnte die Orthodoxie freilich nicht verhindern, daß auch in Byzanz Weiblichkeit zur Waffe wurde – bei Kaiserinnen wie der hochgebildeten Eudokia oder der klugen Theodora, bei der herrschsüchtigen Irene oder der „Aufsteigerin" Theophano, die ihren Weg zielstrebig aus der väterlichen Kneipe auf den Thron von Konstantinopel ging.

Auch in der Literatur behauptete sich die „Natur" gegen allzu strenge kirchliche Normen, waren Liebe und Erotik ein Thema, zuweilen mit einem Schuß Frivolität. Vom Epigrammatiker Paulos Silentiarios aus dem sechsten Jahrhundert stammen folgende deutschen Verse: „Demos Küsse sind weich, lang küßt und laut Galateia; / Doris wiederum beißt. Wo ist der größere Reiz?" – Es kam, wie es kommen mußte: Der moralische Rigorismus endete in Rückzugsgefechten, und der „normale Byzantiner" arrangierte sich.
BRIGITTE HELFER

S.F – eine wahre Crux in Deutschland

Von JÖRG WEIGAND

Das Jahr 1985 war für die Science Fiction produzierenden Verlage in den USA das Rekordjahr schlechthin. Mit einer Steigerung der Produktion um fast 14 Prozent wurden kühnste Erwartungen weit übertroffen. Nach einer Statistik der Fachzeitschrift „Locus" war gut jeder zweite Band – über 700 Titel – eine Erstveröffentlichung. Zu registrieren ist auch, daß erstmals, nach mehreren Jahren des Rückgangs, die reine Science Fiction die Fantasy wieder in der Zahl der Erstveröffentlichungen überholt hat. Dieser Trend scheint sich 1986 fortgesetzt zu haben.

Nachdem noch vor wenigen Jahren der Boom scheinbar kaum zu bremsen war, (es gab jährlich zwischen 400 und 500 Titel), sackte demgegenüber in der Bundesrepublik der Verkauf in den Keller ab. Die meisten deutschen Verlage mußten ihr Programm kürzen, die Auflagen wurden reduziert. Und mit weiteren Kürzungen muß wohl gerechnet werden. Ganz schlimm sieht es bei den Anthologien aus; praktisch alle Häuser erwerben hier keine Manuskripte mehr – und das ausgerechnet auf dem Kurzgeschichtenmarkt, auf dem gerade die Nachwuchsautoren traditionell ihr Talent erproben.

An den deutschen Schriftstellern kann die Misere schwerlich liegen. Denn selbst in den besten Verkaufsjahren stammte nur ein Bruchteil der veröffentlichten Titel von ihnen. Die meisten Manuskripte kamen aus dem Ausland. Die Verlage sollten ruhig die Hauptschuld bei sich selber suchen. Zum einen haben sie in den Zeiten der Euphorie die Programme ohne Rücksicht auf den Markt ausgeweitet; es wurde nicht analysiert, inwieweit er überhaupt aufnahmefähig war. Man peilte über den Daumen, munkelte von acht- bis zehntausend Stammlesern beziehungsweise Sammlern, die praktisch jeden Titel kaufen würden. Jetzt weiß man, daß diese Schätzung viel zu hoch angesetzt war.

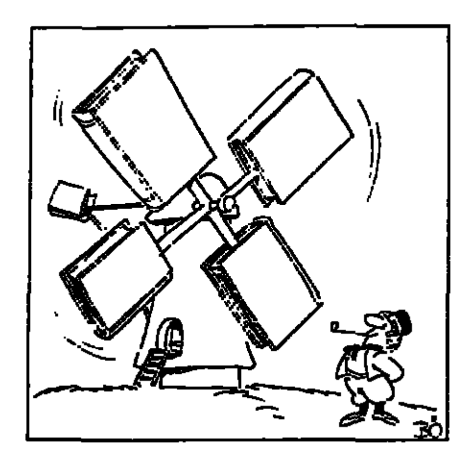
Dazu kam, daß so gut wie nichts getan wurde, der Science Fiction neue Leserkreise zu erschließen. Gewiß konnten Film-Bücher um „Star Wars" oder „Alien" mehr Käufer als gewöhnlich mobilisieren, doch das waren sporadische Erfolge, sie reichten bei weitem nicht aus. Die Masse der Titel wurde Monat für Monat am großen Publikum vorbeiproduziert.

Und dann gab es parallel dazu eine unheilvolle Tendenz, die sich zeitweilig fast zur *Hysterie in den Lektoraten steigerte: Um der* Konkurrenz das Wasser abzugraben, wurde aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten fast unbegrenzt eingekauft. Jeder Titel, jeder Autor, von dem auch nur vermutet wurde, er könnte drüben ein Erfolg werden (oder der ganz einfach einen geschickten Agenten hatte), wurde erworben. Schund gesellte sich neben Experimentelles und beides erwies sich auf breiter Ebene letztlich als unabsetzbar.

Eine weitere Kehrseite dieses Hamsterns von Verlagsrechten: Die Lizenzgelder schnellten in die Höhe. Eine vernünftige Kalkulation wurde zur Seltenheit, selbst bei einem weit offenen Markt wären die Kosten kaum in Gewinne umzumünzen gewesen. Und da neben den Spitzentiteln auch die Durchschnittsware überproportional teurer wurde, war der Kollaps nur eine Frage der Zeit. Doch da versuchte man es in verschiedenen Verlagen lieber noch einmal mit einer Ausweitung des Programms, als ließe sich die Leserschaft zwingen, bei dieser Schrekkensrallye weiter mitzumachen. Die Krise war da.

Es gibt inzwischen Reihen, deren erste Auflage über sechs- bis siebentausend Exemplare nicht hinausgeht. Und da es in den meisten Fällen bei dieser ersten Auflage bleibt, immer öfter selbst bei prominenten Amerikanern die Verkäufe bei vier- bis fünftausend Stück stagnieren, verläuft der Weg ziemlich geradlinig in den Ruin.

Eine intensive Zusammenarbeit zwischen Lektor und Autor hat es für den Bereich der deutschsprachigen Science Fiction kaum einmal gegeben. Auch noch nicht druckfertige Manuskripte wurden vielfach (fast) so veröffentlicht, wie sie abgeliefert worden waren. Warum hat sich eigentlich kaum jemand die Mühe gemacht, einen Stamm von Hausautoren in gemeinsamer Arbeit aufzubauen und sie dem Publikum nahezubringen? Die sattsam bekannte Überlastung der Lektoren in den Taschenbuchverlagen kann da nicht alsEntschuldigung, allenfalls als Erklärung dienen. Der alte Verlegergrundsatz,

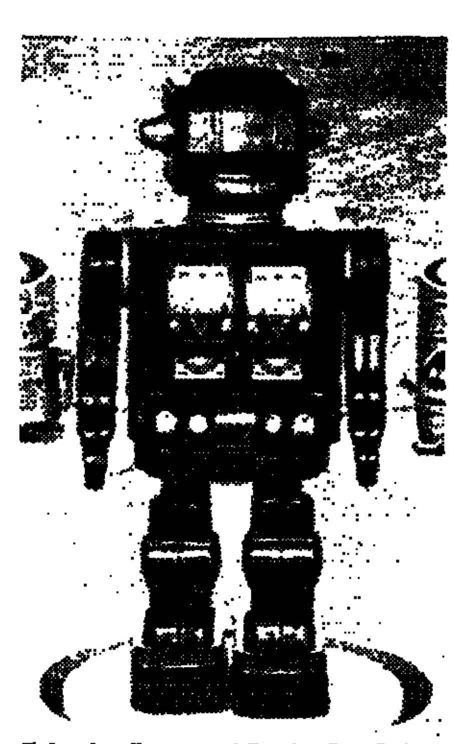


daß ein Manuskript, an dem gefeilt werden mußte, nicht unbearbeitet in den Satz gehen darf, gilt schließlich für den Taschenbuchbereich ebenso wie für jeden anderen Verlagssektor.

Wie sieht's auf der Kostenseite aus? Legen wir das Manuskript eines deutschen Autors (annehmbare Qualität vorausgesetzt) mit einem Umfang von 200 Druckseiten zugrunde, bei einem kalkulierten Endverkaufspreis des Taschenbuchs von 7,80 Mark. Der Verfasser erhält, wenn er einen guten Vertrag hat, vielleicht ein Garantiehonorar auf 15 000 Exemplare, gleichgültig, wie hoch oder niedrig *die Erstauflage auch sein mag.* Das wären bei einem Autorenanteil von fünf Prozent am Verkaufspreis 5850 Mark.

Gegenrechnung: Ein Amerikaner mittlerer Qualität ist mit einem ähnlich umfangreichen Text ebenfalls kaum unter diesen rund 6000 Mark in Lizenz zu erwerben. Dazu kommen dann allerdings Übersetzungskosten, die auf 2600 Mark veranschlagt werden können. Mehr gibt es von Taschenbuchverlagen kaum einmal – wenig genug, wodurch sich die oft mangelhafte Qualität erklärt. Die reinen Kosten für die Textbeschaffung beliefen sich somit bei einem amerikanischen Durchschnittsautor auf rund 8500 Mark, das sind also etwa zweieinhalbtausend Mark mehr als beim deutschen Kollegen. Wie soll sich das rechnen?

Das richtige Rezept müßte lauten: deutsche Autoren suchen und fördern, auch wenn dies arbeitsintensiver sein sollte als

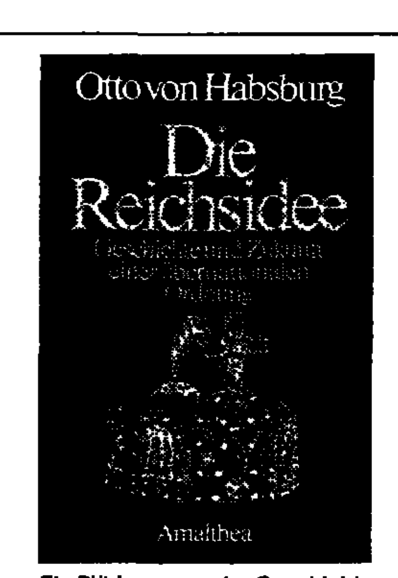


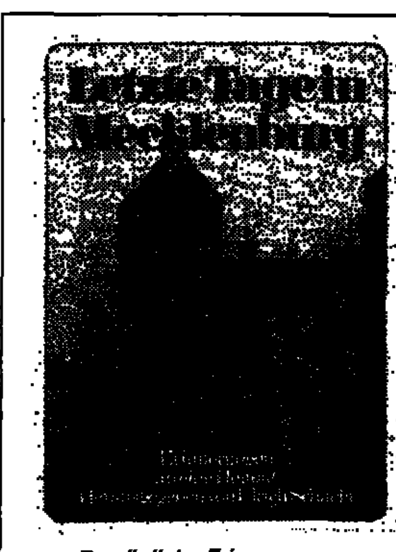
Zukunftsträume und Furcht: Der Roboter vor dem Menschen FOTO: DPA

der Lizenzabdruck amerikanischer Titel. Dafür gäbe es ein weiteres Argument: die Zweitrechteverwertung. Zwar haben noch nicht viele deutsche Autoren den Sprung in eine Buchgemeinschaft geschafft, und auch der amerikanische Markt blieb ihnen meist verschlossen, doch die europäischen Nachbarn bieten interessante Möglichkeiten – von den Niederlanden über Frankreich bis Italien und Spanien, nicht zu vergessen die skandinavischen Länder. Auch Japan, wo die Science Fiction sich nach wie vor gut verkaufen läßt, böte Chancen.

Es gibt nur einen Verlag, der dies früh erkannt und konsequent genutzt hat: Moewig mit dem vielgeschmähten „Perry Rhodan", der in diesem September seinen 25. Geburtstag feiern konnte. Mit Blick auf breite Leserschichten arbeiten hier Lektoren mit den Autoren intensiv zusammen. Taschenbücher und Hardcovers ergänzen inzwischen die Heftserie. Der (auch internationale) Erfolg gibt dem Verlag recht.

Die anderen versuchen, was in tiefen Krisen immer versucht wird: Sie zetteln einen Preiskrieg an. Seit einiger Zeit gibt es die sogenannten „Zehn-Mark-Bücher", dicke Schwarten von 500 und mehr Seiten Umfang, Nachdrucke zumeist, doch auch Erstveröffentlichungen. Gelegentlich ist die Zehn-Mark-Grenze schon unterschritten worden. Viel Buch für wenig Geld? Schön wäre es. In Wahrheit reduziert man dadurch die Chance empfindlich, dann noch ein normales Taschenbuch mit *200* Seiten für 7,80 Mark zu verkaufen. Die Verlage tun auf diese Weise alles, sich um die Kunden für reguläre Ware zu bringen. Sie machen den Taschenbuchmarkt zum Billigpreismarkt immerwährender Sonderangebote und nehmen sich selbst dadurch jede Chance der Innovation.







Alles über Kattowitz

Erst 1865 wurde der oberschlesischen Industriesiedlung Kattowitz das Stadtrecht verliehen. Aus diesem Anlaß hat der jüngst verstorbene Helmut Kostorz unter Mitarbeit von Sigmund Karski – beide Autoren sind gebürtige Kattowitzer – einen Sammelband ***„Kattowitz. Seine Geschichte und Gegenwart"*** (Oberschlesischer Heimatverlag, Dülmen. 284 S., 46 Mark) herausgebracht, der 19 Aufsätze zur Geschichte, Kultur und Sozialstruktur dieser jungen Stadt und ihrer Umgebung enthält. Jedermann kann hier profitieren. J.B.B.

Härtling will überzeugen

Zwei Uhr morgens in einem Hotelzimmer in Tübingen, Station eines „Vorlese-Marathons": Aufgewühlt von einer Diskussion mit jüngeren Zuhörern, beginnt Peter Härtling einen **„Brief an meine Kinder"** zu schreiben (Radius Verlag, Stuttgart. 64 S., 16 Mark). Die Niederschrift wird über fünf Monate – bis April 1986 – fortgesetzt. Ihr ist zu entnehen, daß der Autor und seine Kinder zwischen Wüten und Resignation schwanken, und zwar führender Politiker des Westens wegen, die sie für „amoralisch bis ins Mark" halten. Überzeugt, daß seine Generation üble Mitgift hinsichtlich der neuen Technologien den Nachkommen hinterlasse, erwartet der Autor von seinen Kindern, daß sie Wandel schaffen.

Anhang des schmalen Bandes bildet die am 15. 11. 85 in Tübingen gehaltene Dankesrede Peter Härtlings für den ihm zugesprochenen Preis der „Stiftung zur Förderung der geistigen und künstlerischen Arbeit". Der Preis ist von der Württembergischen Hypothekenbank eingerichtet und vom Land Baden-Württemberg gefördert. – Erstaunlicherweise ist in dem vorausgegangenen „Brief an meine Kinder" zu lesen, daß der Redetext dem Verfasser Mühe bereite, weil er „gegen den Widerstand einer Zuhörerschaft" schreibe; womöglich würden „Honoratioren" im Publikum sitzen. Ja, wie? Hatte etwa die Hypothekenbank Peter Härtling zur Annahme des Preises gepreßt, gar geprügelt? Das wäre wirklich ein finsteres Kapitalistenstück.

ESTHER KNORR-ANDERS

Messner verzichtet auf keinen Gipfel

Von WALTER-H. RUEB

Der berühmteste Bergsteiger unserer Zeit ist zu seiner längsten Expedition aufgebrochen: er will dem 3000 Kilometer langen Weg der Sherpas durch Tibet folgen, anschließend zwei Achttausender bezwingen. Gipfelsiege auf Makalu und Lhotse fehlen ihm noch, dann ist Reinhold Messner der erste und einzige Mensch, der alle 14 Achttausender der Welt geschafft hat. Vor dem Abflug zu seiner großen Reise hatte Reinhold Messner sein jüngstes Buch schon in der Tasche: **„Wettlauf zum Gipfel"** (Strategie und Taktik meiner Höchstleistungen. Herbig Verlag, München. 160 S., zahlr. Abb., 38 Mark.) Messner bezeichnete seine Aufzeichnungen in diesem Band als Summe seiner Bergerfahrungen; er sprach ganz offen von Abschied, wenn auch nur von einem Abschied vom Bergsteigen. Natürlich fehlt es im Buch nicht an Fotos, Berichten und Kommentaren über die neuesten und spektakulärsten Siege und Niederlagen des „Achttausendsassas" bei der Gasherbrum-Überschreitung, Erstürmung der Annapurna-Wand, gescheiterter Makalu-Besteigung im Winter – schließlich gibt es ja auch Verpflichtungen gegenüber Sponsoren und Medien.

Am Schluß des informativen und spannenden Buches rechtfertigt sich Messner gegenüber jenen, die sein Tun als elitär, ja als verrückt bezeichnen. „Nicht wer die Grenzen überspringt, die in uns liegen, ist verrückt, sondern wer sie negiert ... Ich plädiere für Mut, nicht für Größenwahn, für Selbstforderung, die adelt, und nicht für jene hehren Phrasen, mit denen sich so viele beweihräuchern. Solange die junge Generation lebt, als habe sie keine Idee, und die alte, als habe sie den Schlüssel zum wahren Alpinismus, will ich weiter klettern."





Der Himmel in Spanien

Eine seltsame Atmosphäre von Geheimnis und Erinnerung herrscht im teils maurischen, teils christlichen Schloß, gelegen an den Ausläufern des zerklüfteten Gebirges nördlich von Sevilla. Sie berührt jeden Besucher in irgendeiner Form. Man spürt bei der Lektüre dieses Romans, daß die englische Autorin ein Faible für den spanischen Süden hat. Sie kennt die Landschaft, in der sie ihre Liebesgeschichte zur Zeit des Carlistenkrieges ansiedelt. Man schreibt *das Jahr 1834, Ferdinand VII. ist tot.* Das salische Erbfolgerecht, demzufolge Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen sind, wird aufgehoben, Ferdinands vierjährige Tochter Isabel anstelle ihres Onkels Carlos zur Thronerbin ernannt. Don Carlos' Anhänger versuchen in einem blutigen Aufstand dagegen anzugehen.

In die Wirren dieses Carlistenkrieges geraten drei junge Engländer: der launische Clive, seine Ehefrau Lucy und die 22jährige *Charlotte, Tochter eines englischen Militärs,* der sie wie einen Jungen erzog. Dieser tapfere englische Soldat erlebte zwischen den Kampfhandlungen auch eine Liebesaffäre

Constance Heaven:
Spanischer Frühling
Aus dem Englischen von Edith Haider. Paul Zsolnay Verlag, Wien. 384 S., 34 Mark.

mit einer bildhübschen Andalusierin. Das hatte ein Duell mit dem Gatten zur Folge, dem dieser erlag.

In Sevilla war das Ereignis Stadtgespräch. In England schwieg man sich darüber aus. Deshalb war Charlotte, die mit den Eltern auf dem Lande lebte, nach dem Tode des Vaters baß erstaunt, als sie im Geheimfach von dessen Sekretär das Bild einer zauberhaften jungen Frau entdeckte. Als nun Vetter Clive und seine Frau Lucy beschlossen, einen Winter im sonnigen Spanien zu verbringen und Charlotte zur Mitreise aufforderten, sagte sie gerne zu. Diese Reise hatte allerdings ganz andere Hintergründe: Clive war ein begeisterter Carlist und wollte in Spanien als Kurier zwischen den Fronten fungieren. Er wurde geschnappt, wieder befreit, floh auf ein Schiff, das unterging. Doch er konnte sich retten.

Auch der edle Don Lorenzo erlebt mit *Charlotte allerlei höchst gefährliche* Abenteuer. Und die beiden Regierungstreuen finden nur unter Schwierigkeiten zusammen. Schließlich läuten aber die Hochzeitsglokken. – Diesen Unterhaltungsroman mit historischem Hintergrund liest man in einem Zuge.

ELISABETH BOETTICHER

Thorwald weiß es

Von VERA ZYLKA

Nach seinem Welterfolg „Das Jahrhundert der Chirurgie" widmet sich Jürgen Thorwald, gleichermaßen Arzt und Philosoph, in seinem neuesten Werk wiederum seinem Lieblingsthema: der operativen Medizin. „Im zerbrechlichen Haus der Seele" fügt er Stein auf Stein zum grandiosen Gebäude der Gehirnchirurgie. Unerschöpflich scheinen die historischen Quellen, die Thorwald freilegt. Er zaubert die Atmosphäre des Jahrhunderts.

Vor „seinem" Jahrhundert prägte ein unbekannter Ägypter zur Zeit des alten Pharaonenreichs, in den Jahren um dreitausend vor Christi Geburt, in Hieroglyphen den Begriff „Gehirn", als er die Geschichte von 27 Gehirnkranken und Schädelverletzten der Nachwelt hinterließ. Seine

Jürgen Thorwald:
Im zerbrechlichen Haus der Seele
Macht und Ohnmacht der Gehirnchirurgen. Verlag Droemer Knaur, München. 352 S., 38 Mark.

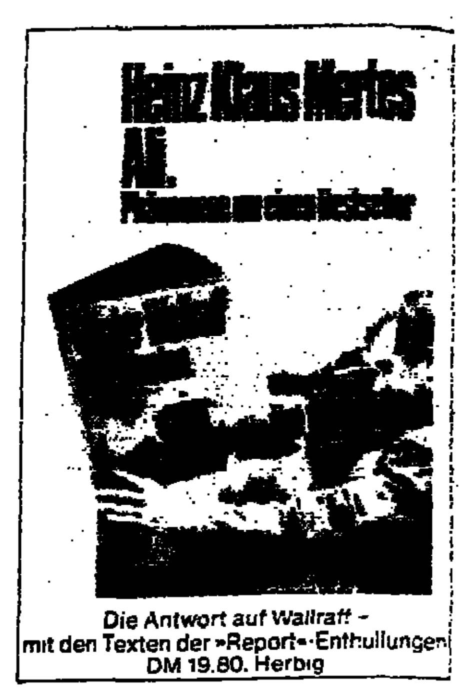
damalige Aussage – „dies ist eine Krankheit, die man nicht behandeln kann" – betraf einen Verletzten, dessen Sprachzentrum durch Zertrümmerung des Schädels in der linken Schläfe zerstört war.

Fast fünf Jahrtausende war die Feststellung, „man kann Hirnkranke nicht behandeln", ein Grundsatz, der keines Beweises bedurfte. Trotzdem hatten in dieser Zeit Medizinmänner, Zauberer, Barbiere, Steinstecher und letztlich Chirurgen das Gehirn zum Objekt ihrer Barbarei gemacht. Der Eindruck der Seelenlosigkeit hielt bis in unsere Zeit vor. So erlitt ein Assistent des Briten Victor Horsley, des Vaters der Neurochirurgie, nach dreistündiger Operation eines schnell gewachsenen Hirntumors einen Zusammenbruch, den er mit den Worten quittierte: „Das war keine Operation. Das war eine Schlächterei." Horsleys Erwiderung auf die Reaktion seines jungen Kollegen: „So unvollkommen unsere Erkenntnisse auch sein mögen, die einzige Behandlung eines Gehirntumors besteht in der Operation." Dabei waren die Voraussetzungen für derartige Eingriffe am Gehirn noch völlig unzureichend. Zur Blutstillung gab es lediglich Wachs; Gefäßunterbindungen und Infektionslehre waren unbekannt. Zur „Desinfektion" begnügte man sich mit Karbol, was dem Operateur Horsley den Spitznamen „Karbol-Lord" einbrachte.

Er war derjenige, der im Jahre 1875 die erste Hirnoperation durchführte, indem er vernarbtes Hirngewebe herausschnitt. Bereits 1887 entfernte er erstmalig aus dem Wirbelkanal eines Querschnittgelähmten einen Rückenmarkstumor, wodurch es ihm gelang, den Patienten endgültig zu heilen.

Der Name Horsley und seine empirischen operativen Leistungen mögen hier nur als ein Beispiel für die Vielzahl herausragender Leistungen von Neurochirurgen stehen, die Thorwald bis in die kleinsten Einzelheiten beschreibt. Eines der umfassendsten Kapitel widmet der Autor dem Gehirnchirurgen Wilder Penfield, der das erste allumfassende neurologische Institut im kanadischen Montreal errichtete.

Jürgen Thorwald offenbart in seinem Buch nicht nur ein umfassendes medizinisches Wissen, sondern auch fundierte historische Kenntnisse. Die schwierige Materie der Neurochirurgie vermag er durch Einflechtung menschlicher Tragödien wie Komödien packend zu gestalten.



Sagan und die Gräfin

Von H. J. SCHMELZER

Françoise Sagans neuer Roman dürfte die Leser in mancher Hinsicht überraschen. Wer sich auf die für Sagan-Geschichten typische Szenerie aus Spielbanken, Luxusstrandhotels und jaulenden Rennpisten gefaßt macht, muß sich gründlich umstellen: weit und breit kein Jet, keine Sportlimousine, nicht einmal eine Teerstraße. Wir schreiben das Jahr 1832, Zeitalter des Bürgerkönigs Louis Philippe, dessen Untertanen von „Gesetzen, Vorurteilen und Schrullen versklavt" wurden. In den Mittelpunkt tritt Flora, blutjung und zum Verrücktwerden schön, Witwe eines englischen

Françoise Sagan:
Stehendes Gewitter
Aus dem Französischen von Arja Wilms. Bertelsmann Verlag, München. 224 S., 29,80 Mark.

Lords, die auf ihr aquitanisches Heimatschloß zurückgekehrt ist. Ihre große Liebe ist ein junger gefeierter Dichter von unwiderstehlicher Anziehungskraft, ein Bauernsohn, so lesen wir, der „seine Heugabel mit einer Harfe und seinen Strohhut gegen einen Glorienschein vertauschte".

In Paris erhebt der König ihn in den Ritterstand. Doch welcher Krautbaron in der Provinz erkennt den Parvenu schon an? Man rümpft die Nase, als Gräfin Flora mit diesem Ackerpoeten eine Liebschaft eingeht. Auf einem Schloßball kommt es zu *Beleidigungen, es setzt Ohrfeigen, und am* Morgen wälzt sich ein Marquis neben seinem mausetoten Bruder im Blut.

Aber es kommt noch viel schlimmer: denn nachdem der dichtende Bauernlümmel einmal ins gräfliche Bett geschlüpft ist, betrügt er die Dame mit einer Kammerzofe, die zur Stillung ihres Sexhungers außerdem noch zwei Knechte, den dicken Präfekten und einen Chevalier verschleißt.

Dieses Melodrama erzählt uns Nicolas Lomon, ein Star unter den Provinznotaren. Die Tragödie, die er miterlebt und durchlitten hat, machte aus ihm einen einsamen, alten Mann, der seine Erfahrungen nur mit größtem Widerstreben zum besten gibt. Kein Kapitel, in dem er nicht über die Albernheit seines Beginnens klagt und die Feder wegwerfen will („Dieses kindische Gefasel über meine Vergangenheit – Ende dieser Woche werde ich dies alles verbrennen"). Das Getue verliert an Schlagkraft. Weiß der Leser doch, daß das Buch fertig wird und der Verleger darauf wartet.

Der Mann, in dessen Seelenlabyrinth sich die Autorin stiehlt, liebt selbst die schöne Gräfin bis zur Verzweiflung, erwirbt ihre zärtliche Freundschaft, noch ehe der Rivale auf den Plan tritt; den möchte er am liebsten ermorden. Wie abgeschmackt von diesem, dem Ausgestochenen alle Einzelheiten seiner Bettszenen mit Flora zu erzählen. Doch richtig neidisch wird der Notar erst, *als er* den Dichter mit der Sexzofe in einem Waffenkabuff des gräflichen Schlosses überrascht: „Der ganze Körper dieses Mannes strahlte Sattheit, körperliche Glückseligkeit, völlige und tierischste Befriedigung aus." Als er anderentags vor verschlossenem Liebesversteck wieder zwei Körper „in schnellem Rhythmus gegeneinanderklatschen" hört, versucht er die Tür einzurennen und holt sich Beulen an Stirn und Schädel.

Warum diese Wut und Eifersucht, fragt man sich, kennt der sonst so gesetzte Notar doch selbst genügend Huren, die er in Bordeaux regelmäßig aufsucht, um seine „aufgestaute Sinnlichkeit zu befriedigen". Hätte es ihn nicht auch ein bißchen trösten können, daß Flora, die ihn als Lebensgefährten verschmäht hatte, mit dem Dichter letztlich kein Glück hat? Statt aber die Freundin hinter dessen Schliche zu bringen, will er ihr zweifelhaftes Glück sogar retten, indem er *die liebestolle Zofe zur Rede stellt.*

Eine aufschlußreiche Lektion erteilt uns hier die Autorin über die verschlungenen Maulwurfsgänge männlicher Psyche.

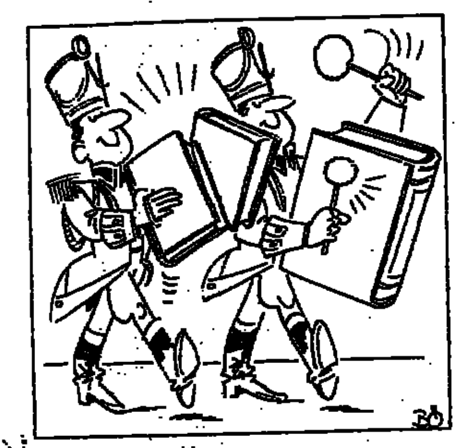
Weise ist Françoise Sagan nach dreißig Jahren Ruhm geworden. Auf Schritt und Tritt streut sie Belehrungen aus, oft von rührender Banalität: „In der Liebe ist das Schweigen viel aufschlußreicher als alles Gerede." Oder: „Es ist leider wahr, *daß sich* in den Aussagen eines Mannes über eine Frau, die sich ihm nicht hingegeben hat, der Sarkasmus beinahe unvermeidlich ist." – Wer glaubt, die Sagan hätte der Welt nichts mehr mit zuteilen, irrt gründlich. Die Erfolgsautorin wird uns auch weiterhin mit ihrer Kunst in Atem halten.

Flurin Spescha kann über alle Hügel blicken

Von PAUL F. REITZE

Ein Volkslied aus Graubünden, in rätoromanischer Sprache, erzählt von der Grille und der Ameise, die heiraten wollen. Kaum haben sie den Ring getauscht, da schlägt das Schicksal zu, in der trivialsten und zugleich ungerechtesten Weise. Der zirpende Bräutigam, der sein Glück kaum fassen kann, hebt vor Entzücken zu einem halsbrecherischen Purzelbaum an. Er bricht sich das Genick. Die Ameise reist mit einer Hoffnung wider alle Hoffnung übers Meer, auf der Suche nach einer Arznei. Als sie zurückkehrt, ist die Grille längst vermodert. Die Ameise steht am Grab und weint, bis auch sie zerbricht.

Flurin Speschas Held Amedes, also Amadeus, ist in den Bündner Bergen mit diesem Volkslied aufgewachsen. Es entwickelt sich zu einer Art Partitur für sein Leben. Er kommt zwar stets noch davon, doch es bleiben Blessuren, an Leib wie Seele. Als Kind erleidet er mehrere Unfälle. Eine Inklination zur Migräne und ein verkürztes Bein sind die Erinnerungszeichen. Er lernt, daß es für



ihn nichts zu lachen gibt. Wo andere Karriere machen, erklimmt er nurKrankheitsstufen. Die Psychosomatik hat ihn fest am Wikkel.

Flurin Spescha, 1958 in Graubünden geboren, hat indes mit seinem Erstlingsroman kein Stück Jammertal-Prosa geschrieben, wie es so viele seiner Altersgenossen im deutschsprachigen Raum in ihren Debütwerken tun. Er macht augenfällig, daß der Alptraum eine Spielart des Traumes ist. In hellen Bildern beschwört er Kindheitswelten. Das Gewicht der Bündner Hügel ist mehr als nur eine Last, die niederdrückt; es formt auch. Spescha zeichnet in allen Verästelungen Dorfleben nach. Es ist eng und weitet doch den Blick, weil Existenz hier verdichtet, wie auf einer Bühne, faßbar wird.

Auf einer ersten Erzählebene wird das soziale Geflecht eines Dorfes auf der rätoromanischen Sprachinsel dargestellt. Nach einem Unfall, den Amedes in der Bretagne erleidet, macht zu Hause sogleich die Hiobsbotschaft die Runde, er habe beide Beine verloren. Eine maßlose Übertreibung, wie sich zeigt. Aber für das Dorf ist dies sozusagen nur ein Stichwort für einen Dialog der Hilfsbereitschaft. Der Architekt überlegt, wie man den Kirchenraum kostengünstig so umbauen kann, daß der Rollstuhl Platz findet. Jeder will sein Scherflein beitragen. Der Tratsch mündet in konstruktive Phantasie. Spescha zeichnet Volksseele in ihrer ganzen Ambivalenz, mit leisen, die Ironie nur eben streifenden Farbtönen.

Auf einer zweiten Erzählebene kommt die Familie des Helden ins Blickfeld, vor allem Mutter und Vater, „das ältere Duo". Auch hier keine Abrechnungsprosa. Der Sohn schreibt sich an seinen Vater heran, der kurz vor Beginn des Romans gestorben ist. „Weißt du noch, Vater?", fragte er immer wieder im Zwiegespräch mit dem Toten. Das ist alles andere als eine Lebensbeichte, als eine Rechtfertigung. Spescha gelingt die Beiläufigkeit einer Korrespondenz.

Die Schweizer Literatur mißtraut traditionell der Alpenstatur von Helden; sie bleibt gern im Tal, liebt wie die helvetische Staatsform der direkten Demokratie das Kleine als das Maß der Dinge. Dies ist nicht mit Kleinlichkeit zu verwechseln. In den Rückblenden in die Kindheit gelingen Spescha so – was kein Widerspruch ist – geradezu gewaltige Genrebilder, ob es sich nun um die Vorbereitung auf die Erstkommunion oder um Schulhofszenen handelt. Das geschieht, indem Bedeutungsebenen übereinandermontiert werden, etwa wenn der kleine Amedes den Erstkommunionstag, den sogenannten Weißen Sonntag, mit Schnee und Winter assoziiert, das Letzte Abendmahl mit einem letzten Nachtessen. Da kann dann in kindlicher Sinnverrückung plötzlich Christus vom Kreuzesstamm herabsteigen und mitagieren, ohne daß blasphemische Bereiche nahe kämen.

Flurin Spescha:
Das Gewicht der Hügel
Roman. Verlag Nagel & Kimche, Zürich. 207 S., 29,80 Mark.

Spescha verfügt über eine Sicherheit, die man in Erstlingsbüchern nicht oft findet. Was erzählt wird, ist ohne Ausnahme durch das Bewußtsein des Autors gegangen, in der Sprache eines reflektierenden Ichs gewissermaßen entschlackt worden. Dies ist so weitgehend gelungen, daß die zeitliche Abfolge des Dargestellten dann völlig ohne Belang ist.

Spescha erzählt nicht, indem er mehr oder weniger frei Masche an Masche fügt. Er verknüpft sehr Nahes mit sehr Fernem, nach einer inneren, fast immer plausiblen Ordnung. Er überläßt sich dem Bewußtseinsstrom des Helden, als gelte es,Tagträume in einem Fixierbad zu bannen. In der Sprache des Fernsehens: Seine Bildsequenzen bedürfen nicht des nachträglichen Schnitts, sie sind so sendefähig, wie sie das Licht erblicken. Das ist für einen Debütanten eine beachtliche Leistung.

Spescha hat auch die Gefahren eines solchen Vorgehens gesehen. Die Perspektive kann sich zu sehr verengen, wenn ein in seiner Lebenserfahrung und Aufnahmefähigkeit notwendigerweise begrenzter Held Gegenwelten nicht mehr einzubinden vermag, sie verkürzt.

Mit einigem Kunstverstand wechselt der junge Schweizer Autor aus der Ich- in die Er-Form, wo Distanzierung notwendig wird. Aber hier liegen trotzdem noch Mängel des Buchs. Zu oft wird nur kommentiert, nicht gegengehalten. – „Mein letzter Purzelbaum ist jetzt drei Jahre her", sagt Speschas Held. Seinem geistigen Vater ist ein Debüt fast ohne Sturz gelungen, Grille und Ameise sind nicht seine Wappentiere.



Kunterbunter Plunder: Auf dem Flohmarkt
FOTO: GERTRAUT BRACHAT-UMMER

Meckels Plunder

Von HANS EGON HOLTHUSEN

Es geht in diesem Buch um die Entdekkung und Beschreibung einer Wunderwelt namens Plunder, die durch eine bis in die Kindheit zurückreichende Liebesbeziehung zu einem einzelnen Wort unserer Sprache vermittelt worden ist: „Es reimte sich auf Holunder und Wunder und war der unscheinbare unter den Reimen. Aber in seinem Innern – wer weiß, was dort lebte. Vielleicht ein Kobold in Gestalt des Froschs. Das Wort schien auf ungeschickten Füßen zu hüpfen – Plunder, Plunder. Es kam nur schwer vom Fleck und flog nicht gern. Fliegen hatte der Wortlaut nicht gelernt, das lag an dem U. Es hing mit dem U am Boden der Sprache fest, wo die ungeflügelten Wörter an Krücken gehen, sich krank sagen lassen und maulfaul verkümmern . . ."

Alles andere als „maulfaul" erscheint uns dann aber der sprachliche Elan, das Aufgebot der künstlerischen Mittel, mit dem der einundfünfzigjährige Christoph Meckel seinen Gegenstand aufs Korn nimmt. „Fliegendes Zeug. Es ist eine lautlose Ware." Eine Ware? Es ist die „Weltmacht alles Zwecklosen, Überflüssigen und Ungezählten, Unordentlichen und Fallengelassenen, Nichtnachgefragten und Aussortierten." Eine Art von „Aussteiger", so will es scheinen, hat das Wort ergriffen, ein Enzyklopädiker des Irrelevanten, ein Panegyriker desUnverkäuflichen, in dem er das eigentlich „Unbezahlbare" erkannt hat – einer, der wie in Zungen redet und in Sätzen, die alle mit „Es ist" beginnen.

Christoph Meckel:
Plunder
Hanser Verlag, München. 136 S., 22 Mark.

Man hat sich da auf etwas eingelassen, das nicht nur unabsehbar und allgegenwärtig, sondern auch grundsätzlich ordnungsfeindlich ist. Ein Chaos, eine höchst beängstigende Fülle der Gesichte. Aber der Autor wird damit fertig, indem er es durch syntaktische Maßnahmen zur Räson bringt. Das Viel-zu-Viel erscheint in gruppenweisen Verbindungen, als Zweier-, Vierer-, meistens als Dreiergruppe. „Es ist das Zahnstocherfäßchen aus Settignano, das gestohlene Handtuch aus dem HOTEL SENLIS und die abgeschnittene Locke im Rauschgoldpapier."

Eine zweite Spielart von Geschichten beschäftigt sich mit faktischen (oder möglichen) Zeitgenossen und ihrem Verhältnis zum Plunder, als welcher er nun unversehens zum „Maßstab" erhoben wird, als wäre „Plunder" nichts anderes als ein Tarnwort unter Eingeweihten für das Prinzip des Moralischen. Einerseits dieser sanfte, in sich gekehrte Stadtstreicher, der Höhlenbewohner, der in den Abfallkörben der Boulevards „forscht" und im „Sammeln und Verscherbeln" sein Glück findet. Auf der anderen Seite also der plunderfeindliche Mensch. Er ist „der Zeitgemäße in allen Formen, der Aufsteiger, der Tycoon, der dynamische Mensch", unter Umständen aber auch der Mensch von Kultur.

Schließlich die „Rahmenhandlung", in der die autobiographischen Bewandtnisse verarbeitet sind. Die Wintermonate in Berlin, genannt Babylon-City, die schöneren Jahreszeiten in den Departements Vaucluse und Drôme im südöstlichen Frankreich. Erinnerungen an Aufenthalte auf Korsika, an Bombennächte in Freiburg („Ich war zehn Jahre alt und konnte glauben, die Zerstörung sei dem Plunder zuliebe geschehen."), an das Frühjahr '45 im zerbombten Erfurt, das Chaos, die Ratten, die Marodeure.

Die Rahmenhandlung spielt zwischen dem Erzähler und Caroline, die an das Wunder glaubt und an das bewußte Reimwort, das „unscheinbare". Sie ist zum Fressen, diese Caroline, ein Fratz, ein Herzblatt, eine kluge, originelle, ständig dreinredende Person.

Es gibt oder gab doch noch vor ein paar Jahren in New York ein Etablissement namens „Serendipity" (Manhattan-Ostseite in den „oberen Fünfzigern"), das war die Sammelstelle für allen höheren Trödel und Plunder aus dem ganzen umliegenden Biotop, ein Kultobjekt für sensible Intellektuelle. „Serendipity" ist ein Wort, das Horace Walpole, ein englischer Autor des 18. Jahrhunderts, in die Welt gesetzt hat. Das Wort ist in die Umgangssprache eingegangen und bedeutet so viel wie „die Gabe, durch Zufall unerwartete Entdeckungen zu machen" (Langenscheidt). Paradigma ist der Plunder, von dem Meckel behauptet, er sei „das einzige, was wir von der Zukunft wissen: Sie stellt ihn her aus dem, was wir heute sind". Er steht für das Offene, das ganz Andere, die Freiheit der Poesie, ja für Freiheit überhaupt.

Thomas Bernhards Held im Abseits

Von OTTO F. BEER

Mit seinen 651 Seiten ist dies der bisher längste Roman von Thomas Bernhard. Er stellt die radikalste Formulierung eines Themas dar, das auch sonst im Werk dieses Autors vorgebildet ist: die Abkehr von den Wurzeln, die Absage an die Herkunft, insbesondere die Loslösung von der österreichischen Heimat. An Invektiven dieser gegenüber mangelt es hier nicht. Es ist die altvertraute Bernhardsche Litanei von einem nationalsozialistisch-katholischen Österreich.

Wer in Österreich noch erlebt hat, wie Katholiken von den Nazis in die Konzentrationslager geschickt oder zum Tode verurteilt oder ins Gefängnis gesteckt worden sind, weiß allerdings nicht, wovon Bernhard spricht. Er erweist sich hier als terrible simplificateur. Auch die Sozialisten bekommen ihre Portion ab, es ist ein Rundumschlag, bei dem keine Opfer geschont werden.

Die Familie, die sich Bernhard zum Thema erkoren hat, paßt genau in das vorgefaßte Schema. Es handelt sich um Großgrundbesitzer, und auf ihrem schloßartigen Wohnsitz Wolfsegg gehen zu Kriegszeiten die Gauleiter ein und aus, aber ebenso die Erzbischöfe. Die Familie ist sagenhaft reich, knausert jedoch an den einfachsten Dingen. Der Ich-Erzähler dieses Romans, der 46jährige Franz-Josef Murau, ist ihr immerhin entwischt. Er läßt den schwächlichen Vater, die betriebsame Mutter, die beiden unansehnlichen Schwestern zusammen mit dem Bruder, der dereinst die ganze Herrlichkeit leiten soll, zurück und geht nach Rom.

Auf der Piazza Minerva gegenüber dem Pantheon hat Franz-Josef sich eine Wohnung gemietet („viel zu teuer!" seufzt man daheim) und geht seinen vorwiegend literarischen Studien nach. Offiziell ist er der Lehrer seines Freundes Gambetti, in Wahrheit dessen Mentor in der Welt der Künste. Und er schildert diesem anschaulich die Stumpfheit und Verkommenheit seines heimatlichen Wohnsitzes. Wolfsegg in sich auszurotten – das ist sein Bestreben, das ist auch das Anliegen eines Manuskriptes, das er „Auslöschung" nennt. Bis dahin hat es seltsame Wege.

Thomas Bernhard:
Auslöschung
Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 651 S., 48 Mark.

Die Mutter des Erzählers taucht in Rom auf. Nicht nur um nach ihrem Sohn zu sehen und auf der Via Condotti luxuriös einzukaufen. Sie treibt ihren Katholizismus so weit, daß sie ein Verhältnis mit dem vatikanischen Erzbischof Spadolini unterhält. Und dieser ist eine der faszinierendsten Figuren des Romans: ein Mann von hoher geistiger Beweglichkeit und Eloquenz, zudem ein Elegant des Kirchenstaates, der auch dem Sohn als geistiger Mentor dient und ebenso dessen Freund Gambetti. Eine Schlüsselfigur, wie so oft bei Bernhard? Man weiß es nicht.

Jedenfalls taucht im römischen Umkreis eine österreichische Dichterin auf, in der wir wohl Ingeborg Bachmann vermuten dürfen (sie kommt ausnahmsweise gut weg). Und der Wiener Rabbiner Eisenberg kommt sogar mit vollem Namen vor.

Muraus Weg fort von der Heimat und ihrer Stumpfheit hat ihn vorerst nach Oxford geführt (auch dies nutzlose Verschwendung in den Augen seiner Familie), ehe er sich sein geistiges Revier in Rom aufbaute. Von hier regnen seine Bannflüche gegen das verhaßte Wolfsegg und dessen geistige Umgebung nieder. Der Katholizismus „ist der größte Zerstörer der Kinderseele" und mache aus Menschen stumpfsinnige Kreaturen. Die Sozialisten verdienten ebenfalls ihren Namen längst nicht mehr, betrieben „eine ungeheure Vernichtungsmaschine". Und von den Nationalsozialisten weiß er, daß sie in ihren Glanztagen in Wolfsegg ein und aus gingen und hernach vom Vater in einem Nebengebäude versteckt wurden, ehe sie wieder in voller Glorie hervortreten konnten: „Der österreichische Mensch ist durch und durch ein nationalsozialistisch-katholischer von Natur aus."

Dies ist zum Teil die alte Bernhardsche Litanei. Sie wird in jenem System von Ringelsätzen vorgetragen, die immerzu wiederholt und variiert werden nach dem System „Du mußt es dreimal sagen!" – und so kommen eben 650 Seiten zustande. Dabei kriegt nebenbei auch Goethe sein Fett ab: Seine Philosophie sei die größte Scharlatanerie der Deutschen, sein Werk ein „philiströser



Thomas Bernhard
FOTO: BRIGITTE FRIEDRICH

philosophischer Schrebergarten". Allerdings bekennt Murau später, er sei ein „Übertreibungskünstler", und das Geheimnis der großen Kunst sei eben die Übertreibung, der er sich verschrieben habe.

Doch in seinem Bestreben, Wolfsegg in sich auszulöschen, erleidet Franz-Josef Schiffbruch. Eines Tages erreicht ihn von dort ein Telegramm seiner beiden ungeliebten Schwestern. Die Eltern und deren vorgesehener Erbe, der Bruder, sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er muß heim, um eine Beisetzung zu organisieren, die in ihrem Pomp und ihrem verschwenderischen Übermaß wahrhaft erdrückend wirkt. Hier muß er erkennen: Das verhaßte Wolfsegg ist ihm auf den Kopf gefallen, denn er ist der Alleinerbe. Wie soll er dem nun entgehen, wie die „Auslöschung" ins Werk setzen?

Seine radikale Lösung des Problems erfahren wir erst auf den letzten Seiten des Buches. Nachdem beim Begräbnis noch einmal die katholischen und die nationalsozialistischen Freunde der Eltern in breiter Front aufmarschiert sind und sogar aus Rom Erzbischof Spadolini, der Geliebte der Mutter, angerückt ist, kommt ihm die erlösende Idee: Er macht die ganze Pracht der israelitischen Kultusgemeinde zum Geschenk. Zwar sieht sich der Leser hier der bangen Frage gegenüber, auf welche Weise er dann sein luxuriöses Leben in Rom finanzieren will – aber das entnehmen wir der vorletzten Zeile des Werkes: Murau stirbt sehr bald, nachdem er sein Manuskript der Auslöschung vollendet hat. Wir nehmen es gern zu Kenntnis, denn andernfalls hätte dieser Schlußakt noch gut und gerne weitere hundert Seiten abgegeben.



Lyriker stellen die Lieblingsgedichte aus ihrem eigenen Schaffen vor

HILDE DOMIN

Gleichgewicht

Wir gehen
jeder für sich
den schmalen Weg
über den Köpfen der Toten
– fast ohne Angst –
im Takt unsres Herzens,
als seien wir beschützt,
solange die Liebe
nicht aussetzt.

So gehen wir
zwischen Schmetterlingen und Vögeln
in staunendem Gleichgewicht
zu einem Morgen von Baumwipfeln
– grün, gold und blau –
und zu dem Erwachen
der geliebten Augen.

Entstanden in San Rafael de la Sierra, September 1955. Aus: „Nur eine Rose als Stütze". Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1959.

KARL KROLOW

Musik

Musik: das ist Gesumm
von drüben, verstehst du?
Du hängst noch etwas herum.
Dann gehst du.

Musik: das heißt, ich warte
daß es brennt,
setze auf eine Karte,
was man „alles" nennt.

Eine Briefstelle lang
dieser Sound, der dich schmeißt,
daß du nichts als den Drang
hast, der aufreißt

ein Mädchen, einen Blick.
Musik, das ist Gesumm
von drüben, ein Todesstrick.
Und du hängst weiter herum.

Aus: „Herbstsonett mit Hegel". Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1981.

ELISABETH BORCHERS

Beständige Dinge

Des Goldschmieds Gold, das nicht verkommt
Des Malers Bild aus Kunst gemacht
Die Logik des Lichts am Ende des Tunnels.

Die Mauern sind hart ehe sie fallen
Das Haus steht fest ehe es stürzt

Was soll ich mehr sagen
Die Zeit ist kurz.

Aus: „Wer lebt". Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1986.

HANS-JÜRGEN HEISE

Arbeitsteilige Welt

Ende Oktober die Sonnenstrahlen
sind schon geschient Und wo früher
Forstarbeiter das Laub zusammenfegten
faucht jetzt ein Gebläse
die Waldwege frei
Die Drosseln
längst angepaßte Verkehrsteilnehmer
lassen sich – schöne arbeitsteilige
Welt – in der Caprivistraße
die runterprasselnden Nüsse
von Autos aufknacken

Entstanden 1980. Aus: „Der Phantasie Segel setzen". Verlag Kerle/Herder, Freiburg 1983.

WALTER HELMUT FRITZ

Robert Minder

Jung und alt,
das Gesicht rheinaufwärts,
rheinabwärts.

„Ich blieb immer zwanzig,
welche Anmaßung."

Er will gehen,
gehen.

„Die Ein-Bildung,
dieser Leib."

Die Gegend der Zuversicht
noch immer erreichbar.
Er wird ans Meer fahren.

„Den Verstand verlieren
und zu Sinnen kommen."

Am Bahnhof.
Die Augen sind Muscheln.

„Das Leben zurückgeben.
Mich zu beklagen,
habe ich keinen Grund."

Er nimmt Platz

Aus: „Wunschtraum, Alptraum". Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1981.

REINER KUNZE

Rouge et Noir

Edvard Munch: Rouge et noir,
farbholzschnitt, 1898

Wir sind ausgeschlossene
von geburt

Und jeder schließt jeden aus

Deshalb umarmen wir einander

Umarmung schließt alle aus
außer einem

Entstanden 1982. Aus: „eines jeden einziges leben". S. Fischer Verlag, Frankfurt 1986.

WALTER HÖLLERER

Untergrund II

Es tickt und tickt im Untergrund.
Es fährt dahin, daher von Ort zu Ort im Untergrund.
Statt Pilzen sprießt Rakete aus dem Wald.
Statt Blocksberg, Hexensabbath: Sprengkopf-Untergrund.
Und Erdgas nach Befruchtung ruft, vom Himmel hoch.
Entsorgung sorgt sich, tickt und tickt.
Chemie im Wasser tickt im Untergrund.
Und kommt Atom geflogen, setzt sich auf Atomkraftwerk,
auf Brennstab-Aufbereitung und Atommüll-Untergrund.
Wer hat dich hier, du schöner Wald, so sehr durchwühlt,
nicht Wildschwein, Fuchs und Dachs
und auch nicht Rübezahl und Schöne Lau und Drachenbrut.
Marschkörper, SS 20, Pershing sitzt im Märchenwald,
im Westerwald, und Schwäbisch Alb, im Fläming auch, wer weiß, demnächst,
und warte, balde bist auch du –
Es tickt. Du
hörst es nicht?
Du –

Aus: „Gedichte 1942–1982". Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1982.

HEINZ PIONTEK

Wie sich Musik durchschlug

Mittags kam ein Mädchen
in den Eßraum
der Gemeinschaftsküche
(Armenküche).

Von der Front im Norden war sie
zu der im Süden gepilgert,
mit nichts
als einem staubigen Geigenkasten.

Gern nahm sie einige Löffel
Graupensuppe,
den Kasten auf den Knien.

Jeder sah den Zusammenhalt
ihrer geraden Schultern.

Bevor sie verschwand,
strich sie für uns
alle vier Saiten an;

kleine Narben in ihrem Gesicht
wurden dabei hellrot.

Anerkennend schlugen wir lange
mit den Knöcheln
auf den Tisch –

ahnungslos begrüßten wir
das Überleben eines
klassischen Themas.

Aus dem Zyklus „Im blauen Juni 45".

KARL ALFRED WOLKEN

Sizilienreise

Als ich mir selber einmal nicht sehr nahe stand
und Huchel grade zu Besuch war, meinte er:
Dann komm doch mit mir auf den Ätna
für den Aufstieg reicht mein Atem noch
dort machen wir es wie Empedokles
der Agrigenter, lassen unsre Schuhe
etwas abseits stehen – und sind weg!
Ach, Huchel, gab ich zu bedenken
der Krater ist zu groß für uns als Grab!
Dann laß uns wenigstens mit dem Gedanken spielen
meinte er, und wir spielten mit ihm
ein paar Stunden in der Sonne
er Campari trinkend, ich Chianti.
Gut anzusehen war die junge Frau im Blumenkleid
die ab und zu bei uns vorbeikam
ihr mit den Augen folgend, seufzte er:
Ich dachte immer, einmal hört das auf
aber es hört nie auf. Also gut, ich bleibe.
Langbeinig auf dem Rasen, das Gesicht
der Sonne zugekehrt, verharrte sie so lange
bis er am Kraterrand die Schuhe wieder anzog
und weiterlebte wie es sich gehört.

Entstanden 1984. Erscheint im Frühjahr in der Münchner Edition des Schneekluth Verlags.

JÜRGEN BECKER

Odenthal

Summende Nachmittage auf den Leitern
Fachwerk Fensterläden und endlich
die Schattenmorellen
es gäbe auch stille Hänge jenseits der Kurven
der fliegenlernenden Mofas
aber die Mädchen lachen in den Fenstern
die zuckenden Kinder der Bee Gees im Heu
abends warnen die Amseln
alte Tische wandern umher in der Scheune
die Hitze hält nun besetzt
die Zone der Schatten
bald kommen die kleinen Bomben
vom Birnbaun
nachts hustend und fern einige Pferde
keins war im Krieg
im Sofort-Bild erscheint der kleine Traktor
im unteren Blau der Wiesen
du erzählst wo hinter den Feuerbohnen
am Zaun die Gefangenen anmarschierten

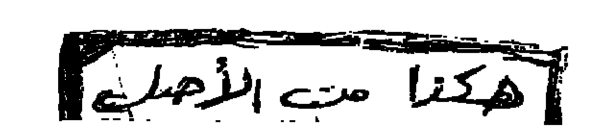
Aus: „In der verbleibenden Zeit". Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1979.

BERND JENTZSCH

In stärkerem Maße

Zapfentrommler Wald grüner Landsknecht
Mehrfach getarnt: dich erkenn ich am Tritt
Deiner Bäume, ruhelos stampfen sie auf
Auf mich zu, in stärkerem Maße, verdoppeln
Das ist mir bekannt, ihre Besuche, nachts
Oder dienstags, zu Ostern, zu jeglicher Stunde
Erscheinen, wer weiß das nicht, die kürzlich
Im Waldgrab verblichen: Erschlagne, Gehenkte.
Die Drossel sahs, bot Widerstand, sang ein Lied
Sang keins, erdrosselt, wer da in die Grube fiel
So ging er hin, blieb hier in den Bäumen
Kommt, in stärkerem Maße, auf mich zu, warnend
Vor dem, was in mir ist, beharrlich, und sagt:
Wald grünes Blasrohr Geräusche

1965 entstanden. Aus: „Quartiermachen". Carl Hanser Verlag, München 1978.



Mozart wußte ganz gut Haus zu führen

Von REINHARD BEUTH

Mozarts dritter Frühling ist angebrochen. Der Welterfolg von Peter Shaffers „Amadeus" muß da eher als Indiz für das neue Mozart-Fieber gelten denn als dessen Auslöser. Die aktuelle Konfrontation mit Mozarts Leben und Werk reicht tiefer als in die seichten Schichten eines Broadway-Erfolgs. Beginnen sollte ein solches neues Mozart-Verständnis da, wo am *meisten gesündigt worden ist:* in der Literatur über Mozart. Sie hat lange genug der Bildung von LegendenVorschub geleistet und kritische Forschung vernachlässigt. Aber auch damit scheint nun Schluß zu sein, denn gleich drei Werke atmen den Geist jener neuen Mozart-Forschung, die zuvörderst die Fakten von den Märchen trennt *und dann* die Hypothesen der Vita gewichtet.

Hypothese muß alles bleiben in jenem Kapitel, *das da heißt: Mozarts Tod.* Eine Vergiftung, die von der doch vorgeblich so aufgeklärten Mozart-Forschung vergangener Jahre noch in den Bereich der Sensationskolportage verwiesen wurde (statt dessen wurde uns die Geschichte einer zu radikalen Syphilisbehandlung aufgetischt), wird zumindest von Francis Carr wieder für möglich, ja wahrscheinlich gehalten, wenngleich auch er den armen Salieri exkulpiert. Wenn tatsächlich Gift im Spiele war, dann hat es wohl eher mit der Affäre Hofdemel zu tun als mit Musiker-Rivalitäten. Die angelsächsische *Mozart-Forschung jedenfalls scheint* an der These, daß mit Mozarts Tod etwas nicht stimmt, festzuhalten.

Sie erntet damit den heftigsten Widerspruch des Freiburger Literaturwissenschaftlers *Volkmar Braunbehrens,* dessen Buch zu einer großangelegten Sittengeschichte und Soziologie des josephinischen Wien ausholt. Braunbehrens hat mit größter Akribie recherchiert und liefert eine Darstel*lung von überzeugender Sachlichkeit.*

Vielleicht ist Braunbehrens ein bißchen zu faktizitätseitel. So stellt er das Verscharren Mozarts in einem Massengrab bei Abwesenheit aller Freunde und Angehörigen als den Normalfall dar. So weit, so gut. Nur weist Carr in diesem Zusammenhang darauf hin, daß dieser Normalfall bei den vergleichbaren Sterbefällen in zeitlicher Nachbarschaft, etwa nach dem Ableben von Bittersdorf und Michael Haydn, nicht praktiziert wurde. Die Wahrheit kann eben auch zwischen den Fakten liegen.

Das mindert nun keineswegs das Verdienst von Braunbehrens, über die zehn entscheidenden Jahre in Mozarts Leben ganz wesentliche Erkenntnisse aufbereitet zu haben. Mozart – das verkannte Genie, das sich in Armut seiner Kunst weihte: diese rührselige Geschichte ist nun nicht mehr zu verbreiten. Mozart führte ein großes Haus in Wien. Ganz verschwenderisch ar er in seiner Garderobe und seiner sonstigen persönlichen Ausstattung, wie sie aus den Rechnungen und den Nachlaßverzeichnis zu rekonstruieren sind. Ebenso offenkundig ist, daß *Constanze mit ihren persönlichen Ausgaben* nicht minder großzügig war: die beiden erinnern durchaus an (gleichaltrige!) junge Großstädter von heute, die ihre gutbemessenen Einkommen bis zur Neige auskosten in einem flotten, genußvollen Leben und selbst nicht die bescheidenste Reserve bilden.

An diesem Punkt setzt Heinz Gärtners Geschichte „Mozarts Requiem und die Geschäfte der Constanze M." ein, die sich, obgleich vom Thema her ein musikalisches Sachbuch, fast wie ein Kriminalroman liest. Dabei ist Gärtner durchaus keiner von jenen „puritanischen *Historikern, die schon im*mer gern Mozarts Frau am Zeug flicken wollen" (Braunbehrens), denn moralische Entrüstung ist ihm zumindest so lange fremd, bis die Witwe mit Lug und Trug immer noch mehr Kapital schlägt aus dem Namen ihres Mannes.

Constanze Mozart stellt sich hier geradezu als das klassische Vorbild jener Künstlerwitwen dar, die mit untrüglichem Geschäftssinn ihr Erbe verwalten und der seriösen Forschung mehr verschleiern als eröffnen. Die Mozarts: fürwahr Zeitgenossen aus dem *20. Jahrhundert.*

Volkmar Braunbehrens:
Mozart in Wien
Piper Verlag, München. 508 S., 48 Mark.

Francis Carr:
Mozart und Constanze
Aus dem Englischen von Dietrich Klose. Reclam Verlag, Stuttgart. 266 S., 13,80 Mark, broschiert 6,90 Mark.

Heinz Gärtner:
Mozarts Requiem
Langen Müller Verlag, München. 320 S., 34 Mark.



Zeitlebens umjubelt: Schostakowitsch an seinem 60. Geburtstag FOTO: KEYSTONE

Schostakowitsch war kein reicher Mann

Von DETLEF GOJOWY

Seehaus berücksichtigt in seinem Buch die meisten Schostakowitsch-Veröffentlichungen in westlichen Sprachen. Das ist schon deshalb sehr berechtigt, weil *die von sowjetischer Seite behauptete Un*echtheit dieser Publikation seither nirgendwo mit triftigen Argumenten belegt wurde.So kreist das Buch um den Grundwiderspruch, wie er sich aus allen Erinnerungen und Erfahrungen und eben aus diesen Publikationen ergibt: War Schostakowitsch parteitreuer Staatskomponist oder „Gottesnarr" in der inneren Emigration? Waren seine staats- und parteitreuen Reden, unter denen zumindest sein Name stand, eine „Maske"?

Seehaus nimmt diese Dokumente gebührend ernst, doch läßt er unerörtert, daß die öffentlichen Auftritte, zu denen sich Schostakowitsch ja drängte, nicht unbedingt eine „Maske" waren, sondern eher der freilich vergebliche Versuch, als Sowjetbürger ein gewisses Maß von Mündigkeit zu behaupten und an der Besserung von Zuständen mitzuwirken.

Ungeachtet der Anfeindungen, denen seine Musik ausgesetzt war, erhielt Schostakowitsch Stalinpreise, und Seehaus rechnet aus, wie gut es ihm nach den Verdammungen des Jahres 1948 gegangen sein müsse. Bei seiner sowjetischen Biographin Sophia Chentowa hätte er anderes nachlesen können: Die Geldbeträge solcher Preise nahm man nicht an, sondern stiftete sie in irgendwelche wohltätigen Fonds. Aber nach 1948, *als seine Werke nicht mehr gespielt und* verlegt wurden, ging es ihm in Wahrheit schlecht. Er mußte wieder Konzerte geben, um die Haushaltskasse aufzubessern, und einmal tauschte er westliche Tantiemen bei der Sowjetischen Staatsbank in Rubel, um Schulden zu bezahlen. Daß seine Frau fern vom Gatten im Kaukasus starb, hatte nichts mit einem ehelichen Zwist zu tun, sondern damit, daß sie für die Familie Geld verdienen mußte, was in Moskau nicht gelang.

Das Buch beschränkt sich nicht auf biographische und politische Aspekte; unter Mitwirkung des Komponisten Jaques Wildberger geht es intensiv auf Schostakowitschs Musik ein, und das nicht im trockenen Gelehrtenton.

Lothar Seehaus:
Dmitrij Schostakowitsch
Leben und Werk. Noetzel Verlag, Wilhelmshaven. 224 S., 29,80 Mark.

Was Burger über Liszt herausfindet

Von KLAUS GEITEL

Gedenkjahre *verbreiten oft mehr* Schrecken als Freude. Der Ruhm wird noch einmal frisch umgepflügt, das wohlbekannte Alte mit stillem Seufzen als das, was es war, wieder zur Ruhe gebettet. Anders bei „**Franz Liszt**", dem Ernst Burger eine Lebenschronik in Bildern und Dokumenten widmet (Vorwort von Alfred *Brendel. List Verlag, München 330 S.,* zahlr. Abb., 148 Mark). Liszts 100. Todestag wurde mit einem beispiellosen Respekt begangen. Hinter dem Salonhelden des Klaviers trat allmählich der Mann hervor, der von sich sagte: „Mein höherer Beruf ist: frei empfinden und frei schaffen." Beides betrieb Liszt unbeirrt und rück*sichtslos gegen sich* selbst wie gegen seine ständig dreinredende Entourage.

Selbst von Erfolgserlebnissen erwies sich der Mann, der als höchstgefeierter, geradezu vergötterter Pianist mit *vierunddreißig* schon den Lorbeer hinwarf und sich zu angeblich ernsthafterer künstlerischer Arbeit versammelte, unabhängig. Er ging seinen Weg dabei mit *Grazie. Selbst unter seinen heftigsten* künstlerischen Widersachern hatte dieser seltsame Mann nur Freunde. Das allein schon macht neugierig. Diese Neugierde befriedigt Ernst Burger aufs beste. Er legt eine Kollektion vor, die man nicht ohne Ergriffenheit und schon gar nicht ohne Bereicherung blätternd durchliest. Man durchforscht *sie mit den Augen:* diesen Wald von hochinteressanter Menschheit, die sich um Liszt ein Leben lang scharte. Vor allem aber entzückt man sich an der *Geschichte des Liszt-*Porträts, zu der Burger viele Erstveröffentlichungen beisteuert.

Am erschreckendsten ist vielleicht das Budapester Photo von 1873. Liszt, wie fast immer in derselben Pose, die Hände locker und durchaus unspielfertig auf dem Klavier, inmitten der heimischen Kunstmagnaten des Festkomitees, das ihm das fünfzigjährige Künstlerjubiläum auszurichten gedenkt. Liszt wirkt, obwohl erst 62, wie ein *uralter Mann. Nur sieben Jahre zuvor hatte* ihn Hanfstaengl erstmals abgelichtet: den Feuerkopf mit dem gespannten Vogelgesicht, voller Temperament und Grandezza, ein Mann wie eine Sarazener Klinge.

Liszt alterte offenbar früh, schnell und erschreckend. Daher wohl auch kam es, daß der nur um zwei Jahre jüngere Wagner den Schwiegervater immer wieder als Vaterfigur empfand. Die Story des Alterns blättert Bur*ger schonungslos und anschaulich auf. Man* sieht geradezu, wie es zu den späteren Kompositionen kam: diesen musikalischen Fluchtwegen ins Nichts durch Aufhebung der Tonalität; diese Selbstauslöschung und Selbstbescheidung. Keine neuen Wege werden eingeschlagen, alle werden gelöscht. Burger verfolgt das beinahe makabre Geschehen in voller Deutlichkeit: Von den späten Photos Nadars bis *zu denen* Hanfstaengls und den unglaublichen Weimarer Bilddokumenten Louis Helds, die soviel von der traurigen Hofhaltung des alten *Mannes* erzählen, den die Fürstin Sayn-Wittgenstein zum „dirty old man" verkommen sah – den Elegant von einst nun in die Soutane gewandet, *im Trampelschuh.*

Burger weiß alles über Liszt, und er breitet es in einer *chronologisch geführten* Kolumne Jahr für Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag aus. Dazwischen fügt er Augenzeugenberichte, *Briefexzerpte,* eigene Anmerkungen, die sich mitunter etwas komisch lesen, aber bei näherer Betrachtung geradezu genial formuliert sind. Es versteht sich von selbst, daß Burger die vornehmen Reisen des Musikers genau verfolgt. Nur Rilke vielleicht hat später auf noch mehr Schlössern genächtigt als Liszt. Aber meist fand sich kein *kecker Tuschpinsel wie der des* kleinen Maurice Sand, der Mama George und den auf seinem Klavierstuhl kauernden Liszt aufs Possierlichste hinkarikierte. Liszt liebte übrigens Karikaturen nicht. Darin war er fast Staatsmann.



So zeichnet Lagerfeld: Schwingende Röcke für ein Wochenende in Rom

Lagerfeld setzt die Piaggi groß in Szene

Von MICHAEL MEYRING

Erstaunen Sie mich!" So beschwor einst Diaghilev, der Impresario der „Ballets Russes", Jean Cocteau, an dessen mannigfachen Talenten er sich sehr genüßlich zu delektieren pflegte. Wäre Karl Lagerfeld ein Zeitgenosse Diaghilevs gewesen, wie überreich hätte er dem Herzenswunsch des russischen Anfeuerers, immer aufs neue von der künstlerischen Vielseitigkeit seiner Freunde erstaunt zu werden, entsprechen können!

Lagerfeld begnügt sich nicht damit, als Kreateur stilbildender Prêt-à-porter-, Haute-Couture-, Sportswear- und Pelzkollektionen, als Parfümeur und Entwerfer von Film- und Bühnenausstattungen zu interkontinentalen Ehren gelangt zu sein. „Kaiser Karl"

Karl Lagerfeld:
Creationen mit Anna Piaggi
Kohlhammer Verlag, Stuttgart. 224 S., zahlr. Abb., bei Subskription bis Ende des Jahres 128 Mark, danach 148 Mark.

(wie ihn die New Yorker Modezeitung „Women's Wear Daily" gern nennt) reüssiert nun auch noch als Modezeichner, und zwar als einer von besonderen Graden. Beileibe keiner der langweilenden Kleider-Abmaler, handhabt Lagerfeld Ölkreide, Tuschepinsel, Filzschreiber und Buntstift mit der gleichen Spontaneität, die solchen Meistern ihres (aussterbenden) Fachs wie Sir Cecil Beaton, dem Amerikaner Ericson, Marcel Vertès, Bouché und vor allem Christian Bérard zu eigen war.

Gleich diesen hält er in präzisen Momentaufnahmen, oftmals Ambiance und private Stimmungen miteinfangend, den flüchtigen Augenblick der uneinstudierten Pose und Gestik seines in immer überraschenderen Maskeraden auftretenden „Modells" fest. Er skizziert stets dieselbe Frau, gelegentlich auch deren Begleiter, einen rotbärtigen englischen Modehistoriker namens Vern Lambert. Auf jeder Zeichnung vermerkt er Stunde, Tag und Jahr der Entstehung.

Die Notizen und Zeichnungen dieses ungewöhnlichen und ungewöhnlich amüsanten, manchmal abstrusen, energiegeladenen, sich immer ein wenig selbst persiflierenden „Mode-Tagebuchs", wie der Band im Untertitel heißt, spiegeln einige der typischen Qualitäten Karl Lagerfelds und insbesondere seine sich hoffentlich nie abnutzende „Sturm-und-Drang"-Power. Wenn die Namen heute so unbekannter Größen wie der der exzentrischen Londoner Autorin Elinor Glyn, die gegen Ende der zwanziger Jahre Hollywood „heimsuchte", auftauchen oder jener der Kleidungsfragen zu Weltanschauungsproblemen hochspielenden amerikanischen Multimillionärin Millicent Rogers, dann ist auch Nostalgie mit im Spiel.

„Zeichnen ist für mich wie atmen", bekennt Lagerfeld; das Objekt seiner nun nicht mehr heimlich darstellerischen Begierde ist die Mailänder Modejournalistin Anna Piaggi, eine auf ihrem Gebiet hoch geachtete Autorität, verheiratet mit dem italienischen Porträt- und Modefotografen Alfa Castaldi. La Piaggi, weder als bildhaft schön noch gertenschlank zu bezeichnen, macht seit langem schon als Verkleidungskünstlerin mit schauspielerischem Können von sich reden. Sie schreibt sich ihre „Rollen" selbst auf den Leib, begibt sich unter keines Regisseurs Fuchtel und tritt auch nie auf Theaterbühnen auf. Die Bretter, die ihr die Welt bedeuten, sind die Laufstege zwischen den Orchestersesseln der Modeschauen in Paris und Mailand und die Stadtpalais, Appartements und Schlösser ihres Seelenfreundes Karl.

In dessen Louis-Quinze- oder Memphis-möblierten Interieurs – bevorzugt auch nach eigenem Eingeständnis in der Küche seiner Pariser Beletage – setzt sich Anna Piaggi am liebsten in Szene. Gewandet in neue oder historische Kleider, die sie auf Flohmärkten oder Wohltätigkeitsbasaren, bei Antiquitätenhändlern, in Berufsbekleidungsläden, Auktionshäusern, in Army-surplus-Shops, in Opernkostümwerkstätten und deren Funduskammern aufstöbert oder den Kollektionen zeitgenössischer Couturiers entnimmt, mimt sie mal die „Nijinska" (des Tänzers Tochter), dann einen „Backfisch der zwanziger Jahre", putzt sich à la Vuillard oder Watteau heraus, verkörpert heute „Die Amazone aus der Suite 417" (des Hotels Hassler zu Rom), morgen eine „sich bewegende Kerze" und tags darauf die monströse „Sarah Bernhardt". Dann wieder erscheint sie im „Baseball-Look", als kriegerische „Kaiserin Fedora Bokassa" oder stellt die „Frau eines venezianischen Fischers in der Lagune beim Anbruch der Dämmerung" dar.



Die Belle Epoque ist niemals fern: Studie in Crêpe-de-chine mit modernem Pfiff

Bei der Kostümierung ihrer Impersonationen, die sie nur veranstaltet, um sich und ihre Freunde zu amüsieren – und um vielleicht ihren Feinden, zu denen der Pariser Alles-Entwerfer Pierre Cardin gehört, Sottisenstoff zu liefern –, geht Signora Piaggi eigene Wege. Sie ahmt nicht nach, was die Modehistorie lehrt, sondern kreiert, indem sie unverfroren Stilepochen durcheinanderwirft oder Androgynes wagt, wenn sie etwa ein tournürengepolstertes Jackett von 1895 mit Jodhpurs, wie sie britische Kolonialoffiziere zu tragen pflegten, paart. Über kleidungsmäßige Standesunterschiede setzt sie sich hinweg.

Kein Wunder, daß Karl Lagerfeld, der selbst weit davon entfernt ist, das Thema „Mode" tierisch ernst zu nehmen, den Travestien Anna Piaggis mit Haut und Haaren, will sagen: mit Pinsel und Zeichenstift, so freudig verfiel. Connaisseurs sollten eilen, einander Karls Hymne auf die respektlose Mailänderin zu schenken.



Zeichnungen mit der linken Hand

Von PETER DITTMAR

Das alles wurde mit der linken Hand gemacht. Denn Seymour Chwast kann nicht mit der rechten zeichnen. Deshalb nennt er den Band mit einem Überblick über seine Arbeiten **„The Left-Handed Designer"** (Verlag Harry N. Abrams, New York. 144 S., 161 Abb., 35 Dollar). Und der Umschlag, der sich sechsfach auseinanderfalten läßt, zeigt titelgerecht jedesmal eine zeichnende Linke in den unterschiedlichsten Stilen. Seymour Chwasts große Stärke ist nämlich, daß er für seine Plakate, Illustrationen und alle die anderen werbegraphischen Entwürfe Anregungen aus allen Epochen der Kunstgeschichte aufzunehmen und zu einem eigenen Stil zu komprimieren weiß.

In den Texten seines Buches erzählt er freimütig, wer ihn jeweils inspirierte. Mal war es Frankreichs berühmtester Plakatmaler der dreißiger Jahre, Cassandre, mal sein deutscher, nicht minder geschätzter Kollege Ludwig Hohlwein. Mal borgt er sich einen Gedanken bei Frans Masereel aus, ein andermal stehen ihm Beardsley und „The Yellow Book" Pate. Dann greift er auf die naiven Votivbilder zurück, lehnt sich an Reklameetiketten des 19. Jahrhunderts an, weiß Jugendstil, Art Deco oder die schwungvollen Lineamente barocker Schreibmeister zu nutzen

Die Werbegraphik war zwar nie zimperlich mit Anleihen bei den künstlerischen Moden ihrer Zeit. Aber es war doch ein Novum, als Seymour Chwast zusammen mit Ed Sorel und Milton Glaser 1954 das Push Pin Studio gründete, das einen intellektuellen Werbestil, voller Witz und Anspielungen, kultivierte. Mit scheinbar naiver Farbigkeit und einer Häufung von Motiven, gerahmt von viktorianischen Ornamenten und Schriftbändern wie auf alten Blechdosen oder Zündholzschachteln, wurde die Aufmerksamkeit auf ein Puccini-Festival oder einen Kuchen, ein Motorrad oder ein Bier gelenkt. Das ergab damals ungewohnte optische Effekte.

Nun war die Werbung in Amerika – oder besser: in New York und an der Ostküste – auch vorher nicht so betulich wie in Europa (die Schweiz ausgenommen). Aber Mitte der fünfziger Jahre zeichnete sich ein Wandel ab. Es war einerseits die „Nierentischzeit" mit ihren wuchernden unsymmetrischen Formen, die Amerika wahre Kriegsschiffe auf Rädern in den allerschönsten Bonbonfarben bescherte. Auch begann sich damals die erste Nostalgie-Welle abzuzeichnen, die Wiederentdeckung des Jugendstils, ohne zwischen Kunst und Kitsch der Jahrhundertwende zu differenzieren. Anderseits startete damals Tomi Ungerer mit seinen frechen Zeichnungen eine ungewöhnliche Karriere in der Madison Avenue, denn die Werbeleute fanden Geschmack an ein wenig provozierender Selbstironie.

Das alles griffen die jungen Leute des Push Pin Studios – Chwast, zwei Jahre zuvor an der Cooper Union School of Art and Architecture graduiert, war bei der Gründung gerade 23 – auf und verflochten es zu einem Stil, der nostalgisch schien, obgleich er höchst modern war. Inzwischen wurden ihre Arbeiten vielfach preisgekrönt und in berühmten Museen ausgestellt. Denn im Gegensatz zu den meisten Werbezeichnungen, die sehr schnell veralten, gelangen Chwast immer wieder Entwürfe, die sich sozusagen von ihrem eigentlichen Zweck – der Werbung – lösen und in höhere Sphären – der Kunst – aufsteigen.

Das gab es natürlich auch schon vorher, wie die Beispiele von Toulouse-Lautrec und Cassandre, Leupin und Lenica, François und Folon, um nur einige zu nennen, zeigen. Chwast kann sich in dieser Reihe behaupten. Beispielsweise mit seinem Entwurf für ein Festival erotischer Filme, für das er auf weißem Untergrund die schwarze Konturlinie eines Frauenkörpers mit einer Teufelsmaske, die die Zunge herausstreckt, als Schoß zeichnete. Oder mit dem Magazintitel zum Thema „Was geschah mit dem Vater?", bei dem vor einem gestreiften Sessel scheinbar die Schuhe und die Hände mit Pfeife und Zeitung schweben, weil das Anzugmuster mit dem des Sessels zusammenfällt. Angesichts dieser fröhlichen Kunst wünscht man sich mehr linkshändige Zeichner.

Das große WELT-Preisrätsel zur Frankfurter Buchmesse 1986

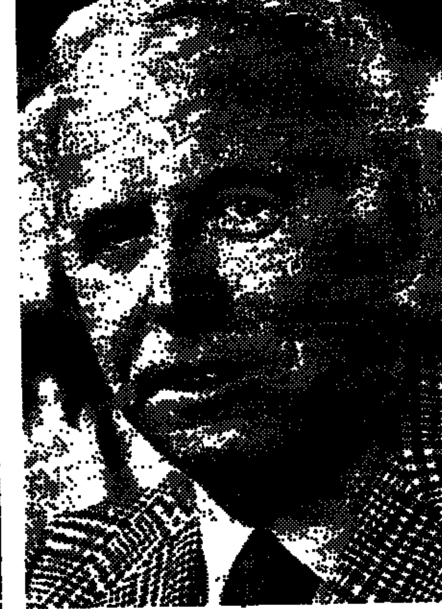


1

2

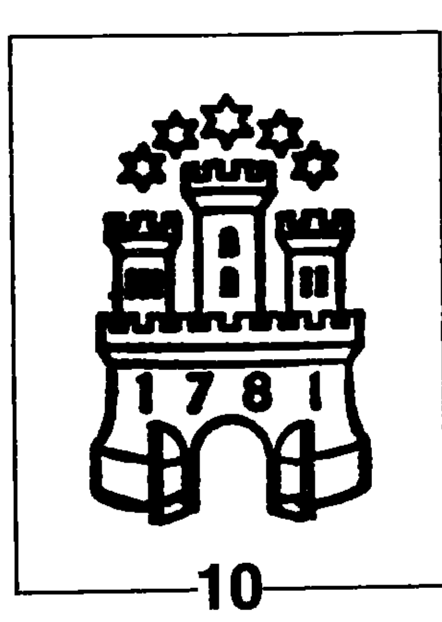


Am Strand liegen, dort, wo die Gewässer noch so klar und sauber sind wie kaum irgendwo in der Welt: Der Hauptgewinner unseres Preisrätsels wird mit Partner oder Partnerin in Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, eine Woche verbringen und von Bestseller-Autor Arthur Hailey zum Tee eingeladen werden FOTO: DIE WELT



Autor von erfolgreich verfilmten Bestsellern wie „Airport" und „Hotel": Arthur Hailey FOTO: DIE WELT

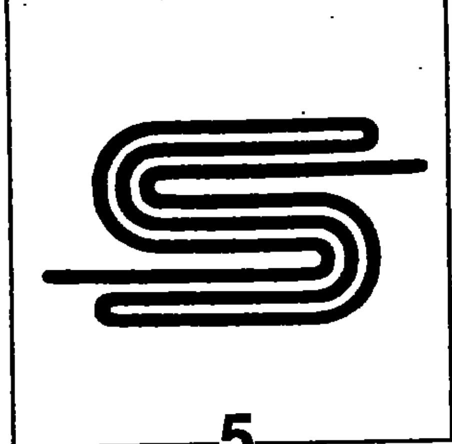
9



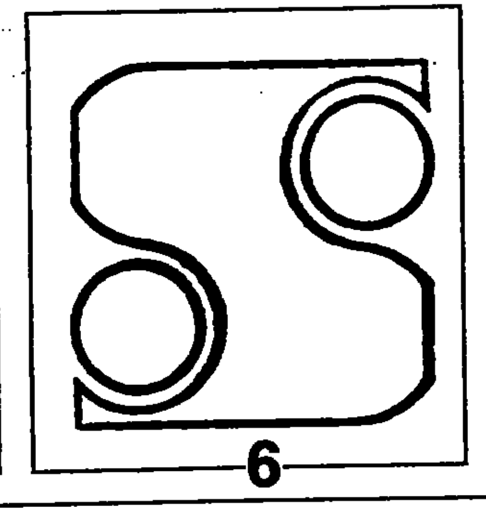
10



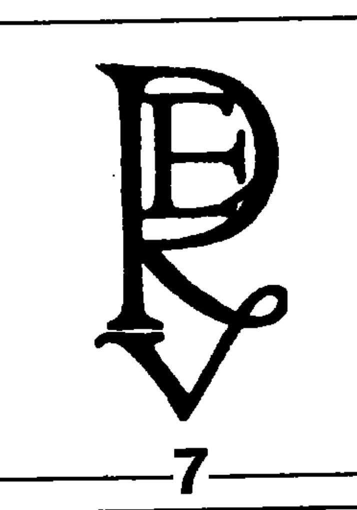
3



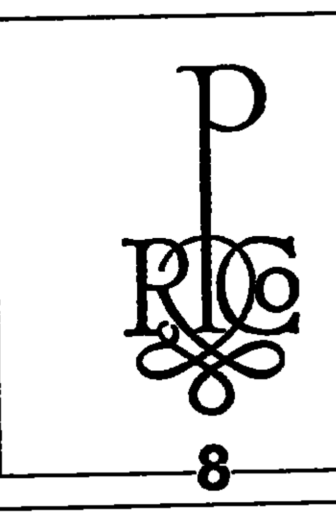
5



6



7



8



11



4

Und so wird's gemacht!



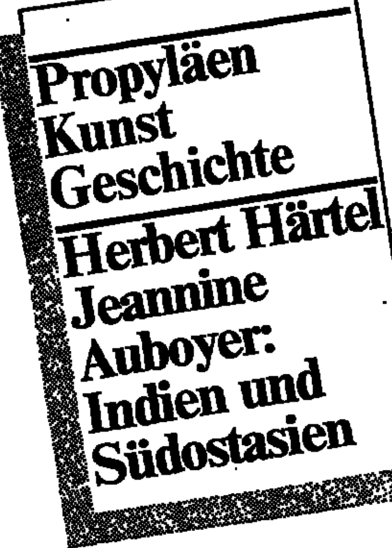
Wo Autoren sich treffen: Das Literaturhaus in Berlin FOTO: ULLSTEIN

Auf dieser Seite sind Signets von bekannten und weniger bekannten deutschen, österreichischen und Schweizer Buchverlagen abgebildet. Es gilt, die Namen der Verlage, die diese Signets tragen, herauszufinden und uns mitzuteilen. Ein kleiner Hinweis als Hilfe: Alle Verlage, deren Markenzeichen wir hier vorstellen, sind entweder mit einer Rezension oder mit einer Anzeige in unserer Messebeilage vertreten. Ein weiterer Tip: In Zweifelsfällen wird Ihr Buchhändler Ihnen bestimmt Auskunft geben. Andererseits erschweren wir Ihnen die Lösung dadurch, daß die Verlagsnamen in der richtigen Reihenfolge anzugeben sind, also nach der Numerierung auf dieser Seite. Angaben in der falschen Reihenfolge können nicht berücksichtigt werden. Senden Sie Ihre Lösung bitte nur auf Postkarten ein. Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1986 (Poststempel). – Und hier die Preise: 1. Preis: Eine einwöchige Reise für zwei Personen nach Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, mit einem Besuch bei dem Schriftsteller Arthur Hailey. Unterbringung in einem führenden Hotel inklusive angemessenem Taschengeld. 2. Preis: Ein Wochenende für zwei Personen in einem exklusiven Hotel in Berlin, mit einem Besuch in dem neuen Schriftstellerhaus in der Fasanenstraße, ebenfalls mit angemessenem Taschengeld. 3. bis 6. Preis: eine 22bändige Ausgabe der berühmten Propyläen-Kunstgeschichte im Wert von je 1960 Mark. 11. bis 100. Preis: Interessante Neuerscheinungen vom Buchherbst 1986.

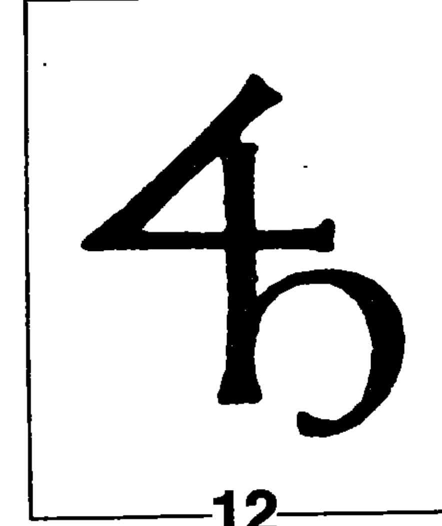
Schicken Sie Ihre Postkarten an folgende Adresse:

DIE WELT
Stichwort Messe-Quiz
Godesberger Allee 99
5300 Bonn 2

Die Verlosung findet unter Aufsicht eines Notars statt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Angestellte des Verlagshauses Axel Springer und ihre Familienangehörigen dürfen nicht teilnehmen.



22 Bände über die Kunst der Welt: Die Preise drei bis sechs unseres Rätsels



12

20 JAHRE MAIL ORDER KAISER

KAISER's Angebote für Sie!

Sie sparen oft über 50% bei unseren Sonderangeboten aus dem modernen Antiquariat. Außerdem stellen wir vor: Preiswerte Sonderausgaben und aktuelle Neuerscheinungen.

Liebe Leser,

im Herbst 1966 erschien unsere erste Kleinanzeige mit unserem einmaligen, mittlerweile weltweit bekannten Service „Alle Bücher". Seitdem ist nicht nur unser Buchversand gewachsen, sondern auch die Größe unserer Anzeigen: Lesen Sie hier auf einer ganzen Zeitungsseite unser neuestes Angebot: ein Querschnitt durch unser natürlich noch viel, viel größeres Programm — Sicher ist auch für Sie etwas Passendes dabei!

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Buchhändler per Post
MAIL ORDER KAISER GMBH

Kaiser

PS: Der Bestellcoupon befindet sich wie immer rechts unten: Wir sind Ihnen so nah wie der nächste Briefkasten.

Bestseller Platz 1!



Der lange erwartete neue Roman!

Isabel Allende: Von Liebe und Schatten. 438 Seiten. Geb. Suhrkamp (3-518-02655-0) 38.- Nicht weniger mitreißend als »Das Geisterhaus« ist ihr zweiter Roman »Von Liebe und Schatten«, eine Geschichte von Liebe und Gewalt, von Glanz und Tod, von Not und Hoffnung. 438 Seiten. Geb. 38.—

Bibliothek der Alten Kulturen in 6 Bänden.
Rom. Land und Volk der alten Römer. / **Ägypten** und der Vordere Orient im Altertum. / **Hellas.** Land und Volk der alten Griechen. / **Amerika.** Inka, Maya und Azteken. / **China und Japan.** Die Kulturen Ostasiens. / **Germanien.** Länder und Völker der Germanen.
Jeder Band zwischen 330 und 430 Seiten mit zahlr. s/w-Tafeln. Geb. 6 Bde. zus. (1-000-90966-2) nur 49.80

Nino Lo Bello: Vatikan im Zwielicht. 286 Seiten. Geb. Econ (3-430-16134-7) statt OA 38.— SA: nur: 19.80 Die unheiligen Geschäfte des Kirchenstaates. Die Institution Vatikan im Widerstreit zwischen Macht und Moral, Anspruch und Wirklichkeit.

Unser Tip



Die effektivste, gesündeste und umfassendste Methode, den Körper zu formen!

●●● Bodystyling für Frauen. Goldm.(3-442-10993-0) 14.80 Das Trainingsprogramm für die ideale Figur — in 12 Wochen schlank, straff und geschmeidig.

Hans Küng: Ewiges Leben? 327 Seiten. Gebunden. statt OA 34.— SA: nur: 19.80 Piper (3-492-02806-3) Auseinandersetzung mit den großen letzten Fragen nach dem Sinn des menschlichen Lebens und Sterbens. „Küng weiß, was seine Leser mögen: Keinen 'langatmigen theologischen Traktat zur Eschatologie', sondern Antworten auf die drängenden Fragen der Zeitgenossen', aber doch 'präzise' Antworten auf dem Stand gegenwärtiger theologischer Forschung." (Der Spiegel)

Tania Blixen: Afrika — dunkel lockende Welt. 27.70 Manesse (3-7175-1718-x) Nach diesem Roman entstand der Film-Hit dieses Frühjahrs: „Jenseits von Afrika" mit Maryl Streep und Robert Redford. Ausgezeichnet mit 7 Oscars!

Edgar Bergmann: Wie intelligent bin ich? Eigentest zur Allgemeinbildung und Intelligenz (1-000-40185-5) statt 24.— nur 13.80 Durch über 1300 Fragen aus 26 unterschiedlichen Sachgebieten kann man das eigene Gedächtnis, Wissen und Erinnerungsvermögen auf amüsante und lehrreiche Art auf die Probe stellen. 270 S. Ln.

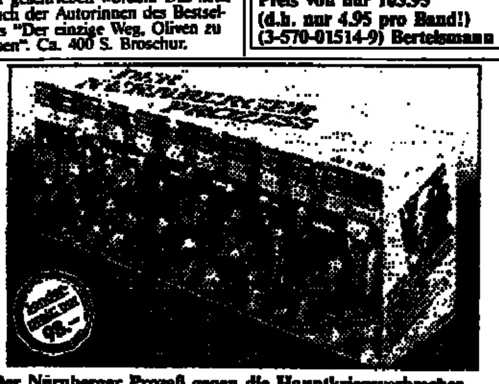
★★Das Aktfoto. Ästhetik, ★★Geschichte, Ideologie. (3-7658-0502-5) Geb. 68.— 458 S. mit 330 Abb., einem Tafelteil mit 45 farb. und 114 s/w-Abb. Format 21 x 27 cm. Geb. 68.—

NEU



Wünsche, Praktiken und Gefühle der Männer!

L. Barbach / L. Levine: Fühlst du mich? Ca. 400 S. Ullstein (3-550-07742-4) 29.80 120 Männer sprechen über ihr Sexualleben. Noch nie ist so offen über sexuelle Aktivitäten, Gefühle, Praktiken und Wünsche der Männer geschrieben worden. Das neue Buch der Autorinnen des Bestsellers "Der einzige Weg, Oliven zu essen". Ca. 400 S. Broschur.



Der Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vom 14. November 1945 bis 1. Oktober 1946. Studienausgabe. Unveränderter Nachdruck der 23bändigen Originalausgabe in 13 Bänden. Inges. 15.444 Seiten. Format 12,5 x 18,7 cm. Broschiert in Schmuckkassette. ISBN (3-7735-2500-1) statt 198.— nur noch 98.— Juristisch wird der Nürnberger Prozeß umstritten bleiben. Für den Historiker jedoch ist er *die* Fundgrube, ist er die Quelle aller Quellen zur Geschichte des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges. In Nürnberg nämlich stand nicht mehr und nicht weniger zur Debatte als die Gesamtheit des Dritten Reiches. Zwar hatte sich Hitler (sowie Goebbels und Himmler) der Verantwortung durch Selbstmord entzogen, neben Hermann Göring aber, dem Angeklagten Nr. 1, standen zwanzig weitere Beschuldigte vor Gericht und gaben Auskunft.

Das alternative Zuhause: **Das große Buch vom einfachen Leben (1-000-30235-0) statt 35.— nur noch 14.80** 1000 Tips und Tricks für Alltag und Freizeit. Der große umfassende Ratgeber für ein bewußtes, gesünderes, natürlicheres und sparsameres Leben. 180 S. mit Hunderten von Abb. Großformat. Geb.



Das große Antiquitäten-Lexikon. 400 S. mit 1000 Abb. Herder (3-451-19877-0) statt OA 230.— SA: nur 49.80 Das große und reich bebilderte Standardwerk für Kenner, Sammler und Liebhaber erlesener Raritäten bietet in 4.500 biographischen und Sachartikeln und 1000 Abb., die Hälfte davon vierfarbig, alles Wissenswerte über alle wichtigen Bereiche des Kunsthandwerks vom 15. Jahrh. bis zum Jugendstil. 400 S., 1000 Abb., davon 500 farbig. Format 22,5x26,5 cm. Geb.

Die besseren Pillen. Nur 29.80 (3-570-02592-6) Mosaik Das Buch für alle, die mit biologischen Heilmitteln sanft und ohne schädliche Nebenwirkungen gesund werden und gesund bleiben wollen. 480 Seiten. Kart.



Martin Gardner: Mathematischer Karneval. Bestell-Nr.: (1-000-40485-4) statt 36.— nur noch 19.80 Eine Auswahl der besten unterhaltsamen mathematischen Spiele, die seit 20 Jahren in „Scientific America" von Mathematikern, Nichtmathematikern und geistig interessierten Menschen aller Berufe gelesen werden. 169 Seiten mit 150 Abbildungen. Gebunden.

Die Großen Deutschen. 5 Bände in Kassette. Bestell-Nr. (1-000-90994-8) statt 98.— nur noch 49.90 Dieses von H. Heimpel, Th. Heuss und B. Reifenberg herausgegebene Werk versammelt die großen Deutschen von Karl dem Großen bis Bert Brecht. 5 Bde., zus. 3062 S. mit 400 Abb. Broschur. „Hier wird eine deutsche Vergangenheit gezeigt, der jede Peinlichkeit fehlt — mehr noch: die den geschundenen Begriff Vaterland wieder zu Ansehen bringen kann." (Südd. Zeitung)

Die langerwartete deutsche Ausgabe des internationalen Bestsellers „Sexual Secrets":
N. Douglas/P. Slinger: Das große Buch des Tantra. Sphinx (3-85914-620-3) 78.— Sexuelle Geheimnisse und die Alchemie der Ekstase. Das umfassendste Werk über tantrische Sexualität und spirituelle Entwicklung — die vollständige Übersicht über die jahrtausende alten Theorien und Praktiken einer gesteigerten sexuellen Bewußtheit und einer erweiterten transzendentalen Erfahrung. 600 Abb. veranschaulichen den Text und machen das Werk zu einem Kompendium über das Wesen der erfüllenden Sexualität. 350 S., ca. 600 Abb., Großformat ca. 31x25 cm. Geb. „... es hilft Barrieren der Langeweile und Verklemmtheit über den Haufen zu werfen." (Sexology Today)

Personenlexikon in 2 Bänden. Personen der Geschichte vom Altertum bis zur Gegenwart. Bestell-Nr.: (3-88379-018-4) zus. statt 68.— nur 29.80 Die 3000 biographischen Artikel dieses zweibändigen Lexikons berichten in Wort und Bild über jene großen Frauen und Männer, die unsere Welt bewegten. Ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden Wißbegierigen. Zus. 1500 S. mit 1200 farbigen Fotos. Geb.

Adrion's Zauberkabinett. Bestell-Nr. (1-000-71185-4) statt 29.80 nur noch 14.80 Zaubertricks zum Verwundern und Vorführen für jedermann. Mit mehreren Trickbeigaben. Man braucht ein paar Karten, ein kleines Seil, ein Dutzend Streichhölzer oder auch nur ein Stück gefaltetes Papier — und schon geschehen seltsame Dinge. 157 S. mit 230 Abb. Geb. im Schuber. Nur 14.80

Die großen Religionen der Welt. 10 Bände. Hervorragende Fachleute trugen in diesem Werk zusammen, was über die prägenden Religionen der Welt informierend zu sagen ist: Von der Antike bis zum Mittelalter / Der Buddhismus / Der Hinduismus / Der Islam / Der Judaismus / Der Katholizismus / Der Protestantismus / Der Konfuzianismus / Der Shintoismus / Die Orthodoxe Kirche.
10 Bände, insges. 3041 S. mit 75 Farb- und 152 s/w-Tafeln. (Gebundene Ausgabe früher 198.—) Pb.-Ausgabe jetzt 49.80 Bestell-Nr.: (1-000-31727-7)



Les Dessous de l'Erotisme Bestell-Nr.: (3-88230-715-3) statt 49.— nur 29.95 Mehr als ein Katalog der frivolen Hautwäsche: Träume von Frauen und Männern, Phantasien und Wünsche werden hier realisiert. 76 Seiten, durchgehend 4farbig. Format 24 x 31 cm, Paperback. Französiche Ausgabe. Nur 29.95

Fix und Foxi — Superstars. Hier eine TB-Superausgabe mit 20 Bänden voll toller Abenteuer für nur 49.80 Bestell-Nr. (3-8118-6011-9) Die bekannte und beliebte Comic-Serie mit den beiden lustigen frechen Füchsen begeistert immer wieder Jung und Alt. Nicht nur Kinder, sondern auch viele Erwachsene lassen keine Ausgabe der wöchentlich erscheinenden Abenteuer aus. 20 TB-Bände nur 49.80

Enid Blytons berühmte „5-Freunde-Serie" jetzt endlich komplett und ungekürzt als Taschenbuch. 21 Bände, d.h. 21 x Hochspannung auf über 4.000 Seiten, zus. zum wirklich abenteuerlichen Preis von nur 103.95 (d.h. nur 4.95 pro Band!) (3-570-01514-9) Bertelsmann

NEU *Erinnerungen eines großen Deutschen*



Golo Mann: Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland. ca. 544 S. Ln. Fischer (3-10-047909-2) 48.— „Ein außerordentliches Buch: Geschrieben hat es ein einzigartiger Autor, der einer unverwechselbaren Familie entstammt" (Marcel Reich-Ranicki)

Der neue Brockhaus — Lexikon und Wörterbuch in 5 Großbänden. Zus. 3400 S. Bestell-Nr.: (1-000-90977-8) statt 540.— nur noch 295.— 6., völlig neu bearb. Auflage mit 14.000 Stichwörtern, 15.000 überwiegend farbigen Abb. und Aktualitätsergänzungen (Redaktionsschluß Mai 1983). Lexikonformat. Ein Brockhaus für die ganze Familie zu einem sensationellen Preis. Geb. Nur 295.—



Eduard Fuchs: Illustrierte Sittengeschichte in 6 TB-Bde. (3-596-24330-0) nur 98.— Die *Illustrierte Sittengeschichte* von Eduard Fuchs war seit ihrem Erscheinen kurz vor dem I. Weltkrieg bis zu ihrem Verbot nach 1933 ein permanenter Skandal. Nach zahlreichen Zensur-Prozessen durfte das Werk zwar an Bibliotheken und Gelehrte, keinesfalls jedoch an Frauen und Unmündige verkauft werden. Trotzdem wurde es ein während 20 Jahren immer wieder nachgedruckter Bestseller. 6 TB-Bände in Kassette, zus. 1344 Seiten mit ca. 900 Abb. Nur 98.—

Pfaffenspiegel

O. v. Corvin: Pfaffenspiegel. (1-000-90508-x) SA: nur: 18.— Neue Ausgabe des seit 100 Jahren berühmt-berüchtigten Buches über historische Denkmale des christlichen Fanatismus. 348 S. Leinen.

★★★★ Die Erde im All ★★★★ Großer Satellitenfoto-Atlas. (1-000-90927-1) SA: nur: 29.80 „Deutschland und die Welt". Eine einmalige Kombination aus Fotografie und Kartographie unserer Erde. 300 S., durchgeh. farbig bebildert. Format 25 x 35 cm. Geb.

Deutsche Militärgeschichte 1648 - 1939 in 6 Bänden. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. 6 Bände in Kassette mit cpl. 4300 S. Kart. (1-000-50479-4) (Originalausgabe 750.—) SA statt 78.— nur 48.— Dieses Werk ist eine Gesamtdarstellung der Geschichte der bewaffneten Macht in Deutschland vom Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 1939. Geschichtsbuch und Nachschlagewerk zugleich, eine unentbehrliche Quelle der Information und Orientierung über 300 Jahre deutscher Militärgeschichte. Nur 48.—

Stephen King: ES. Nur 24.80 Heyne (3-453-02253-x) In diesem atmosphärisch ungeheuer dichten Roman schildert Stephen King, der weltweit als „Edgar Allan Poe der Gegenwart" gefeiert wird, den uralten mythischen Kampf zwischen Gut und Böse. Die Gemeinschaft der Freunde kann „es" töten, weil ihre Freundschaft und Liebe zueinander stärker ist als die Gewalt des Bösen. „Horror vom Feinsten", urteilt der STERN über Stephen King. 860 Seiten. Großformatiges Pb. nur 24.80

WORKING OUT

Ch. Hix / K. Haak: Working out. Gmünder Verlag (3-924163-09-x) 34.80 Das Körperprogramm für Männer in 3 Aufbauphasen — je nach Typus und Fitness-Stand des Trainierenden. Es bringt körperliche und seelische Höchstform. 222 Seiten mit zahlreichen Fotos. Broschur.

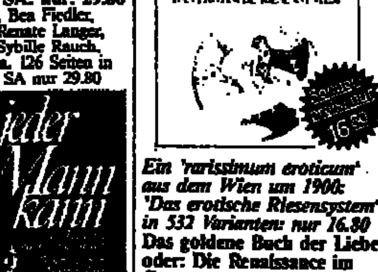
J.R.R. Tolkien: Der Herr der Ringe (3-608-95211-x) statt 109.50 als SA: nur: 48.— 3 Bände broschiert in Kassette. 1257 Seiten. SA nur 48.—

J.R.R. Tolkien: Das Buch der Verschollenen Geschichten. Teil 1. 320 Seiten. Geb. 39.80 Klett-Cotta (3-608-95306-x) Eingebettet in eine Rahmenhandlung werden Geschichten aus der Vor- und Frühzeit Mittelerdes erzählt, die als „Verschollene Geschichten" längst zur Legende geworden sind. Mythologische Märchen, die zu dem Besten gehören, was Tolkien — außer dem „Herrn der Ringe" — je geschrieben hat. Mit 2 s/w-Fotos. Geb. 39.80

Jolliffe: Sein bester Freund Droemer(3-426-26210-x)16.80 Eine intelligentere und originellere Würdigung ist bisher diesem „speziellen Freund" eines jeden Mannes kaum zuteil geworden. 64 S. mit 84 farb. Abb. Broschur.

Sein bester Freund sieht in die Sterne. 64 S. Broschur. Droemer(3-426-26269-x)16.80 Ein weiteres, komisches und überaus einfühlsames Buch über den „besten Freund eines jeden Mannes". Mit 85 Illustrationen.

»Geschichte der Märtyrer« Verfolgt für den Glauben. (1-000-30313-6) 560 Seiten. statt 34.— nur noch 16.95 Die Schicksale der bedeutendsten Märtyrer von den frühen Christenverfolgungen bis zu den Opfern des 20. Jahrhunderts. 560 Seiten. Zahlr. teils farb. Abb. Nur 16.95



Ein 'rarissimum eroticum' aus dem Wien um 1900: 'Das erotische Riesensystem' in 532 Varianten: nur 16.80
Das goldene Buch der Liebe oder: Die Renaissance im Geschlechtsleben. Ein Eros Kodex für beide Geschlechter. Bestell-Nr.: (1-000-50343-7) statt 28.— als SA: nur: 16.80 'Das goldene Buch der Liebe' erschien 1907 in Wien. Eine bibliophile Rarität für wahre Liebhaber. Von Stellung Nr.1 'Urakt oder Urpose' bis Nr. 531 'Im Fiaker (geschlossenes Coupe, herabgelassene Stores)' reicht dieses erotische Kuriosum. 568 S. Kart. Nur 16.80

UNSER RENNER



Selbstsicherheit durch Selbstbehauptungstraining!

Fensterheim/Baer: Sag nicht ja, wenn Du nein sagen willst (3-570-06472-7) SA: nur: 19.80 Wie man seine Persönlichkeit wahrt und sich durchsetzt im Beruf, in der Ehe, in der Liebe, im Familienleben, in der Gemeinschaft. 320 Seiten. Kart. Nur 19.80

Hermann Hesse: Die Romane und die großen Erzählungen (3-518-03099-x) Suhrkamp Jubiläumsausgabe nur 48.— 8 schön ausgestattete Bände in Schmuckkassette. Nur 48.—

Weidinger: Die Apokryphen. (3-557-91319-8) 36.— Verborgene Bücher der Bibel, das sind alle jene Schriften, die keine allgemeine Anerkennung in der Kirche gefunden haben und deshalb auch nicht in die Bibel aufgenommen wurden. 571 Seiten. Geb.

Kindlers Literatur Lexikon im dtv

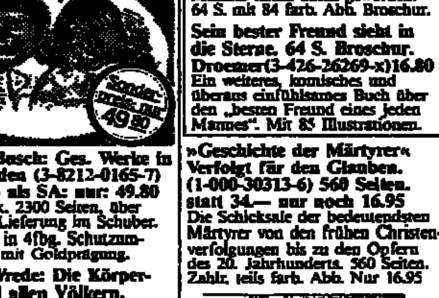
Die Jubiläumsausgabe in Sonderausstattung preiswert wie noch nie: statt 345.— nur 298.—

Bestell-Nr. 3-423-05999-0)

Zum 25jährigen dtv-Jubiläum erschien das komplette Werk neu in 14 Bänden mit buchstabengerechter Aufteilung und in größerem Format — handlicher, schöner und übersichtlicher.

Eine Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. Inhaltsangaben und Interpretationen von mehr als 18.000 Einzelwerken aller Zeiten und Völker. 14 Bände, zusammen 11 504 Seiten.

„Ich zögere nicht, dieses Lexikon eines der kühnsten und nützlichsten Unternehmen zu nennen, die auf dem Sektor der Geisteswissenschaften nach dem Krieg in unserem Land erschienen sind." (Prof. Walter Jens in »Die Zeit«)



Wilhelm Busch: Ges. Werke in sechs Bänden (3-8212-0165-7) statt 98.— als SA: nur: 49.80 Gesamtwerk. 2300 Seiten, über 3000 Abb. Lieferung im Schuber. Jedes Buch in 4fbg. Schutzumschlag und mit Goldprägung.

Richard Wrede: Die Körperstrafen bei allen Völkern. Bestell-Nr. (1-000-80873-4) statt OA 48.— SA: nur: 29.80 Kulturgeschichtliche Studien von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. 480 Seiten mit vielen Illustr. Geb. 29.80

★★★ Stars ohne Hüllen ★★★ (3-8118-6004-6) SA: nur: 29.80 Uschi Buchfellner, Bea Fiedler, Laura Antonelli, Renate Langer, Barbara Nielsen, Sybille Rauch, Sabina Trooger u.a. 126 Seiten in Farbe. Gebunden. SA nur 29.80

UNSER RENNER



Potenz steigern durch amerik. Trainingsprogramm!

W. Hartman/M. Fithian: Jeder Mann kann. Ca. 160 S. Ullstein (3-550-07735-1) 29.80 Die Erfüllung männlicher Sexualität. Jeder Mann kann seine Potenz erheblich steigern. Broschur.

Das epochale Nachschlagewerk von fundamentalem Rang. Ein Klassiker der theologischen Wissenschaft — das universale Kirchenlexikon, das zum unverzichtbaren Standardwerk geworden ist. Jetzt in der unveränderten Sonderausgabe zu einem einmalig günstigen Preis

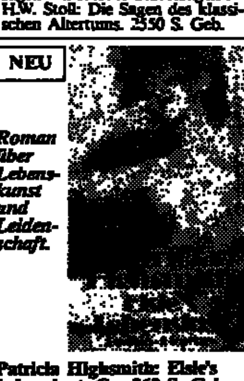
Lexikon für Theologie und Kirche. (Originalausgabe 3.498.—) Jetzt als unveränderte Sonderausgabe in 14 Bänden in Kassette nur 398.— (3-451-20756-7) 14 Bände (10 Bände im Alphabet, 1 Registerband, 3 Bände „Das Zweite Vatikanische Konzil"). Begründet von Michael Buchberger, hrsg. von Josef Höfer und Karl Rahner unter Mitarbeit von 2.677 Fachgelehrten. 20,5 x 14,5 cm. Format der Kassette 21,2 x 14,8 x 53,5 cm. 9.816 Seiten mit 103 Karten und 557 Abbildungen. Einführungspreis bis 31.12.86: 398.— (danach 498.—)

Handbuch zur Selbstmedikation Heilmittelindex '85

Handbuch zur Selbstmedikation. Heilmittelindex '85. Bestell-Nr.: (1-000-51096-4) statt 28.— nur noch 14.— 7. Auflage 1985. 854 S. Broschur.

Die schönsten deutschen Sagen. (1-000-91004-0) 6 Bde. zusammen nur 49.80 Inhalt: Th. Dahn: Deutsche Heldensagen / F. Dahn: Germanische Göttersagen / Deutsche Burgensagen / Deutsche Volkssagen / Deutsche Städtesagen / H.W. Stoll: Die Sagen des klassischen Altertums. 2550 S. Geb.

NEU

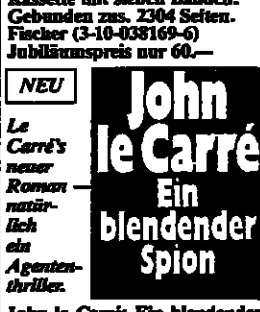


Roman über Lebenskunst und Leidenschaft.

Patricia Highsmith: Elsie's Lebenslust. Ca. 360 S. Geb. Diog. (3-257-01724-3) 29.80 „Eine hintergründige Geschichte über die dunklen und verborgenen Seiten der Liebe im New Yorker Village von der Meisterin des psychologischen Romans".(STERN)

Franz Kafka: Werke. Kassette mit sieben Bänden. Gebunden zus. 2304 Seiten. Fischer (3-10-038169-6) Jubiläumspreis nur 60.—

NEU



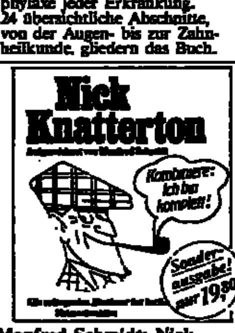
Le Carré's neuer Roman — natürlich ein Agententhriller.

John le Carré: Ein blendender Spion. 654 Seiten. Gebunden K & W (3-462-01771-3) 39.80 Ein ungewöhnlich spannender Agententhriller, der während der letzten vierzig Jahre in der Geheimdienstwelt diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs spielt.

Alfred Hitchcock: Der Mörder läßt grüßen. 416 Seiten. Geb. Scherz (3-502-19313-4) Einmal. Sonderausg. nur 19.80 Crime — Stories der Meisterklasse. Diese Sammlung seiner Favoriten unter den klassischen Krimi-Kabinettstücken erscheint als eine Hommage an den großen Meister.

Sporttagebuch des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Heribert Faßbender. (3-430-13250-9) statt 98.— nur noch 39.80 In einer einzigartigen Mischung aus erzählender Nachbetrachtung und umfassender Dokumentation läßt "Das Sporttagebuch des 20. Jahrhunderts" das Sportgeschehen dieser Epoche lebendig werden und präsentiert in Wort und Bild alle Höhepunkte dieses ereignisreichen Sportjahrhunderts bis zum heutigen Tag. Mit Fußball-EM '84 und Olympia '84! 672 Seiten, ca. 1150 Fotos in s/w und Farbe. Geb.

MSD-Manual. 3. Aufl. 2.800 Seiten. Geb. U&S (3-541-01853-4) 98.— Ein einzigartiges Nachschlagewerk für den Arzt und den interessierten Laien: Auf 2.800 Seiten mehr als 1500 Krankheitsbilder aus allen Bereichen der Humanmedizin. Der Leser erfährt in Kurzform das Wesentliche über Ätiologie, Pathogenese, Diagnostik, Therapie und Prophylaxe jeder Erkrankung. 24 übersichtliche Abschnitte, von der Augen- bis zur Zahnheilkunde, gliedern das Buch.



Manfred Schmidt: Nick Knatterton. Gesamtausgabe. (3-89082-304-1) nur 19.80 Alle Abenteuer des berühmten Meisterdetektivs. 192 Illustrierte S. Format 25 x 31 cm. Broschur.

Dr. Glenn Wilson: Techniken der Liebe. (1-000-90993-x) 144 S. Kartoniert nur 29.95 Ein farbiger Photoführer durch ein Gebiet der vielen Möglichkeiten. Zahlreiche Liebesstellungen werden farbig gezeigt und beschrieben — dem Unkundigen zur Hilfe, dem einfallsreichen Liebhaber zur Anregung . Mit 224 farbigen Abb. Großformat 22 x 29 cm. Kart.

C. Heimel: Sex-Tips für Girls. (3-925569-00-6) 19.80 „Ziemlich alles, was man schon immer über die Frau wissen wollte — aber auf so witzige, pfiffige Art, daß das Buch völlig aus dem Rahmen der Sexfibeln fällt. Frappierend ehrlich, stets lebensnah und technisch hochqualifiziert, führt Frau Cynthia durch die Gärten der Lüste." (Der Spiegel)



★★ Summer Souvenirs ★★ Bestell-Nr. (1-000-99934-3) statt 59.— nur 29.95 Junge Männer — mit und ohne Badehose. Bildband erotischer Fotografie. Amerik. Originalausgabe. 94 S., durchgeh. Farb- und s/w-Fotos. Großformat 28 x 35 cm.

W. v. Oven: Hitler und der Spanische Bürgerkrieg. 560 S. Geb. (1-000-51098-0) statt 29.80 nur noch 19.80 Mission und Schicksal der Legion Condor, mit 50 größtenteils unveröffentlichten Fotos sowie umfangreichem Dokumentarteil. Nur 19.80

de Sade

De Sade: Gesammelte Werke (1-000-90503-9) SA: nur: 20.— Gesammelte Werke des berühmt-berüchtigten Marquis de Sade, u.a. dem „Erfinder des Sadismus" — in einem Band. 532 Seiten zum Sonderpreis von nur 20.—

Thomas Mann: Die Erzählungen. Einmalige Sonderausgabe zum Jubiläum — wir liefern, solange Vorrat reicht, zum Preis von nur 10.— Fischer (3-596-25467-1) Zum hundertjährigen Verlagsjubiläum legt der Fischer-Verlag erstmals alle Thomas-Mann-Erzählungen in einem TB-Band vor. 1132 S. zum sensationellen Jubiläumspreis von nur 10.—

Hellmut Mehnert: Der Mensch ist so gesund wie sein Stoffwechsel. 210 Seiten. Geb. Piper (3-492-03001-7) 32.— Was ist Stoffwechsel? Probleme des Stoffwechsels und der Ernährung betreffen jeden Menschen. Es gibt kein Krankheitsbild, das nicht in irgendeiner Weise mit einer Stoffwechselstörung zusammenhängt. Das Buch des Internisten und Diabetes-Fachmanns Prof. Dr. med. Hellmut Mehnert bietet hierzu fundierte und praktisch verwertbare Information. Mit 14 Fotos und 23 Tabellen.

»Manet« (3-88725-092-3) statt 128.— nur noch 68.— Katalog zur gefeierten Ausstellung in Paris anläßlich Manets hundertstem Todestag 1983. 548 S., durchgeh. Farb- und s/w-Tafeln. Großformat 22 x 29 cm. Ln. Nur 68.—

NEU

Ein Zeitalter wird besichtigt. 870 S. Nur 25.—

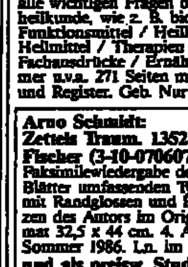
Carlo Schmid: Erinnerungen. Scherz (3-502-19650-8) 25.— Die Lebensbilanz eines großen Deutschen, gleichzeitig eines der bedeutendsten Erinnerungswerke der deutschen Literatur. 870 S. Geb. Preiswerte SA nur 25.—

R. Curb / N. Manahan: Die ungehorsamen Bräute Christi. Kindler (3-463-40046-4) 36.— Lesbische Nonnen brechen das Schweigen. Eines der bestgehüteten Tabus der Katholischen Kirche wird gebrochen. Ca. 384 Seiten mit ca. 42 Abbildungen. 36.—

Arnold Schwarzenegger: Das große Bodybuilding-Buch. Heyne (3-453-37102-x) 98.— Das erste umfassende Standardwerk über Körpertraining — vom Anfänger bis zum Leistungssportler. Sämtliche Techniken, Trainingsprogramme und Spezialübungen, Diät- und Ernährungsratschläge, Wettkampfvorbereitungen und Strategien. Ca. 750 S., 850 Fotos u. Zeichn. Format 21,5 x 27 cm. Geb. 98.—

●●● Alte Bauernregeln und Spruchweisheiten. 286 S. Geb. Bestell-Nr.: (1-000-90965-4) statt 39.80 nur noch 16.80 Eine unerschöpfliche Fundgrube von alten Bauernweisheiten, Redensarten und Sprichwörtern mit vielen schönen Illustr. Nur 16.80

Hägar ist wieder da!



Hägar — der Schreckliche. 2 nagelneue „Hägar"-Bände zus. in einem Paket für nur 15.60 (1-000-90984-0) Das Abitur der Wikinger / Die Welt ist flach! Zus. 96 Seiten. Großformat. Geb. Zus. nur 15.60

Magnus Hirschfeld u.a.: Geschlecht und Verbrechen. Bestell-Nr.: (1-000-80888-2) statt 49.80 nur noch 29.80 Aus dem Inhalt: Die Notzucht / Die Blutschande, Inzest / Der Ehebruch / Kuppelei / Kindesmord / Liebestränke und Sexualzauber / Sexuelle Verstümmelung / Schwangerenschlächter aus Aberglauben / Vacher, der Aufschlitzer / Der Vampir Ardisson. 410 Seiten mit zahlreichen Abb. Broschur.

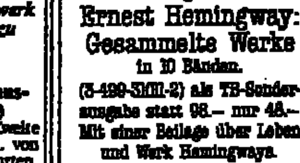
Vier Bildbände, die Ihnen sicher gefallen werden, und nicht nur wegen des günstigen Preises von nur DM 19.95 pro Band:
★★ „Touch of Lace" ★★ (1-000-99927-0) nur 19.95 Ein Hauch von Spitze — Dessous, wie man sie gerne sieht. 96 S., durchg. farbig, ohne Text.
„Techniques of Pin Up Photography". 128 S. Geb. (1-000-99928-9) nur 19.95 Über 310 farb. Abb., engl. Text.

„Techniques of Photographing: The Nude". 128 S. (1-000-99929-7) nur 19.95 Über 365 farb. Abb., engl. Text.
„Techniques of Photographing: Women". 128 S. Geb. (1-000-99930-0) nur 19.95 Über 320 farb. Abb., engl. Text.
★ Alle vier Bände zus. zum ★ Sonderpreis von nur 75.— ★ Best.-Nr. (1-000-99926-2)

G. Legman: Intime Küsse. (1-000-90500-4) SA: nur: 18.— Die Kunst der oralen Liebe: was für viele die höchste Wonne bedeutet, wird hier ebenso sachlich, wie informativ dargestellt.

G.L. Simons: Das illustr. Buch der erotischen Weltrekorde. HEY (3-453-02166-5) 7.80 Was das Guinness-Buch der Rekorde auf anderen Gebieten ist — bedeutet dieses Buch für die Welt der Erotik. Deutsche Erstausgabe.

Einmalige ungekürzte Sonderausgabe:



Ernest Hemingway: Gesammelte Werke in 10 Bänden. (3-499-35001-4) als TB-Sonderausgabe statt 98.— nur 48.— Mit einer Beilage über Leben und Werk Hemingways. 3584 Seiten mit 64 Bildtafeln, Chronik und Bibliographie.
Inhalt: Sturmfluten des Frühlings / Fiesta / In einem andern Land / Haben und Nichthaben / Wem die Stunde schlägt / Über den Fluß und in die Wälder / Der alte Mann und das Meer / Inseln im Strom / Stories / Die fünfte Kolonne / Tod am Nachmittag / Die grünen Hügel Afrikas / Paris — ein Fest fürs Leben. 40 Depeschen / Chronik.

●●● JUGENDSTIL ●●● Graphik und Druckkunst. Hrsg. von H.H. Hofstätter. (3-88102-062-4) statt 168.— jetzt als SA nur noch 48.— Das Werk mit vielfach farbigen Reproduktionen bietet mit seinen nach Ländern geordneten Beiträgen die bisher umfassendste Dokumentation über das gesamte Gebiet des europäischen Jugendstils und seiner Künstler. 296 Seiten mit teils farbigen Abbildungen. Geb. SA nur 48.—

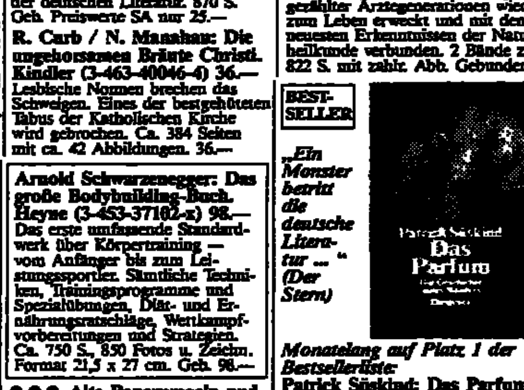
Das große Buch vom Kochen der Zeitschrift 'Essen und Trinken'. (1-000-90920-4) SA: nur: 29.80 390 Seiten, durchgehend farbig. Großformat 21 x 29 cm. Nur 29.80

H. Kinder / W. Hilgemann: Atlas zur Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. (3-492-02769-5) Sonderausgabe nur 39.80 Die Geschichte der Welt, anschaulich und übersichtlich in fast 500 farbigen Karten und Graphiken dargestellt, daneben chronologisch geordnet die wichtigsten Daten, Fakten und Zusammenhänge — ein Gebrauchsbuch zur schnellen Orientierung für Schule, Beruf und Alltag. 632 Seiten mit 495 farbigen Karten. Geb. Nur 39.80

dtv-Brockhaus in 20 Bänden. Der dtv-Brockhaus: jetzt in aktualisierter Neuauflage zum unveränderten Preis von 198.— (3-423-05998-2) Über 130.000 Stichwörter auf 6.872 Seiten, über 6.000 Abbildungen, 120 Farbtafeln, Karten u. Tabellen. 20 Bde. in Kassette.

M. Köhnlechner: Handbuch der Naturheilkunde in 2 Bänden (1-000-90957-3) statt 168.— nur 49.80 In diesem modernen Standardwerk werden Wissen und Erfahrung ungezählter Ärztegenerationen wieder zum Leben erweckt und mit den neuesten Erkenntnissen der Naturheilkunde verbunden. 2 Bände zus. 822 S. mit zahlr. Abb. Gebunden.

BEST-SELLER



„Ein Monster betritt die deutsche Literatur ..." (Der Stern)

Monatelang auf Platz 1 der Bestsellerliste:
Patrick Süskind: Das Parfum. Diogenes (3-257-01678-6) 330 Seiten. Leinen 29.80 Roman. Die ungeheuerliche Geschichte eines Mörders.

Harald Schicke: Naturheilkunde-Lexikon. Bestell-Nr.: (1-000-40508-7) statt 39.— nur noch 14.80 Das Nachschlagewerk informiert mit 1650 Stichworten und zahlreichen Abbildungen und Tabellen prägnant und verständlich über alle wichtigen Fragen der Naturheilkunde, wie z. B. biochemische Funktionsmittel / Heilkräuter / Heilmittel / Therapien / Diäten / Fachausdrücke / Ernährungsreformer u.v.a. 271 Seiten mit 94 Abb. und Register. Geb. Nur 14.80

Arno Schmidt: Zettels Traum. 1352 Seiten. Fischer (3-10-070607-2) 598.- Faksimilewiedergabe des 1334 Blätter umfassenden Typoskripts mit Randglossen und Handskizzen des Autors im Originalformat 32,5 x 44 cm. 4. Auflage Sommer 1986. Ln. im Schuber. **und als preisw. Studienausg. (3-10-070603-x) nur 398.—** Unveränderte Wiedergabe der Leinenausgabe, unterteilt in 8 Broschur-Großhefte. Nur 398.—



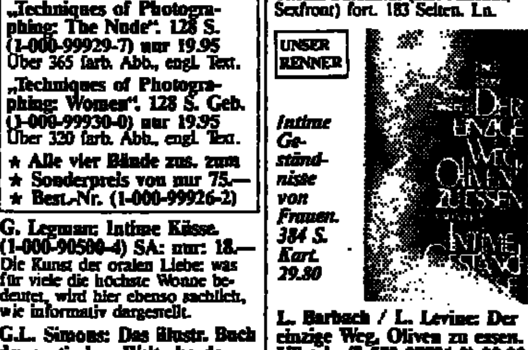
★★★ Secret Pleasures ★★★ Bestell-Nr.: (1-000-99932-7) Sonderleistung nur 19.95 Eine sehr verführerische „Bild-Geschichte" der Dessous. Großformat 23,5 x 31 cm, mit vielen verführerischen Fotos in Farbe. Gebunden. Englischer Text.



★★Exotische Liebesspiele★★ (1-000-90501-2) Pb. nur 20.— Ungewöhnliche Liebesstellungen — auf über 100 Colorfotos. 144 S.

G. Schmidt: Das große DER DIE DAS. März (3-88880-067-6) 29.80 Über das Sexuelle. „Das große DER DIE DAS" setzt die März-Tradition engagierter Bücher zum Thema Sexualität (z.B. Amendt, Sexfront) fort. 183 Seiten. Ln.

UNSER RENNER



Intime Geständnisse von Frauen. 384 S. Kart. 29.80

L. Barbach / L. Levine: Der einzige Weg, Oliven zu essen. Ullstein (3-550-07731-9) 29.80 Und andere intime Geständnisse. 120 Frauen schildern freimütig, wie sie allein oder mit ihren Partnern zu sexueller Befriedigung gefunden haben. Kart. 29.80



Jedes Buch mit festem Einband. Format ca. 16,5 x 24,5, mit s/w-Zeichnungen von Hal Foster.

Bd. 1: (1-000-20324-7) 19.80 170 S. mit 504 Foster-Zeichnungen: In den Tagen König Arthurs / Kampf gegen die Hunnen / Im Mittelmeer.

Bd. 2: (1-000-90113-0) 19.80 240 S. mit 759 Foster-Zeichnungen: Auf gefährlichen Reisen / Goldene Prinzessin / In der neuen Welt.

Bd. 3: (1-000-90114-9) 19.80

Bd. 4: (1-000-90117-3) 19.80

Bd. 5: (3-88101-110-2) 19.80 208 S. mit 596 Foster-Zeichnungen: Die Herausforderung / Im Auftrag des Königs.

Bd. 6: (3-88101-111-0) 19.80 208 S. mit Foster-Zeichnungen: Im Kampf gegen Dänen und Sachsen / Die Reisen in den Orient.

Bd. 7: (3-924456-01-1) 19.80 210 S. mit 581 Foster-Zeichnungen: Rückkehr nach Camelot / Verrat an König Arthurs Hof.

Bd. 8: (3-924456-02-x) 19.80 210 S. mit 573 Foster-Zeichnungen: Der Sieg über die Sachsen / Ein Kampf um Thule.

★★★Alle 8 Bände zusammen ★★★zum Super-Sonderpreis ★★★von nur DM 149.— ★★★Best.-Nr. (1-000-90962-x)

NEU



Der große Roman über das letzte Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

James A. Michener: Texas. Droemer (3-426-19172-5) 46.— Roman. Ein unverwechselbares Land im Mahlstrom der Geschichte. Ein (fast) 1000-Seiten Opus das lange Amerikas Bestseller-Listen anführte. 960 Seiten. Geb. 46.—

Grundlagen und Technik der Schreibkunst. (1-000-30961-4) statt 74.— als SA: nur: 19.80 Handbuch für Schriftsteller, Pädagogen, Germanisten, Redakteure und angehende Autoren. Hrsg. von O. Schumann. Ein ausführlicher, praktisch-handwerklicher Ratgeber mit einer Fülle von Weisungen und Vorschlägen, Übersichten und Metrik, Prosodie, Lautlehre u.v.m. 753 Seiten. Geb. SA nur 19.80

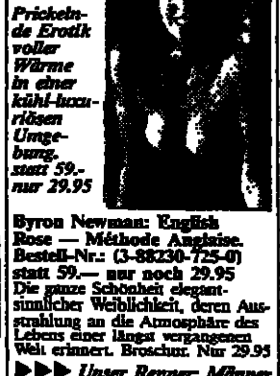
3 Sachbücher von H.J. Nowarra zum Sonderpreis:
Gezielter Sturz. Bestell-Nr.: (1-000-31925-3) statt 45.— nur noch 24.— Die Geschichte der Sturzkampfbomber aus aller Welt. Eine umfassende Übersicht über die weltweit gebauten Sturzkampfbomber von 1919 bis 1945. 244 S. mit mehr als 300 Fotos und Dreiseitenansichten. Geb.
Nahaufklärer 1910 bis 1945. Bestell-Nr.: (1-000-31926-1) statt 39.— nur noch 24.— Die Augen des Heeres. Eine exakte und übersichtliche Dokumentation der Nahaufklärung von den Anfängen der Militärfliegerei bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. 200 Seiten mit 157 Abb. Geb. Nur 24.—
Fernaufklärer 1915 bis 1945. Bestell-Nr.: (1-000-31927-x) statt 42.— nur noch 24.— Entstehung — Entwicklung — Einsatz. Eine Dokumentation der Fernaufklärung mit interessanten Informationen aus historischer Sicht, ausführlichen Typenbeschreibungen sowie organisatorischen, wirtschaftlichen und technischen Details. 208 S. mit rund 200 seltenen Fotos. Geb.

Lutz Mackensen: Deutsches Wörterbuch. (3-517-00909-1) (später 48.—) Subskriptionspreis nur 39.80 Rechtschreibung / Grammatik / Stil / Worterklärungen / Fremdwörterlexikon / Geschichte des deutschen Sprachschatzes. 1328 Seiten mit 300.000 Stichwörtern, Redensarten, Sprichwörtern. *Das* umfassende Nachschlagewerk. Format 14,8 x 22,7 cm. Geb.

★Im Flug über Deutschland★ Bestell-Nr.: (3-8112-0297-9) statt 75.— nur 29.80 Die BRD aus der Vogelperspektive: Städte, Burgen, Landschaften und Gewässer. 190 S., 87 Farbtafeln. Großformat 27,5x30 cm. Geb.

Jack Lee Rosenberg: Bewegen und erregen — oder wie man den Verstand verliert. (3-85931-001-1) 24.80 Vorschläge für Entdeckungsreisen in eine neue Sinnlichkeit. Der Körper hat seine eigene Sprache, und dieses Buch hilft, sie zu verstehen. 160 S., illustriert, 5. Auflage.

Wieder da!



Prickelnde Erotik voller Wärme in einer kühl-luxuriösen Umgebung. statt 59.- nur 29.95

Byron Newman: English Rose — Méthode Anglaise. Bestell-Nr.: (3-88230-725-0) statt 59.— nur noch 29.95 Die ganze Schönheit elegant-sinnlicher Weiblichkeit, deren Ausstrahlung an die Atmosphäre des Lebens einer längst vergangenen Welt erinnert. Broschur. Nur 29.95

▶▶▶ *Unser Renner: Männer* Männer — Aktbildband (3-7658-0462-2) nur 34.80 Männer machen sich frei — von Hemden und Hosen, von Nadelstreifen, Uniformen, Manschetten, Konventionen. 140 Seiten mit 80 s/w-Tafeln. Brosch. Nur 34.80

Thomas Mann: Die Romane. Kassette mit sieben Bänden. Gebunden zus. 5703 Seiten. Fischer (3-10-048242-5) Jubiläumspreis nur 100.— Inhalt der Kassette: Buddenbrooks / Königl. Hoheit / Lotte in Weimar / Zauberberg / Joseph und seine Brüder / Doktor Faustus / Der Erwählte / Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull.

Maria Treben: Heilkräuter aus dem Garten Gottes. (3-453-41704-6) nur 18.—

NEU

Erweiterte, vollständig überarbeitete Neuausgabe



★★★ WOHNGIFTE ★★★ Eichborn (3-8218-1000-9) 36.— Handbuch zur kritischen Auswahl der Materialien für gesundes Bauen und Einrichten. 560 S. Brosch.

Sebastian Haffner: Preußen ohne Legende (1-000-51081-6) statt 78.— nur 39.80 Die Geschichte eines immer gefährdeten, etwas künstlichen, aber hochinteressanten Staatswesens, das nur 170 Jahre als eigenständige Macht existiert hat und schon in dieser kurzen Zeit zweimal beinahe untergegangen wäre. 357 Seiten, durchgeh. Farb- und s/w-Abb. Großformat. Geb. Nur noch 39.80

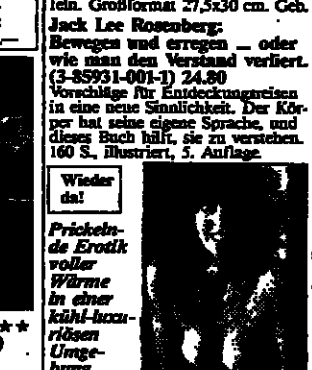
Sjöwall/Wahlöö-Kassette. Die 10 berühmten Romane mit Kommissar Martin Beck in einer preiswerten Jubiläums-Kassette. 10 Bände, 2880 S. Nur 48.— Rowohlt (3-499-42800-8)

● 7000 Jahre Handwerk und ● Technik. (3-88199-275-8) ● (Originalausgabe 78.—) ● Einmalige SA: nur: 25.— Enzyklopädischer Text-Bildband unserer technischen Kultur! Der Leser geht gleichsam auf Entdeckungsfahrt durch das Reich früher Technik und erfährt Details mit solcher Anschaulichkeit, daß ihn dieses Buch nicht mehr loslassen wird. 384 S. mit über 350 ein- und mehrfarb. Abb., 18 Karten, Zeittafeln und Übersichten. Geb.

NEU

Eine Einführung in die altindische Liebeskunst.

Ashley Thirleby: Das Tantra der Liebe. 204 Seiten. Geb. Scherz (3-502-19742-3) statt OA 36.— SA: nur 24.80 Die Wiederentdeckung einer Liebeslehre aus der alten Kultur des Ostens. Das „Tantra der Liebe" schildert nicht nur in Wort und Illustration die Liebesrituale und -spiele, die Möglichkeit zur Steigerung des Lustgebens — und Empfindens, sondern auch, wie wir auf diesem „Weg zum Gipfel" neue Selbstverwirklichung erreichen können. 204 S., 184 s/w-Abb. und 20 farb. Tafeln.
Weiterhin lieferbar:
A. Thirleby: Tantra-Reigen der vollkommenen Lust (3-502-19741-5) SA nur 24.80 Der »Tantra-Reigen der vollkommenen Lust« bildet die höchste Steigerungsform der altindischen Liebeslehre, die in der westlichen Welt bisher als ein erotisches oder gar anstößiges »Buch mit sieben Siegeln« galt. Der Tantraforscher A. Thirleby hat die bisher sorgsam gehüteten Geheimnisse der alten Tantra-Meister aufs anschaulichste entschlüsselt. 204 Seiten mit zahlr. Abb. Geb.



★★ The Lingerie Book ★★ 120 S. Geb. (1-000-99923-8) Engl. Orig.-Ausgabe nur 49.— Dessous: feminin und romantisch, aus Seide und Satin mit Rüschen und Spitzen verziert. Corsagen, Hemdchen, Höschen, Mieder und Strapse versetzen die Männerwelt immer wieder in Faszination und Begeisterung. Format 31,5 x 28 cm. 120 Seiten vierfarbig. Nur 49.—

A. Comfort: Joy of Sex / More Joy of Sex. 2 Standardwerke jetzt als Sonderausgabe in einem Band. Ullstein. (3-548-20601-8) nur 9.80

★ Harkel: Spiele der Liebe ★ (3-502-19300-2) SA: nur: 29.80 Mehr als 180 Fotos und ein ebenso offen wie einfühlsam geschriebener Text zeigen und illustrieren die ewig neuen Spiele der Liebe. 304 S. Als Paperback-Ausgabe nur 29.80

Janusz Piekalkiewicz: Der Zweite Weltkrieg. Bestell-Nr.: (3-88199-298-7) statt OA 128.— SA: nur 39.80 Vorwort: Sebastian Haffner.

Die Schriften der Anna Freud 1922 - 1980. 10 Bände zus. 3032 S. Ln. Kindler. Bestell-Nr.: (1-000-71104-8) statt 800.— nur 198.—

Karl Pagel: Die Hanse. Bestell-Nr.: (1-000-90996-4) statt 78.— nur noch 29.80 Ein Bild- und Textband mit zahlr. meist farbigen Abb. und Fotos. Die Geschichte der Hanse: Ihr Aufstieg zum Städtebund, ihr Einflußbereich und der Verlust ihrer Macht im ausgehenden Mittelalter. 256 Seiten, meist farbig illustr. Großformat. Geb. Nur noch 29.80

Max Frisch Gesammelte Werke in zeitlicher Folge

Max Frisch: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Jubiläumsausgabe in sieben TB-Bänden 1931-85. 4992 S. Dünndruck. (3-518-09350-9) Broschur. Jubiläumspreis nur 100.— (später 128.—) *Bestellen Sie jetzt zum günstigen Jubiläumspreis.*



Snoopy & die Peanuts sind da. Bisher nur in Auswahl und s/w im „Stern" erschienen, jetzt lückenlos und ganz in Farbe: je 96 S. / DM 9.80
Erstes Buch: Einfach unschlagbar. (3-8105-1811-5) 9.80
Zweites Buch: Immer unterwegs. (3-8105-1812-3) 9.80
Drittes Buch: Nur der Nase nach. (3-8105-1813-1) 9.80



2 Sonderbände von Europas größter Filmzeitschrift »cinema« jetzt zum halben Preis: **Erotik im Kino '86 — Höhepunkte des erotischen Films/ Kino der Lüste. 2 Bände zus. statt 19.60 nur noch 9.95 Bestell-Nr. (1-000-91005-9)** 2 Bände, zus. ca. 200 S., durchgehend illustr. Großformat Pb.





Privat Photos (1-000-99955-6) statt 39.80 nur noch 19.95 Eine einmalige Sammlung von 150 großartigen erotischen Bildern — geschaffen von 35 der weltberühmtesten Photographen. Einige wurden durch ihre erotischen Werke international bekannt; andere gewähren Einblicke in ihre ganz privaten Photoalben. Viele Fotos sind frech und provozierend, manche sind romantisch oder verträumt. Aber alle sind sehr intime und persönliche Dokumente zeitgenössischer erotischer Photographie. ca. 200 S. Format 29 x 21,5 cm.



Herbert W. Hesselmann: Princess in Blond und Tango Bestell-Nr. (3-922699-23-5) statt 88.— nur 39.— Hesselmann, der sich als Fotograf für 'Playboy' einen Namen gemacht hat, legt hier seine besten Arbeiten vor. 126 S., durchgehend Farbfotos. Format 24 x 31,5. Geb.

★★ Hite Report — Frauen. Bestell-Nr.: (1-000-70576-5) statt 39.80 als SA: nur: 19.80 Das sexuelle Erleben der Frau. 3000 Frauen im Alter von 14 bis 78 Jahren beschreiben ihre intimsten Gefühle. 576 S. Nur 19.80

■■ *Ein Weltbestseller* ■■ Hite Report für Männer. 992 S. Geb. (1-000-31866-4) statt 46.— nur noch 19.95 7000 Männer im Alter von 13 bis 97 Jahren sprechen offen über ihre Ängste und Geheimnisse, ihre sexuellen Vorlieben und Praktiken. 992 Seiten. Gebunden. Nur 19.95

BESTELLSCHEIN

zur ab 30.— DM portofreien Lieferung gegen Rechnung

Anzahl	Bestell-Nr. (ISBN) oder Titel	ABSENDER nicht vergessen!
☐	Gesamtkatalog „Sonderangebote" Bestell-Nr. (1-000-10001-4)	
		Name
		Vorname
		Straße
		PLZ Ort WE 40/006

Bitte ausschneiden und senden an: Auch einfache Postkarte genügt!

MAIL ORDER KAISER
Buchhandlung · 8000 München 40 · Postfach 401209

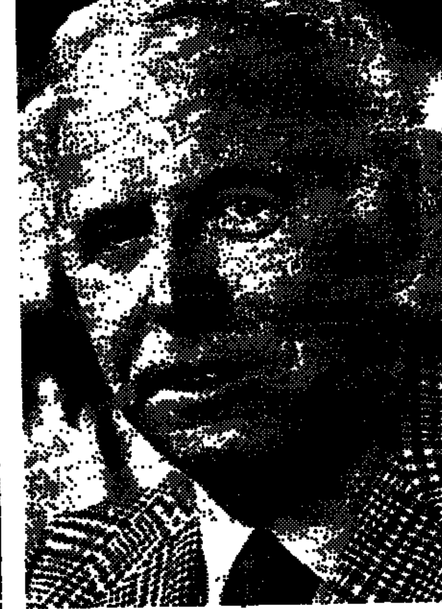
Das große WELT-Preisrätsel zur Frankfurter Buchmesse 1986



1



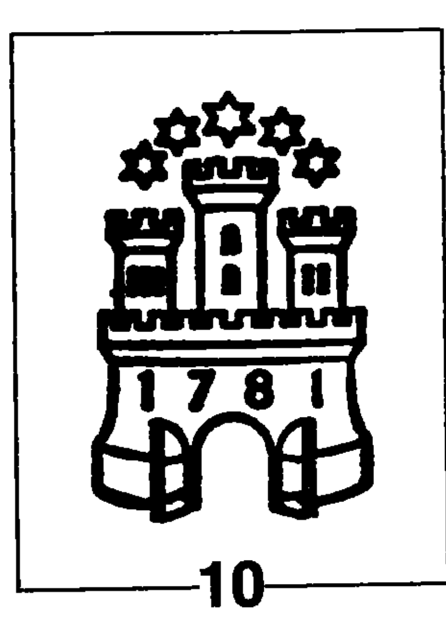
Am Strand liegen, dort, wo die Gewässer noch so klar und sauber sind wie kaum irgendwo in der Welt: Der Hauptgewinner unseres Preisrätsels wird mit Partner oder Partnerin in Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, eine Woche verbringen und von Bestseller-Autor Arthur Hailey zum Tee eingeladen werden FOTO: DIE WELT



Autor von erfolgreich verfilmten Bestsellern wie „Airport" und „Hotel": Arthur Hailey FOTO: DIE WELT

9

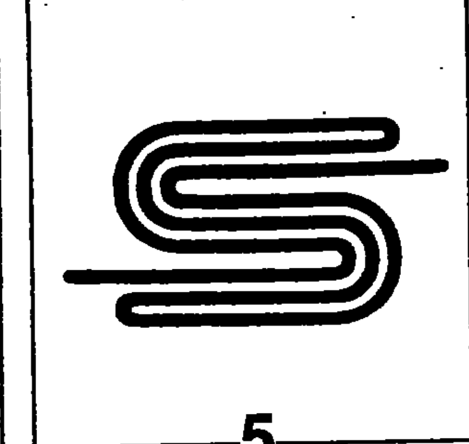
2



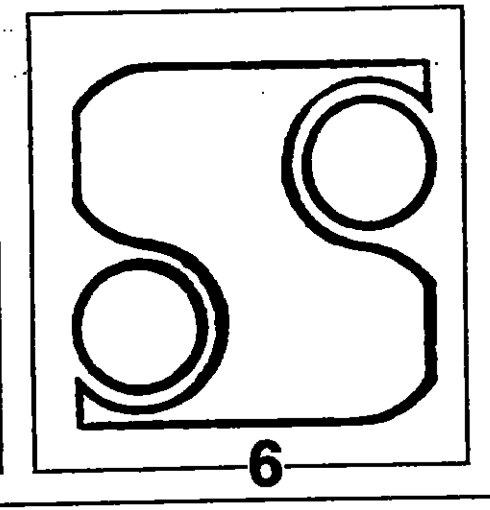
10



3



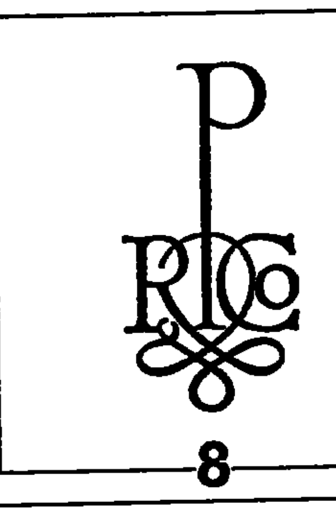
5



6



7



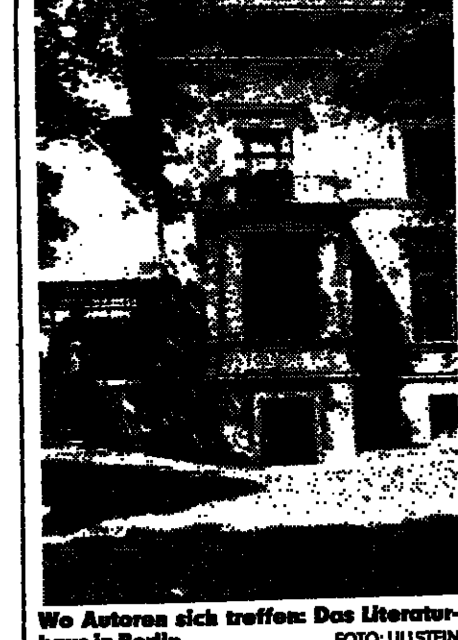
8



11



4



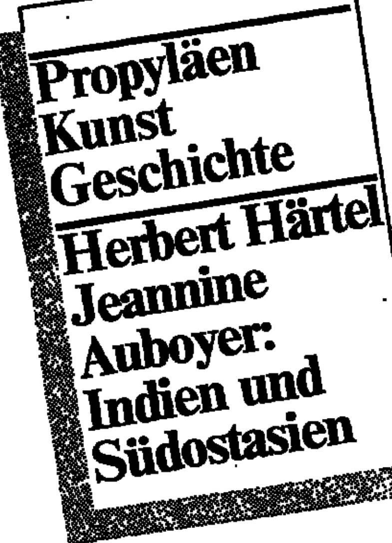
Wo Autoren sich treffen: Das Literaturhaus in Berlin FOTO: ULLSTEIN

Und so wird's gemacht!

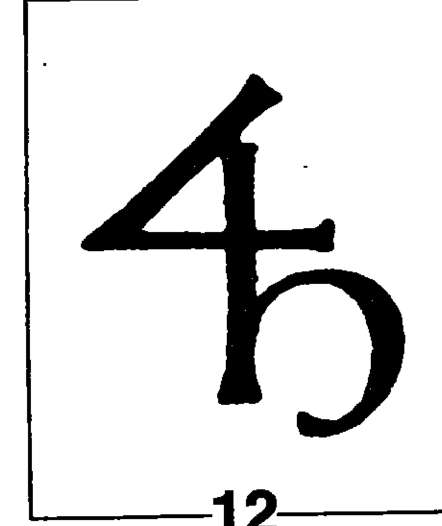
Auf dieser Seite sind Signets von bekannten und weniger bekannten deutschen, österreichischen und Schweizer Buchverlagen abgebildet. Es gilt, die Namen der Verlage, die diese Signets tragen, herauszufinden und uns mitzuteilen. Ein kleiner Hinweis als Hilfe: Alle Verlage, deren Markenzeichen wir hier vorstellen, sind entweder mit einer Rezension oder mit einer Anzeige in unserer Messebeilage vertreten. Ein weiterer Tip: In Zweifelsfällen wird Ihr Buchhändler Ihnen bestimmt Auskunft geben. Andererseits erschweren wir Ihnen die Lösung dadurch, daß die Verlagsnamen in der richtigen Reihenfolge anzugeben sind, also nach der Numerierung auf dieser Seite. Angaben in der falschen Reihenfolge können nicht berücksichtigt werden. Senden Sie Ihre Lösung bitte nur auf Postkarten ein. Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1986 (Poststempel). – Und hier die Preise: 1. Preis: Eine einwöchige Reise für zwei Personen nach Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, mit einem Besuch bei dem Schriftsteller Arthur Hailey. Unterbringung in einem führenden Hotel inklusive angemessenem Taschengeld. 2. Preis: Ein Wochenende für zwei Personen in einem exklusiven Hotel in Berlin, mit einem Besuch in dem neuen Schriftstellerhaus in der Fasanenstraße, ebenfalls mit angemessenem Taschengeld. 3. bis 6. Preis: eine 22bändige Ausgabe der berühmten Propyläen-Kunstgeschichte im Wert von je 1960 Mark. 11. bis 100. Preis: Interessante Neuerscheinungen vom Buchherbst 1986.
Schicken Sie Ihre Postkarten an folgende Adresse:

DIE WELT
Stichwort Messe-Quiz
Godesberger Allee 99
5300 Bonn 2

Die Verlosung findet unter Aufsicht eines Notars statt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Angestellte des Verlagshauses Axel Springer und ihre Familienangehörigen dürfen nicht teilnehmen.



22 Bände über die Kunst der Welt: Die Preise drei bis sechs unseres Rätsels



12